A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

42. Jahrgang, März 2006, Heft 1

Mit Beiträgen von

Sven Steinacker, Klaus-Dieter Groß,
Manfred Weißbecker und Helmut Peters

Neue Literatur • Wissenschaftliche Mitteilungen

Prometheus Antiquariat

Das 2004 eröffnete Prometheus Antiquariat ist spezialisiert auf Publikationen der politischen Linken, Geschichts- und Sozialwissenschaften sowie auf moderne Kunst und Literatur. Besonders gern befassen wir uns mit Dokumenten der Arbeiterkulturbewegungen sowie den undogmatischen/libertären Strömungen.

Zweimal jährlich erscheint ein stark illustrierter, gedruckter Katalog, üblicherweise mit den Kapiteln

- **Socialistica bis 1933**
- **Literatur in Ausgaben bis 1933**
- **Exil-Literatur**
- **Kunst und Künste**
- **Neue Linke**
- **Plakate**

Derzeit vergriffen ist unser im März 2006 erschienener Sonderkatalog *¡Libertad! – La década republicana – Bücher und Drucksachen der Linken in Spanien sowie des sympathisierenden Auslands 1931–1939*, der aber vielleicht noch einmal nachgedruckt wird.

Wir freuen uns immer über Besuch in unserem Ladenlokal in

Berlin-Kreuzberg, U-Bahnhof Schlesisches Tor,
Wrangelstraße 48, Nähe Ecke Oppelner Straße

Allerdings sind manche Bücher auch in einem Außenlager, so dass wir bei konkreten Wünschen vorab um eine Nachricht bitten, um das Gewünschte dann auch griffbereit zu haben. Gern kaufen wir auch Einzelstücke oder Sammlungen aus den genannten Bereichen an.

Prometheus Antiquariat
Heiko Schmidt
Wrangelstraße 48
D-10997 Berlin

Telefon und Fax ++ 49 30 28 03 34 33

info@prometheus-antiquariat.de
www.prometheus-antiquariat.de

Montag bis Freitag 14 bis 19 Uhr
und nach Vereinbarung

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak und Hermann Weber

Inhalt

Heft 1/06

Editorial 1

Sven Steinacker: „Marterhöllen der kapitalistischen Republik". Revolutionäre Politik und subproletarischer Protest in der Fürsorgeerziehung der Weimarer Republik 3

Klaus-Dieter Groß: „Berg frei" jenseits des Atlantiks? Die Nature Friends of America ... 60

Manfred Weißbecker: Juwelen oder gewöhnliche Glassteinchen im Streit um den Faschismusbegriff? 88

Helmut Peters: KPdSU(B), Komintern und die Sowjetbewegung in China 1931–1937 197

Neue Literatur

Ralf Stremmel, 100 Jahre Historisches Archiv Krupp. Entwicklungen, Aufgaben, Bestände, München und Berlin 2005 *(Kurt Schilde)* 106

„Sei Tapfer und wachse dich aus". Gustav Landauer im Dialog mit Erich Mühsam. Briefe und Aufsätze. Hrsg. und bearb. von Christoph Knüppel, Lübeck 2004 *(Hubert van den Berg)* 107

Mensch sein, das heißt ... – Rosa Luxemburg und ihre Freunde in Geschichte und Gegenwart. Internationales Kolloquium anlässlich des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Annelies Laschitza. Hrsg. von Rainer Holze und Eckhard Müller, Berlin 2004 *(Heinz Deutschland)* 108

Reinhard Müller, Herbert Wehner – Moskau 1937, Hamburg 2004 *(Ursula Langkau-Alex)* 110

Waltraud Schälike, „Ich wollte keine Deutsche sein". Berlin-Wedding – Hotel „Lux" – Dietz Verlag, Berlin 2006 *(Klaus Drobisch)* 112

Vor die Tür gesetzt. Im Nationalsozialismus verfolgte Berliner Stadtverordnete und Magistratsmitglieder 1933–1945. Hrsg. vom Verein Aktives Museum e. V., Berlin 2006 *(Ingo Materna)* 113

100 Jahre Sozialhygiene, Sozialmedizin und Public Health in Deutschland. Hrsg. von Udo Schagen und Sabine Schleiermascher, 1 CD-ROM, Berlin 2005 *(Ralf Forsbach)* 115

Andreas Ludwig, Der Fall Charlottenburg. Soziale Stiftungen im städtischen Kontext (1800–1950), Köln, Weimar und Wien 2005 *(Felix Escher)* 117

Stefan Vogt, Nationaler Sozialismus und soziale Demokratie. Die sozialdemokratische Junge Rechte 1918–1945, Bonn 2006 *(Kolja Lindner)* 118

Rechts und links der Seine. Pariser Tageblatt und Pariser Tageszeitung 1933–1940. Hrsg. von Hélène Roussel und Lutz Winckler, Tübingen 2002 *(Simone Barck)* 119

Hans-Jürgen Döscher, Seilschaften. Die verdrängte Vergangenheit des Auswärtigen Amtes, Berlin 2005 *(Klaus Drobisch)* 122

Judd Stitziel, Fashioning Socialism. Clothing, Politics and Consumer Culture in East Germany, Oxford und New York 2005 *(Annette Kaminsky)* 122

Jens Schöne, Frühling auf dem Lande? Die Kollektivierung der DDR-Landwirtschaft, Berlin 2005 *(Gerd Dietrich)* 123

DDR-Außenpolitik im Rückspiegel. [Bd. 1:] Diplomaten im Gespräch. Hrsg. von Siegfried Bock, Ingrid Muth und Herman Schwiesau, Münster u. a. 2004; DDR-Außenpolitik im Rückspiegel. Bd. 2: Alternative deutsche Außenpolitik? Hrsg. von Siegfried Bock, Ingrid Muth und Herman Schwiesau, Münster u. a. 2006 *(Ulrich van der Heyden)* 125

Die Dritte Front. Literatur in Brandenburg 1930–1950. Hrsg. von Peter Walter, Berlin 2004 *(Beate Ihme-Tuchel)* 126

Burghard Ciesla, Als der Osten durch den Westen fuhr. Die Geschichte der Deutschen Reichsbahn in Westberlin, Köln, Weimar und Wien 2006 *(Felix Escher)* 127

„Schwabinger Krawalle". Protest, Polizei und Öffentlichkeit zu Beginn der 60er Jahre. Hrsg. von Gerhard Fürmetz, Essen 2006 *(Gerd-Rainer Horn)* 129

Recht und Justiz im gesellschaftlichen Aufbruch (1960–1975). Bundesrepublik Deutschland, Italien und Frankreich im Vergleich. Hrsg. von Jörg Requate, Baden-Baden 2003 *(Gerd-Rainer Horn)* 132

Les Solidarités internationales. Histoire et perspectives. Sous la direction de José Gotovitch et Anne Morelli, Bruxelles 2003 *(Ursula Langkau-Alex)* 133

GULAG. Ekonomika prinuditel'nogo truda. Hrsg. von L. I. Borodkin, P. Gregory und O. V. Chlevnjuk., Moskva 2005 *(Wladislaw Hedeler)* 135

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Studierende – verweigern Sie den Bachelor-Abschluß! (Peter Grottian und Wolf-Dieter Narr) 138

Abbildungsverzeichnis

S. 8: „Der Zögling"; „Appell"; „Schlafsaal"; „Predigt" – Carl Meffert, Aus dem Zyklus „Fürsorgezögling", 1929/30, Linolschnitt (Quelle: Stiftung Clément Moreau, Zürich)

S. 16: Titelblatt der Broschüre von Bruno Frei, Georg Löwenthal und August Brandt, „Scheuen. Gericht über die Schuldigen", Berlin 1931

S. 24: Titelblatt der Broschüre von August Brandt, „Gefesselte Jugend in der Zwangs-Fürsorgeerziehung", Berlin 1929

S. 26: Titelblatt der Broschüre „Bürgerliche oder Proletarische Jugendfürsorge?", Berlin 1928

S. 38: Titelblatt der Zeitschrift „Der Anstaltszögling", Nr. 2 v. Oktober 1929

S. 48: „Prügelstrafe"; „Trost"; „Daheim"; „Zurück in die Fürsorge" – Carl Meffert, Aus dem Zyklus „Fürsorgezögling", 1929/30, Linolschnitt (Quelle: Stiftung Clément Moreau, Zürich)

S. 66: Wanderung der Ortsgruppe New York, 1922 (Quelle: Privatarchiv Groß)

S. 68: Bau des Wanderheims der Ortsgruppe Chicago, 1926 (Quelle: eco-Archiv)

S. 70: Camp Midvale, um 1950 (Quelle: Privatarchiv Groß)

Die IWK im Internet

Auf unserer Webseite `http://www.iwk-online.de` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der IWK-Hefte seit 1997, Leseproben einzelner Beiträge sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie auch per E-Mail an unsere Adresse `info@iwk-online.de` schicken.

Titelbild: Titelblatt der Zeitschrift „Der Anstaltszögling", Oktober 1929

Autoren dieses Heftes:

Dr. Klaus-Dieter Groß, Eichendorffstraße 3a, 93051 Regensburg, E-Mail: DgrossRgb@aol.com

Prof. Dr. Helmut Peters, Bruno-Taut-Straße 10, 12524 Berlin, E-Mail: HlmtPeters@aol.com

Dr. Sven Steinacker, Schillerstraße 82, 42651 Solingen, E-Mail: s.steinacker@wtal.de

Prof. Dr. Manfred Weißbecker, E-Mail: m-weissbecker@t-online.de

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, 14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.)

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, 14195 Berlin
Telefon: 030 / 2 63 92 38 12 (A. Graf); Telefax: 030 / 26 99 50 10
Internet: http://www.iwk-online.de; E-Mail: info@iwk-online.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Redaktionsschluß des Heftes: 31. Januar 2007

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, 53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, 14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, 10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, 12487 Berlin

Editorial

Am 8. Januar 2007 lief – glaubt man den Einschaltquoten – die liebste Sendung der Deutschen: „Wer wird Millionär?" Und die erste Million des neuen Jahres gewann der 27jährige Marburger Student Timur Hahn. Die Bedeutung der Buchstaben „S" und „A" in der PISA-Studie, die Frage nach dem Haber-Bosch-Verfahren, die Rolle des Komikers Freddie Frinton und schließlich die Frage nach einem mythischen König, der zum Namensgeber eines Meeres wurde – alles kein Problem. Die Medien drückten dann auch ihr Erstaunen über diesen Studierenden aus. Er sei „ein ganz origineller Vogel", eine „interessante Figur – vom Habitus und der Sprache her", sagen seine Dozenten; doch kein Bericht kommt ohne Verweis auf das doch recht zauselige Alter aus: „Langzeitstudent knackt die Millionenfrage".[1] Vor seinem jetzigen Magisterstudium hatte er nämlich vier Semester Chemie belegt. Timur Hahn hatte sich also Zeit genommen, sich nicht häppchen- und punktesystematisch hetzen lassen, wurde vielleicht bestimmt durch Neugier und ein sich langsam bildendes Urteilsvermögen.

Das ist beileibe kein Plädoyer für ein überdehntes Studium, wohl aber Anlaß, auf das im Heft abgedruckte Diskussionsangebot „Studierende – verweigern Sie den Bachelor-Abschluß!" der Hochschullehrer Peter Grottian und Wolf-Dieter Narr hinzuweisen.[2] Beide streiten mit Aplomb gegen eine zunehmend strukturell verankerte und habituell eingepaukte Entbildung, die sie am Exempel der Bachelor-Studiengänge, „die so tun, als ob Menschen einer durchgeschobenen Pizza gleich durch ein sechssemestriges Studium wissenschaftlich begründete Urteilsfähigkeit erwerben könnten", als „bildungspolitisches Verbrechen an den jungen Menschen" geißeln.[3] Und das ist keine Petitesse.

Sven Steinacker untersucht am Beispiel der „Marterhöllen der kapitalistischen Republik" die sogenannte Fürsorgeerziehung in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik nicht nur als spezifischen Tätigkeitsbereich staatlicher Sozialisationsagenturen, sondern auch als politisches Kräftefeld, in dem eine Vielzahl staatlicher wie nichtstaatlicher Akteure mit je unterschiedlichen Absichten und Interessen agierten. Breiten Raum nehmen dabei die Beschreibung und die Bewertung individueller oder kollektiver Verweigerung und Protest von Jugendlichen ein. Der Aufsatz enthält auch einige Linolschnitte aus dem Zyklus „Fürsorgezögling" von Carl Meffert.[4] Für die

1 Siehe u. a. Susan Abbe, „Er ist ein origineller Vogel", in: Marburger Neue Zeitung v. 10. 1. 2007; www.bonaparte.de (9. 1. 2007).

2 Siehe im vorliegenden Heft, S. 138–140.

3 Über die mögliche Perspektive siehe Rebekah Nathan [Cathy Small], My Freshman Year. What a Professor Learned by Becoming a Student, Ithaka und London 2005. – Symptomatisch für deutsche Wortmeldungen ist eher die Klage über unzureichende Finanzierungspläne, z. B. die Heinz Elmar Tenorths, Professor für Erziehungswissenschaften an der Humboldt-Universität Berlin: „Bachelor und Master werden scheitern", in: *Der Tagesspiegel*, Nr. 19439 v. 24. 1. 2007.

4 Meffert erzählt hier die Geschichte seiner Kindheit. Dokumentarisches überschneidet sich mit Persönlichem. Vgl. auch Werner Mittenzwei, Carl Meffert. Clément Moreau. Ein Leben auf der Suche nach der Brüderlichkeit des Menschen, Berlin 1977, bes. S. 8–9, 31–35.

freundliche Genehmigung zum Abdruck danken wir der Stiftung Clément Moreau in Zürich.

Klaus-Dieter Groß wagt mit „‚Berg frei' jenseits des Atlantiks?" einen ersten Versuch über die Naturfreundebewegung in den USA und markiert Rahmen und Fragestellungen für weitere detaillierte Untersuchungen.

In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren hat sich die Diskussion um eine Faschismusdefinition lebhaft entwickelt.[5] Vor allem die 1991 publizierte Arbeit „The Nature of Fascism" des in Oxford lehrenden Politologen Roger Griffin hat die internationale Faschismusdiskussion stark beeinflußt. Die zentrale Formulierung seiner idealtypisch konstruierten Definition lautet, daß Faschismus als politische Ideologie eine palingenetische Form eines populären Ultranationalismus sei.[6] Manfred Weißbecker setzt sich nun mit einer Debattenrunde um Griffins Thesen auseinander. Weitere Besprechungen schließen sich an.

Abschließend ist es mir ein besonderes Bedürfnis, Hartmut Rübner für die uneigennützige Hilfe und gute Zusammenarbeit bei der Redaktion auch des vorliegenden Heftes zu danken.

Das nächste Heft wird im Frühjahr als Doppelnummer mit dem schon letztens angekündigten thematischen Schwerpunkt über das Milieu von „1968" in Westberlin, aber auch weiteren Aufsätzen, darunter dem ebenfalls schon avisierten über die Karriere eines kommunistischen Gestapokonfidenten, erscheinen.

Berlin, im Januar 2007 *Andreas Graf*

5 Vgl. Sven Reichardt, Was mit dem Faschismus passiert ist. Ein Literaturbericht zur internationalen Faschismusforschung seit 1990, Teil 1, in: *Neue Politische Literatur,* Jg. 49 (2004), S. 385–406.

6 Roger Griffin, The Nature of Fascism, New York 1991, S. 44.

„Marterhöllen der kapitalistischen Republik"

Revolutionäre Politik und subproletarischer Protest in der Fürsorgeerziehung der Weimarer Republik*

Von Sven Steinacker

Antonio Gramsci kommt unter anderem das Verdienst zu, auf den engen Nexus von Politik und Erziehung im staatlichen Herrschaftszusammenhang aufmerksam gemacht zu haben. Da Herrschaft auf Dauer nicht nur mit den Mitteln äußerlichen Zwangs aufrechterhalten werden kann, bedarf es in modernen Staaten einer spezifischen Balance zwischen Elementen von Zwang und Repression einerseits und Konsens und Loyalität andererseits. Beide Momente herrschaftlichen Handelns sind insofern aufeinander bezogen, als sich die Hegemonie der regierenden Gruppen „auf zweierlei Weise äußert, als ‚Herrschaft' und als ‚intellektuelle und moralische Führung'".[1] Neben gewissen politisch-ökonomischen Kompromissen muß die „freiwillige" Zustimmung und Akzeptanz subalternen Gruppen in einem permanenten Prozeß der ideologisch-materiellen Einbindung organisiert und konsolidiert werden. Diese Herrschaftsbeziehungen lassen sich als pädagogische Beziehungen lesen, als eine Vielzahl hegemonialer Programme und Praxen, die darauf zielen, ein stabiles Entsprechungsverhältnis zwischen den politischen Herrschaftsstrukturen, den Anforderungen der Produktions- und Reproduktionsverhältnisse und den mentalen Dispositionen der Subjekte herzustellen. Die „Erziehungs- und Bildungsaufgabe" des Staates kommt, so Gramsci, in den permanenten Bemühungen zum Ausdruck, „die Moral der breitesten Volksmassen den Erfordernissen der ständigen Entwicklung des ökonomischen Produktionsapparates anzupassen, folglich auch physisch neue Menschentypen herauszuarbeiten".[2] Wie ein deutscher Bildungstheoretiker bereits im Jahr 1907 formulierte, muß es dem „Staat als Erzieher" darum gehen, „das ganze staatliche Leben" mit dem „Zug einer bewußten Erziehungstätigkeit" zu durchziehen[3] und diejenigen Ideologien, Weltauffassungen

* Die vorliegende Darstellung basiert auf den Recherchen zu meiner im August 2006 an der Bergischen Universität Wuppertal als Dissertation angenommenen Studie: „Der Staat als Erzieher. Jugendpolitik und Jugendfürsorge im Rheinland zwischen Kaiserreich und Ende des Nazismus". Für die kritische Durchsicht des Manuskriptes danke ich Hartmut Rübner (Berlin).

1 Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Bd. 8, H. 19, § 24, S. 1947. Hrsg. von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, Hamburg und Berlin 1991–2002. Zu Gramscis hegemonie- und staatstheoretischen Vorstellungen über Erziehung und Führung auch: Andreas Merkens, Einleitung, in: Antonio Gramsci, Bildung und Erziehung. Gramsci-Reader, Hamburg 2004, S. 6–14; Armin Bernhard, Antonio Gramscis Politische Pädagogik. Grundrisse eines praxisphilosophischen Erziehungs- und Bildungsmodells, Hamburg 2005.

2 Gramsci (Anm. 1), Bd. 7, H. 13, § 7, S. 1544. Es geht bei der Herstellung des „gesellschaftlichen Konformismus" mithin darum, das einzelne Individuum dazu zu bewegen, sich in den „Kollektivmenschen einzugliedern" (ebd.). Siehe auch ebd., § 11, S. 1548 f.; Bd. 9, H. 22, § 3, S. 2071, und Bd. 5, H. 8, § 179, S. 1043.

3 F[riedrich] Krause, Der Staat als Erzieher. Sechs Vorträge, Cöthen-Anhalt 1907, S. 84.

und Ordnungsvorstellungen in den subalternen Klassen zu verankern, mit deren Hilfe die dominanten Kräfte ihre politischen Projekte legimitatorisch begründen können. Es geht mithin um nicht weniger, als eine dauerhafte psychosoziale Anpassung an bestimmte Bedingungen der Arbeit, der Ernährung, der Wohnung, der Gewohnheiten usw. zu organisieren und bestimmte Beziehungs- und Einstellungsmuster, Werthaltungen und normative Standards als allgemeine Verhaltensrationalitäten durchzusetzen. Die auf Konsensproduktion zielenden pädagogischen Verhältnisse beschränken sich dabei nicht auf die Tätigkeiten der staatlichen Bildungseinrichtungen im engeren Sinne, sondern vermitteln sich auf der institutionell-organisatorischen Ebene in den diskursiven wie nichtdiskursiven Praxen einer Vielzahl von Hegemonieapparaten, zu denen insbesondere auch die vordergründig außerhalb des staatlichen Herrschaftszusammenhangs gelagerten „zivilgesellschaftlichen" Institutionen und Organisationen wie Kirchen, Gewerkschaften, Wohlfahrtsverbände, Vereine, Parteien, Medien, die Familie, aber auch architektonisch-ästhetische Gestaltungsweisen und kulturelle Arrangements usw. zu rechnen sind.

Wenn damit die hegemonial-pädagogischen Beziehungen als institutionelle Manifestationen des Herrschaftszusammenhangs bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaftsformationen benannt sind, bedeutet dies allerdings gerade nicht, daß es sich dabei um unhintergehbare, lineare Herrschaftsbeziehungen handelt, aus denen es kein Entkommen gibt. Vielmehr sind sie durch ihre Verortung im politischen Raum selbst als „umkämpftes Terrain" zu verstehen. Die Hegemonieapparate lassen sich nicht im Sinne kruder Agententheorien ausschließlich funktionalistisch als (fremdgesteuerte) Werkzeuge zur Durchsetzung der Herrschaftsdirektiven der führenden Gruppen begreifen, noch sind ihre Praxen ausschließlich durch die ökonomischen Erfordernisse des Kapitals determiniert. Sie bzw. die darin agierenden Trägergruppen verfügen insofern über eine relative Selbständigkeit und Flexibilität, als sie jeweils an eigene Sozial- und Klassenbeziehungen anknüpfen, nach je spezifischen Regeln und Verarbeitungsweisen operieren und mit den ihnen eigenen Machtpotentialen partikulare Interessen vertreten. Sie müssen in ihren Programmen und Praxen nicht in jedem Fall mit den Interessen der herrschenden Gruppen übereinstimmen, können ihnen teilweise sogar widersprechen. Als politische Verhältnisse sind die pädagogisch-hegemonialen Arrangements die Orte, wo konkret über die Konsensfähigkeit von Weltanschauungen, die Legitimation bestimmter Ordnungen und gesellschaftlicher Verhältnisse entschieden wird. Die dialektische Wechselseitigkeit des pädagogischen Verhältnisses, das nicht in einem streng linearen Determinationszusammenhang aufgeht,[4] produziert in den Hegemonieapparaten eine fortlaufende Dynamik der Auseinandersetzungen und Kämpfe um den Führungsanspruch. Sie sind in den Worten Gramscis als „ideologisches Terrain" aufzufassen,[5] auf dem sich die Subjekte ein Verständnis von ungleichen Machtstrukturen

4 Gramsci betont, daß die hegemonial-pädagogischen Beziehungen „als Lehrer-Schüler-Verhältnis ein aktives Verhältnis wechselseitiger Beziehungen [darstellen] und deshalb jeder Lehrer auch Schüler und jeder Schüler Lehrer ist". Gramsci (Anm. 1), Bd. 5, H. 8, § 188, S. 1335.

5 Ebd., Bd. 6, H. 10, § 12, S. 1246.

aneignen, Weltdeutungen erarbeiten, Gegenentwürfe entwickeln können, kurzum: wo immer auch Momente einer gegenhegemonialen Praxis sichtbar werden und „bestehende Herrschaftsstrukturen auch hinterfragt und kritisch zurückgewiesen werden können".[6] Die pädagogischen Beziehungen sind mithin Gegenstand und Ort hegemonialer Auseinandersetzungen unterschiedlicher gesellschaftlicher Akteure.

In diesem hier nur grob angedeuteten Rahmen ist ein Blick auf die sogenannte Fürsorgeerziehung in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik lohnenswert, die dadurch nicht nur als spezifischer Tätigkeitsbereich staatlicher Sozialisationsagenturen fokussiert werden kann, sondern als politisches Kräftefeld, in dem eine Vielzahl staatlicher wie nichtstaatlicher Akteure mit je unterschiedlichen Absichten und Interessen agierten. Zwei Aspekte scheinen hierbei aus der Perspektive einer Sozialgeschichte des deutschen Wohlfahrtswesens von besonderem Interesse: Zum einen läßt sich die Fürsorgeerziehung als *Gegenstand* hegemonialer Kämpfe als politisches Terrain in den Blick nehmen, auf dem sich unter der Oberfläche der Debatten über Sinn, Zweck und Ausgestaltung der Fürsorgeerziehung handfeste ideologische, interessengeleitete und machtpolitische Konflikte abspielten, bei denen es um die grundlegenden gesellschaftlichen Ordnungs- und Entwicklungsvorstellungen der beteiligten Fraktionen ging.[7] Neben den traditionell tonangebenden wohlfahrtspolitischen Akteuren, das heißt in erster Linie: den öffentlichen Jugendfürsorgebürokratien, ihren politischen Trägergruppen und den mit ihnen eng verflochtenen konfessionellen Wohlfahrtsverbänden, schalteten sich im letzten Drittel der zwanziger Jahre stärker noch als zuvor auch die linksliberale Öffentlichkeit sowie Teile der revolutionären Arbeiterbewegung in diese Auseinandersetzungen ein. Einerseits galten die Praxen der Fürsorgeerziehung der radikalen Linken nicht zu Unrecht als Paradebeispiel für die menschenunwürdigen Verhältnisse des zu bekämpfenden, möglichst zu überwindenden kapitalistischen Staates, während gleichzeitig die jugendlichen Heiminsassen als potentielle „Bündnispartner" im Klassenkampf entdeckt wurden.

Zum anderen läßt sich die Fürsorgeerziehung als *Ort* hegemonialer Kämpfe, als Arena sozialer Auseinandersetzungen zwischen den Erziehern und den zu Erziehenden, sprich den heranwachsenden Insassen der Erziehungsanstalten, fokussieren. Es geht hierbei um die bislang in der wohlfahrts- und sozialpolitikgeschichtlichen Forschung weitgehend vernachlässigte Perspektive auf Fürsorgeempfänger und -empfängerinnen als handelnde Subjekte mit spezifischen Bedürfnissen, Wünschen und Handlungsoptionen, die versuchten, ihre Lebensbedingungen im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten aktiv und kompetent mitzugestalten. Die sozialen Beziehungen

6 Vgl. Merkens (Anm. 1), S. 29 f.

7 Ein zeitgenössischer Beobachter hatte dazu vermerkt, daß sich „die Armee der gegenseitigen Hilfe gar nicht so viel anders benimmt als die übrige menschliche Gesellschaft, daß sich zwischen den Fürsorge treibenden Gruppen Kämpfe abspielen, die nicht weniger erbittert sind als die Auseinandersetzungen zwischen Industriekonzernen [...]. Kurz und gut: man streitet sich in der Fürsorge an Menschen um bare Macht, um die Gewalt über Menschen, die das Unglück gehabt haben, hilfsbedürftig zu werden, und man nutzt diese Macht aus, zu dem Versuch, diese Menschen, sei es politisch, sei es konfessionell in die Hand zu bekommen." Hans Achinger, Fürsorge und Weltanschauung, in: *Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt*, Jg. 22 (1930), Nr. 6, S. 181–190, hier S. 181.

zwischen Erziehern und Zöglingen waren seit den Anfängen der öffentlichen Ersatzerziehung von Konflikten und Auseinandersetzungen geprägt, deren Dynamik unter den sozialen und (wohlfahrts)politischen Bedingungen der späten zwanziger Jahre allerdings erheblich an Schärfe zunahm. Anders, als die gebetsmühlenartig vorgebrachten Klagen der Fürsorgeerzieher suggerieren, ging dies allerdings weder ausschließlich auf das Konto kommunistisch agitierter Jugendlicher bzw. entsprang einer genuin sozialrevolutionären Motivation der Anstaltsinsassen, noch schlugen sich die Proteste vorwiegend in gewaltförmigen Revolten nieder. Beides war, wenn überhaupt, nur in Ausnahmefällen der Fall. Gleichwohl blieben die Anstaltskampagnen der revolutionären Linken nicht ohne Einfluß auf die Auseinandersetzungen in den Erziehungsanstalten, als sie auf eine subproletarische Protestkultur trafen, über die bestimmte Aspekte der linkradikalen Anstaltspolitik selektiv adaptiert und in das Handlungsrepertoire übernommen wurden.

1 Die Fürsorgeerziehung in der Weimarer Republik

Neben den kommunalen Jugendämtern und der staatlichen Jugendpflege bildete die Fürsorgeerziehung die dritte Säule des jugendpolitischen Hegemonieapparates der Weimarer Republik. Bei der Fürsorgeerziehung handelte es sich um das älteste, weil bereits 1878 erstmals als „Zwangserziehung" institutionalisierte Mittel des jugendpolitischen Interventionskatalogs, das im 1924 in Kraft getretenen „Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt" (RJWG) als reichsgesetzliche Maßnahme der Jugendhilfe fixiert wurde. Im wesentlichen handelte es sich bei dieser Maßnahme um die durch ein Vormundschafts- oder (seltener) Jugendgericht angeordnete Herausnahme eines Heranwachsenden aus der Familie und die Erziehung in einer Erziehungsanstalt oder Pflegefamilie. In dem meisten Fällen kam die Fürsorgeerziehung zum Tragen, wenn der Verdacht bestand, daß ein Jugendlicher in seiner Umgebung von (objektiver) „Verwahrlosung" bedroht war – dann wurde die sogenannte vorbeugende Fürsorgeerziehung angeordnet –, oder bereits manifeste Merkmale einer eingetretenen (subjektiven) „Verwahrlosung" – in diesem Fall galt die bessernde oder kurierende Fürsorgeerziehung als das probate Mittel – diagnostiziert werden konnten. Obwohl bei den Weimarer Fürsorgeerziehern zu keinem Zeitpunkt auch nur ansatzweise Einigkeit über das Wesen und die Ursachen der „Verwahrlosung" bestand, führten vor allem Verstöße gegen die bürgerlichen Eigentums-, Arbeits- oder Sexualnormen zur Einweisung in eine Erziehungsanstalt. Ein zeitgenössischer Fürsorgepolitiker brachte dies folgendermaßen auf den Punkt: „Die Jungen waren arbeitsunlustig, haben gebummelt, die Fortbildungsschule geschwänzt, gestohlen, betrogen oder auch Einbrüche verübt", während bei den Mädchen „rund 90 Prozent" „auf sexuellem Gebiet abgeirrt" seien und „der Prostitution anheimzufallen" drohten.[8]

8 Hans Wingender, Sind Fürsorgezöglinge Verbrecher?, in: *Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz*, Jg. 4 (1928), Nr. 17, S. 275–277, hier S. 276.

Diesen Regelverstößen setzte die Fürsorgeerziehung eine in den meisten Fällen langjährige Staatserziehung entgegen, deren erklärte Zielsetzung auch in der Weimarer Republik noch überdeutlich von den Sozialnormen der wilhelminischen Gesellschaft bestimmt waren. „Ziel der Fürsorgeerziehung", so hielten die preußischen Ausführungsbestimmungen zum RJWG fest, „ist der an Leib und Seele gesunde, von Gemeinsinn erfüllte tüchtige Mensch."[9] Dieses Ziel sei aber „noch nicht gesichert", hieß es weiter, „wenn der Jugendliche unter äußerem Zwange Fleiß und Wohlverhalten bestätigt. Nachhaltiger Erfolg ist nur dann zu erhoffen, wenn es gelingt, den Jugendlichen auch innerlich zu festigen, seinen Willen auf das Gute zu lenken und ihn zur Selbsterziehung anzuleiten." Dieser totalitäre Anspruch – von Foucault treffend als Grundprinzip eines „erschöpfenden Disziplinierungsapparates" beschrieben, der „sämtliche Aspekte des Individuums erfassen [muß]: seine psychische Dressur, seine Arbeitseignung, sein alltägliches Verhalten, seine moralische Einstellung, seine Anlagen"[10] – vermittelte sich in der Fürsorgeerziehung zuvorderst als Versuch, den psychischen Apparat der minderjährigen Anstaltsinsassen an die Verhaltenserfordernisse der bürgerlichen Gesellschaft anzupassen. Es galt, eine „innere Neueinstellung"[11] der Jugendlichen herbeizuführen, ihre „Wertwelt zu ergründen und umzugestalten",[12] oder, wie es die Leiterin einer Erziehungsanstalt für weibliche Jugendliche formulierte, „Einfluß zu gewinnen auf die Gedankenswelt und das Gefühlsleben der Mädchen".[13]

In erster Linie waren die heranwachsenden Angehörigen der urbanen Arbeiter- und vor allem Unterschichten von der Fürsorgeerziehung betroffen.[14] Die überwiegende Mehrheit der zur Fürsorgeerziehung überwiesenen Kinder und Jugendlichen stammte aus den Groß- und Mittelstädten, und rund achtzig Prozent von ihnen waren in mehr als bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Zum gemeinsamen Erfahrungshorizont vieler Anstaltsinsassen gehörten unvollständige Familien, soziale Benachteiligung und prekärisierte Lebensbedingungen. Viele Jugendliche beziehungsweise ihre Familien standen bereits vor der Anordnung der Fürsorgeerziehung im Visier der Sozialkontrolleure, und die Anstaltseinweisung markierte in dieser Hinsicht den (vorläufigen)

9 Abgedruckt in: Karl Vossen, Die Fürsorgeerziehung in der Rheinprovinz, Düsseldorf 1928, S. 25.

10 Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a. M. 1994, S. 301.

11 [Karl] Schenk, Methoden und Grenzen der Anstaltserziehung, in: *Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz*, Jg. 5 (1929), Nr. 2, S. 28–31, hier S. 29.

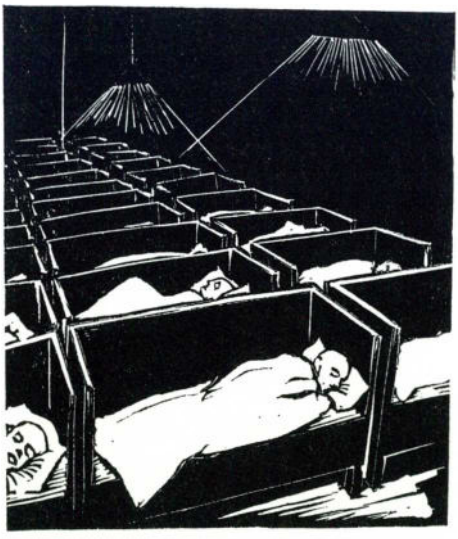
12 So die katholische Anstaltsleiterin Paula Oberdörffer auf der Tagung zur Behandlung praktischer Fragen der Anstalts- und Familienerziehung, in: *Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz*, Jg. 1 (1925), Nr. 9, S. 140.

13 Protokoll der Besprechung mit den Leiterinnen und Leitern der rheinischen Anstalten für schulentlassene Mädchen und Jungen am 20. 4. 1927, in: Archiv des Landschaftsverbandes Rheinland [künftig zitiert: ALVR], 13958, fol. 281.

14 Zum hinreichend dokumentierten Sozialprofil der Fürsorgeerziehungsklientel siehe u. a.: Sabine Blum-Geenen, Fürsorgeerziehung in der Rheinprovinz von 1871–1933, Köln 1997, S. 321–330; Marcus Gräser, Der blockierte Wohlfahrtsstaat. Unterschichtjugend und Jugendfürsorge in der Weimarer Republik, Göttingen 1995, S. 93 f., 111 ff.; Markus Köster, Jugend, Wohlfahrtsstaat und Gesellschaft im Wandel. Westfalen zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik, Paderborn 1999, S. 159–167; Detlev J. K. Peukert, Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Krise der deutschen Jugendfürsorge 1878–1932, Köln 1986, S. 207–210.

Der Zögling

Appell



Schlafsaal

Predigt

Carl Meffert, Aus dem Zyklus „Fürsorgezögling", 1929/30, Linolschnitt
(Quelle: Stiftung Clément Moreau, Zürich)

Endpunkt eines längerwährenden Stigmatisierungs- und Ausgrenzungsprozesses. Die Fürsorgeerziehung blieb unter dem Strich auch in der Weimarer Republik das, was sie seit ihren Anfängen im Kaiserreich war: eine gegen die Angehörigen des städtischen (Sub-)Proletariats gerichtete Sanktions- und Disziplinierungsmaßnahme mit einem „diffamierenden entehrenden Charakter [...], der ihr schon vor dem RJWG von ihrer Herkunft aus dem Strafrecht anhaftete".[15]

Obwohl die Fürsorgeerziehung seit ihren Anfängen im Kaiserreich klar als öffentliche Aufgabe definiert war, hatte der Weimarer Staat seine verfassungsgemäß garantierte Erziehungsaufgabe in großem Umfang an private, in der Regel konfessionelle Wohlfahrtsverbände delegiert. Damit waren Organisationen mit der Erziehung der Jugendlichen betraut, die in ihrem Selbstverständnis, ihrem (Erziehungs-)Programmen und Praxen nicht nur weit von den Lebenswelten und Milieuzusammenhängen der Weimarer Arbeiter- und Unterschichtjugendlichen entfernt waren, sondern auch dem Weimarer Staat wenn nicht direkt feindlich, so doch zumindest äußerst distanziert gegenüberstanden.[16] Praktisch war der größte Teil der Fürsorgezöglinge in konfessionellen Einrichtungen, „Rettungshäusern", „Korrektionsanstalten" oder „Zufluchtshäusern" untergebracht, und in manchen Regionen besaßen die kirchlichen Erziehungsanstalten das Unterbringungsmonopol. Seit der Jahrhundertwende hatte sich in der Fürsorgeerziehung ein interessen- und finanzpolitisch eng verflochtenes Fürsorgekartell aus staatlichen Fürsorgeerziehungsbehörden und konfessionellen Wohlfahrtsverbänden etabliert, das sein Terrain eifersüchtig verteidigte und sich relativ erfolgreich gegen jede Einflußnahme von außen zu Wehr setzte. Zwar war es nach 1919 auch der sozialdemokratischen Arbeiterwohlfahrt (AWO) gelungen, sich hier und da mit eigenen Einrichtungen praktisch in die Jugendfürsorge einzuschalten, im Gegensatz zu den Einflußmöglichkeiten der Sozialdemokratie auf der fürsorgepolitischen und administrativen Ebene fielen die sozialdemokratischen Aktivitäten auf praktischer Ebene gegenüber dem seit der Jahrhundertwende geübten engen Schulterschluß zwischen öffentlicher Hand und privatkonfessionellen Stellen kaum ins Gewicht.[17]

Nicht zuletzt aufgrund der organisatorischen und ideologischen Geschlossenheit des konservativ-kirchlichen Blocks beschränkten sich Reformen in der Fürsorgeerziehung bis weit in die zwanziger Jahre auf kosmetische Veränderungen, und auch die in den Jahren 1926 und 1929 durch Erlasse des Preußischen Wohlfahrtsministeriums dekretierte Neuordnung des Disziplinarrechts (Einschränkung der körperlichen

15 Christa Hasenclever, Jugendhilfe und Jugendgesetzgebung seit 1900, Göttingen 1978, S. 112.

16 Zur Haltung der beiden größten konfessionellen Wohlfahrtsverbände Caritasverband und Innere Mission zur Weimarer Republik vgl. zusammenfassend Peter Hammerschmidt, Die Wohlfahrtsverbände im NS-Staat. Die NSV und die konfessionellen Verbände Caritas und Innere Mission im Gefüge der Wohlfahrtspflege des Nationalsozialismus, Opladen 1999, S. 73–77.

17 Zur Arbeiterwohlfahrt siehe: Christiane Eifert, Frauenpolitik und Wohlfahrtspflege. Zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterwohlfahrt, Frankfurt a. M. und New York 1993. Zu den Jugendfürsorgekonzeptionen der SPD auch: Elisabeth Harvey, Youth and the Welfare State in Weimar Germany, Oxford u. a. 1993, S. 157 f.; Gräser (Anm. 14), S. 131–145. Einen instruktiven Einblick in den „Weltanschauungskampf" im Weimarer Wohlfahrtswesen bietet Young-Sun Hong, Welfare, Modernity and the Weimar State 1919–1933, Priceton, N. J., 1998, insbes. S. 181–202.

Züchtigung, Einführung des Beschwerderecht der Insassen) mußte gegen die Vorbehalte der meisten Anstaltsleiter durchgesetzt werden. In praktisch allen Anstalten herrschte ein strenges Regiment, das mehr an den Alltag von Kasernen und Haftanstalten erinnerte als an pädagogische Einrichtungen.[18] Zwar hatte die seit Beginn des Jahrhunderts eifrig betriebene Implementierung psychiatrisch-medizinischer Diagnose- und Behandlungsverfahren durchaus zu einer Verfeinerung und Differenzierung des methodischen Arsenals nach modernen sozialtechnologischen Standards geführt, konterkariert wurde solche „Modernisierungsgewinne" durch das Fortdauern der überkommenen Rettungshauspädagogik des 19. Jahrhunderts. Den ohnehin durch lokale Ausführungsanordnungen oft verwässerten oder schlicht ignorierten Reformprogrammen zum Trotz gehörten strengste Disziplin, Kontrolle, Bevormundung und Erniedrigung der Insassen ebenso zur Fürsorgeerziehung wie ein von harter Arbeit, religiösen Übungen und strikten Reglements gekennzeichneter Alltag. Hinzu kam, daß das starre Festhalten an zivilisationskritischen und agrarromantischen Leitbildern dazu führte, daß die berufliche Bildung der Anstalten weitgehend an den Erfordernissen des Weimarer Arbeitsmarktes vorbeilief und damit die auch zuvor nicht eben aussichtsreichen beruflichen und sozialen Zukunftsperspektiven der Jugendlichen nachhaltig zerstörte.[19]

Angesichts der Dominanz konservativer bis reaktionärer Leitbilder blieben reformorientierte Strömungen in der Fürsorgeerziehung hoffnungslos marginalisiert, und die wenigen kritischen Stimmen aus dem Umfeld der jugendbewegten Reformpädagogik konnten faktisch keine durchschlagende Wirkung erzielen.[20] Von den rund 1000 deutschen Erziehungsanstalten waren selbst bei wohlwollender Betrachtung allenfalls „weniger als einige Dutzend"[21] zu den Reformeinrichtungen zu zählen, und selbst dort beschränkten sich die Reformen auf vorsichtige Experimente am Rande

18 Vgl. zum Alltag in der Fürsorgeerziehung exemplarisch die Darstellungen bei Blum-Geenen (Anm. 14) und Heike Schmidt, Gefährliche und gefährdete Mädchen. Weibliche Devianz und die Anfänge der Zwangs- und Fürsorgeerziehung, Opladen 2002.

19 Joachim Fenner, Durch Arbeit zur Arbeit erzogen. Berufsausbildung in der preußischen Zwangs- und Fürsorgeerziehung 1878–1932, Kassel 1991.

20 Vgl. etwa zur Gilde Sozialer Arbeit: Peter Dudek, Leitbild: Kamerad und Helfer. Sozialpädagogische Bewegung in der Weimarer Republik am Beispiel der „Gilde Soziale Arbeit", Frankfurt a. M. 1988, S. 156–161. Bei einer Einschätzung der Wirkung der Reformimpulse der Gilde darf allerdings nicht übersehen werden, daß die Stellungnahmen ihrer Mitglieder eher das Selbstverständnis einer kleinen Gruppe von Sozialpädagogen als den Mainstream in der Fürsorgeerziehung spiegelten. Vgl. dazu auch: Stefan Schnurr, Zwischen reformpädagogischer Offensive und Revision des pädagogischen Optimismus. Positionen der sozialpädagogischen Bewegung zur Fürsorgeerziehung, in: Soziale Arbeit und professionelle Perspektiven. Hrsg. von Karin Böllert, Siegfried Müller, Heinz Sünker und Thomas Olk, Neuwied 2000, S. 481–494. Insgesamt kritisch zu den Erfolgen der Weimarer Reformbewegung auch Gräser (Anm 14), S. 140–148, und Peukert (Anm. 14), S. 199–206.

21 Zu diesem Schluß kam Egon Behnke, „Alte" und „moderne" Erziehungsgrundsätze in der Fürsorgeerziehung, in: *Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt*, Jg. 24 (1921) Nr. 1, S. 2–12; hier S. 11. Zur den reformpädagogischen Konzeptionen vgl. die Darstellungen von Curt Bondy, Pädagogische Probleme im Jugendstrafvollzug, Mannheim u. a. 1925, und Walter Herrmann, Das Hamburgerische Jugendgefängnis Hahnhöfersand. Ein Bericht über Erziehungsarbeit im Strafvollzug, Hamburg 1923.

des Anstaltsalltags.[22] Substantielle Veränderungen blieben, von wenigen Ausnahmen abgesehen, unrealisiert, und wo konzeptionelle Alternativen im Bereich der Jugendfürsorge und Fürsorgeerziehung durchgesetzt wurden, erfolgte dies in der Regel am Rand oder außerhalb der etablierten Sozialbürokratie.[23] Kurzum: Die innere Modernisierung der Fürsorgeerziehung scheiterte an der ablehnenden Haltung der konfessionell-konservativen Anstaltsleiter gegenüber modernen Erziehungskonzepten einerseits und der mangelnden Entschlossenheit der progressiven Reformanhänger, eine energische Gegenposition zu vertreten, andererseits.[24]

Zum Ende der 1920er Jahre, stärker noch mit Beginn der Weltwirtschaftskrise, geriet die scheinbar ungestörte Harmonie autoritärer Jugendfürsorge allerdings ernsthaft ins Wanken, und die Fürsorgeerziehung schlitterte in eine tiefgreifende Krise, die ihren Bestand ernsthaft gefährdete. Einerseits entzog die wirtschaftliche Misere den staatlichen Fürsorgeträgern wie auch den von öffentlichen Transferzahlungen abhängigen privaten Wohlfahrtsverbänden den finanziellen Boden.[25] Obwohl die Lebensstandards in den Erziehungsanstalten durch den von den öffentlichen Fürsorgeträgern dekretierten Sparkurs zum Teil bis an die Grenzen des Vertretbaren herabgesetzt wurden, spitzte sich die fiskalische Situation auf der Talsohle der Krise 1932 dramatisch zu, und die Schließung diverser Fürsorgeerziehungsanstalten konnte nicht verhindert werden. Hinzu kam, daß die Fürsorgeerziehung immer mehr in die Kritik geriet. Zwar waren kritische Äußerungen zur Fürsorgeerziehung keineswegs ein Novum, und selbst Teile der jugendpolitisch-pädagogischen Fachöffentlichkeit standen dieser Maßnahme durchaus skeptisch gegenüber – was sich über den Köpfen der Fürsorgeerzieher zusammenbraute, war indes mehr als nur die Kritik an einzelnen Einrichtungen, Maßnahmen oder Ereignissen, nämlich nichts anderes als eine grundlegende Infragestellung des Fürsorgeerziehungssystems als Ganzes.

Einerseits kritisierten konservative Sozial- und Bevölkerungspolitiker die vermeintlich überhandnehmenden Kosten der teuren Anstaltserziehung. In Zeiten der finanziellen Not und angesichts der materiellen Verelendung weiter Teile der arbeitenden Bevölkerung, so ein Standardargument der Fürsorgeerziehungskritiker, stellten die hohen Kosten für eine mehrjährige und oft erfolglose Anstaltserziehung eine

22 Auch ist keineswegs erwiesen, ob nicht auch die wohlmeinenden Erziehungsmethoden der Reformpädagogen von den Betroffenen als ebenso bevormundend und stigmatisierend empfunden werden mußten wie die der konfessionellen Kinderretter. Die Schilderungen von Georg Glaser, Schluckebier, Berlin 1979, und ders., Geheimnis und Gewalt. Ein Bericht, Frankfurt a. M. und Wien 1989, S. 36–60, über das Leben im reformorientierten Frankfurter Westendheim (geleitet vom Gilde-Mitglied August Verleger) lassen sich in Teilen durchaus als radikale Kritik an der Weimarer Reformpädagogik lesen.

23 Autobiographische Hinweise zu den bislang kaum erforschten Ansätzen aus dem Umfeld der linkssozialistischen Jugendbewegung finden sich bei Max Fürst, Talisman Scheherezade. Die schwierigen zwanziger Jahre, München 1978, insbes. S. 178–187, und Henry Jacoby, Von des Kaisers Schule zu Hitlers Zuchthaus. Ein Jugend links-außen in der Weimarer Republik, Frankfurt a. M. 1980.

24 Dietrich Oberwittler, Von der Strafe zur Erziehung? Jugendkriminalpolitik in England und Deutschland (1850–1920), Frankfurt a. M. und New York 2000, S. 240 f.

25 Vgl. dazu ausführlich: Peter Hammerschmidt, Finanzierung und Management von Wohlfahrtsanstalten 1920 bis 1936, Stuttgart 2003.

untragbare Belastung der öffentlichen Kassen dar.[26] Verstärkt wurden solche Vorwürfe noch durch die in schrillen Tönen vorgetragenen rassenhygienischen oder eugenischen Argumentationen, nach denen die Fürsorgeerziehung eine „Minderwertigenfürsorge" betreibe und mit ihrer „kontraselektorischen" Wirkung wie die Wohlfahrtspflege insgesamt auf Dauer gesehen den Bestand des „Volkskörpers" gefährde. Zwar wurde solchen Argumentationen von seiten der Fürsorgeerziehungsfunktionäre zum Teil vehement widersprochen, doch unter den Bedingungen chronischer Unterfinanzierung der öffentlichen Kassen fanden die vermeintlich plausiblen eugenischen Krisenlösungsversprechen auch in der Wohlfahrtspflege weithin Anklang.[27]

Auf der anderen Seite geriet die Fürsorgeerziehung auch von seiten der linksliberalen Öffentlichkeit stärker (als zuvor) unter Beschuß. Die entscheidenden Impulse dazu gingen indes nicht von den traditionellen Kritikern der Fürsorgeerziehung aus, sondern kamen aus einer unerwarteten Richtung. Der Publizist und Journalist Peter Martin Lampel hatte 1928 seine Erfahrungen als Hospitant in der Berliner Erziehungsanstalt Struveshof in dem Buch „Jungen in Not" zusammengefaßt und mit nennenswertem Erfolg der Öffentlichkeit bekanntgemacht. Obwohl Lampel weit von der antikapitalistischen Stoßrichtung der revolutionären Linken entfernt war, kritisierte er vehement die Erziehungspraxen in den Fürsorgeerziehungsanstalten, „wo man sich anmaßt, die jeweiligen geläufigen oder gewünschten Anschauungen über die Erziehung zur Nützlichkeit, Ergebenheit und einer bürgerlichen Sättigung, die von vorgestern anhängt, an ihnen [den Insassen] auszuprobieren", und forderte eine „umwälzende und schleunigste Veränderung" der bürgerlichen Fürsorge.[28] Obwohl Lampels Veröffentlichungen wie auch die in den nächsten Jahren publizierten literarischen[29] und filmischen[30] Bearbeitungen dieses Themas keineswegs zum ersten Mal auf die Mißstände in den Fürsorgeerziehungsanstalten aufmerksam machten, riefen sie in den jugendfürsorgerischen Fachkreisen heftige und fast ausnahmslos ablehnende

26 Siehe paradigmatisch die einflußreiche Publikation von Helene Wessel, Lebenshaltung aus Fürsorge und Erwerbstätigkeit. Eine Untersuchung des Kostenaufwands für Sozialversicherung, Fürsorge und Versorgung im Vergleich zum Familieneinkommen aus Erwerbstätigkeit, Eberswalde 1931.

27 Zum Einfluß eugenischen Denkens auf die Wohlfahrtspflege: Manfred Kappeler, Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen. Rassenhygiene und Eugenik in der Sozialen Arbeit, Marburg 2000; Jürgen Reyer, Alte Eugenik und Wohlfahrtspflege. Entwertung und Funktionalisierung der Fürsorge vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Freiburg i. Br. 1991.

28 Peter Martin Lampel, Jungen in Not. Berichte von Fürsorgezöglingen, Berlin 1928, S. 9.

29 In gewisser Weise können Lampels Arbeiten als Auftakt zu einer Reihe von Veröffentlichungen gesehen werden, die das Schicksal von erwerbslosen Jugendlichen und Fürsorgezöglingen thematisierten. Neben den Arbeiten Lampels erlangten Justus Erhardts Roman „Straßen ohne Ende" (1931), Albert Lamms „Betrogene Jugend" (1932), Ernst Haffners „Jugend auf der Landstraße Berlin" (1932) und vor allem Georg K. Glasers schonungslose Erzählung „Schluckebier" (1932) erhöhte öffentliche Aufmerksamkeit.

30 Im Herbst und Winter 1928 sorgte der amerikanische Fürsorgeerziehungsfilm „Das gottlose Mädchen" für Aufregung, war er doch nach Ansicht der Verantwortlichen dazu geeignet, „die breite Masse gegen die Fürsorgeerziehung einzustellen" und „Unruhe in die Kreise der Zöglingsangehörigen" hineinzutragen. So die Fürsorgeerziehungsbehörde Nassau in Wiesbaden in einem Schreiben an den Verband der Preußischen Provinzen vom 15. 12. 1928, in: Landesarchiv Berlin [künftig zitiert: LAB], B Rep. 142/6, Nr. 493, unfol.

Reaktionen hervor[31] und wurden sogar zum Gegenstand parlamentarischer Debatten. Der preußische Wohlfahrtsminister Heinrich Hirtsiefer sah sich zu einer offiziellen Stellungnahme veranlaßt, in der er Lampel maßlose Übertreibungen unterstellte und die Aussagen der Jugendlichen als unglaubwürdig und entstellt zurückwies.[32] Sekundiert wurde er dabei unter anderem vom Leiter der größten preußischen Fürsorgeerziehungsbehörde, dem rheinischen Landesrat Karl Vossen, der Lampel beschuldigte, durch sein „Fürsorgeerziehungs-Theater" die gezielte „Irreführung der öffentlichen Meinung", eine „Verhetzung breitester Volksschichten", ja sogar ein „planmäßiges Kesseltreiben" zu inszenieren, das „nur zum Schaden der Fürsorgezöglinge und unserer ganzen Jugend dienen kann".[33]

Daß die Verantwortlichen mit solchem Furor gegen Lampel und die anderen Fürsorgeerziehungskritiker vorgingen, hatte allerdings nur zum Teil mit dem Publikumserfolg und dem daraus resultierenden Reputationsverlust der öffentlichen Ersatzerziehung zu tun. Viel schlimmer war, daß zur gleichen Zeit eine Reihe von Skandalen in der Fürsorgeerziehung die öffentliche Aufmerksamkeit erregten – und die Vorwürfe ebenso bestätigten, wie sie die offiziellen Bagatellisierungsversuche als Farce entlarvten. So wurden der Direktor und zwei Mitarbeiter der evangelischen Anstalt Rickling in Schleswig-Holstein wegen gefährlicher Körperverletzung zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt, nachdem sich herausgestellt hatte, daß in der Anstalt schwerste Mißhandlungen der Zöglinge an der Tagesordnung waren.[34] Zu einem regelrechten Trauma entwickelte sich ein Vorfall im Landeserziehungsheim Scheuen bei Celle im Februar 1930, dem weder die „behördliche Literaturkritik"[35] noch die allenthalben vorgebrachten Verweise auf die Unglaubwürdigkeit der jugendlichen Zeugen etwas entgegenzusetzen hatten. Wegen der (schon bei Lampel beschriebenen) haarsträubenden Zustände kam es am Abend des 18. Februar 1930 zur einer Revolte von 25 Jungen, die vom Anstaltsleiter Straube gemeinsam mit einer willfährigen Gruppe von Zöglingen – der „Topfkratzergarde" – so brutal niedergeschlagen wurde, daß ein Jugendlicher, Hans Ledebuhr, später seinen Verletzungen erlag.[36] Der eigentliche Skandal waren allerdings

31 Siehe zum Beispiel die Stellungnahmen des Berliner Landes- und Jugendamtes vom 21. 12. 1928, in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 493, unfol.

32 Vgl. Hirtsiefers Antwort auf die großen Anfragen Nr. 58 und 63 der Abgeordneten Dr. von Winterfeld und Genossen bzw. Schwenk und Genossen vom 26. 2. 1929, in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 494, unfol., und den Artikel: „Die Zurückweisung der Angriffe auf die Fürsorgeerziehung im Preußischen Landtag", in: *Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz*, Jg. 5 (1929), Nr. 6, S. 98–101.

33 [Karl] Vossen, Fürsorgeerziehungs-Theater, in: *Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz*, Jg. 5 (1929), Nr. 8, S. 136–138.

34 Eine Darstellung der Vorfälle bei: Sophie Christmann, Die „Muster"anstalt Rickling, in: *Arbeiterwohlfahrt*, H. 22., 1929, S. 677–682, und Herbert Francke, Von Scheuen bis Straußberg, in: *Soziale Praxis*, H. 10, 1932, S. 296–301, insbes. S. 296 ff.

35 Gräser (Anm. 14), S. 103.

36 Siehe dazu die sich teilweise widersprechenden Schilderungen und Einschätzungen bei: Curt Bondy, Scheuen. Pädagogische und psychologische Betrachtungen zum Lüneburger Fürsorgeerziehungsprozeß, Berlin 1931; Bruno Frei, Georg Löwenthal und August Brandt, Scheuen. Gericht über die Schuldigen, Berlin 1931 – H. 2 der von der Internationalen Arbeiterhilfe, Bezirk Berlin-Brandenburg, herausgegebenen Schriftenreihe „Agitation und Propaganda"; Hedwig Wachenheim, Scheuen, in: *Arbeiterwohlfahrt*, H. 16, 1931, S. 481–489; Heinrich Webler, Das Berliner Landerziehungsheim in

die im Verlauf des Verfahrens bekanntgewordenen Informationen über pädagogisch vollkommen unqualifiziertes Personal, systematisch durchgeführte Mißhandlungen der Insassen, ein vom Anstaltsdirektor geduldetes System von Selbstjustiz unter den Jugendlichen sowie über praktisch nicht wahrgenommene Aufsichtspflichten der vorgesetzten Behörde. Obwohl die verantwortliche sozialdemokratische Stadträtin und Jugendfürsorgedezernentin Dr. Klara Weyl wie auch das zuständige Berliner Landesjugendamt noch versuchten, in altbewährter Manier die Machenschaften Straubes zu verheimlichen bzw. zu rechtfertigen, führte der Tod des Jungen zu einem aufsehenerregenden Prozeß vor dem Lüneburger Schwurgericht, in dem Straube zu zwei Jahren Gefängnis sowie 31 Jugendliche zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Im Verlaufe des Prozesses mußte Weyl ihren Posten auf Druck der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen.

Die Chronique scandaleuse ließe sich problemlos um weitere Fälle erweitern, die in den einschlägigen jugendfürsorgerischen Fachzeitschriften hinreichend dokumentiert wurden und bei deren zum großen Teil gerichtsnotorischer Aufklärung alle Kritiken – angefangen von schlechter Ernährung, schwersten Mißhandlungen, mangelhaft oder gar nicht ausgebildetem Personal bis hin zu gewalttätigen Ausschreitungen der Jugendlichen untereinander – nicht nur bestätigt wurden, sondern noch weit über das bisher Vorstellbare hinauszugehen schienen.[37] Obwohl damit über die fürsorgerischen Fachkreise hinaus deutlich wurde, daß die Fürsorgeerziehung praktisch nicht in der Lage war, ihrem (Re-)Sozialisierungsauftrag nachzukommen, führte diese Erkenntnis bei fast ausnahmslos allen Fürsorgeerziehungsfunktionären nicht zu einer selbstkritischen Infragestellung der bisherigen Anstaltspraxis. Im Gegenteil. Statt der selbstverantworteten Legitimationskrise mit umfassenden Reformen zu begegnen, war es nach Ansicht der Verantwortlichen entscheidend, den Kampf gegen die „Krisenmacher" aufzunehmen.[38] Und die Schuldigen hatte man auch schnell ausgemacht: Die kritische Berichterstattung in der Öffentlichkeit, insbesondere aber die zersetzende Propaganda der radikalen Arbeiterbewegung waren Ursache der Misere. Insbesondere die Fälle, in denen sich die Jugendlichen aktiv gegen ihre Erziehung zur Wehr setzten, galten den Fürsorgeerziehern als Resultat negativer, daß heißt vor allem kommunistischer Beeinflussung der Anstaltsinsassen. „Die neuerdings in mehreren Anstalten ausgebrochenen Zöglingsrevolten", so berichtete das Preußische Wohlfahrtsministerium dem

Scheuen, in: *Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt*, Jg. 23 (1931), Nr. 6, S. 206–210; Gustav von Mann, Der Scheuenprozeß, in: *Jugendwohl. Zeitschrift für Kinder- und Jugendfürsorge*, 1931, H. 8, S. 230–234.

37 Auf eine genaue Auflistung sei hier verzichtet. Angesichts der Vielzahl solcher Fälle dürfte sich das genaue Ausmaß dieser Vorkommnisse kaum exakt rekonstruieren lassen. Siehe aber exemplarisch die Bespiele in: [Heinrich] Webler, Neue Anstaltsprozesse, in: *Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt*, Jg. 24 (1932), Nr. 2, S. 58 f., sowie bei Gräser (Anm. 14), S. 103 ff., und Peukert (Anm. 14), S. 242 f.

38 Das wichtigste Mittel zur zeitgemäßen Anpassung der Fürsorgeerziehung sei der „Kampf gegen unfachliche und tendenziöse Kritik von draußen, gegen die Krisenmacher in der Fürsorgeerzieher, die das Uebel zu bekämpfen meinen, indem sie es in Wahrheit immer mehr vermehren" (Walther). Hecker, Das Moment der Freiwilligkeit in der Fürsorgeerziehung, in: *Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz*, Jg. 7 (1931), Nr. 17, S. 274–277, Zitat S. 274.

Berliner Polizeipräsidenten, „sind erwiesenermaßen zu einem wesentlichen Teil auf kommunistische Hetze zurückzuführen." Denn mit einem „umfangreichen organisatorischen Apparat" entfalte eine der Kommunistischen Partei nahestehende zentrale Stelle „eine rührige Agitation" unter den Anstaltszöglingen.[39]

Zwar besteht keine Veranlassung, diese Rechtfertigungsstrategien umstandslos zu übernehmen, schließlich waren die katastrophalen Verhältnisse in den Erziehungsanstalten in erster Linie die systematisch produzierten Folgen einer jahrzehntelang etablierten Fürsorgeerziehungspolitik und nicht als unbeeinflußbare Katastrophen von außen über die Fürsorgeerziehung hereingebrochen. Die Argumentationen hatten allerdings insofern einen wahren Kern, als die Fürsorgeerziehung im letzten Drittel der 1920er Jahre verstärkt als Aktions- und Agitationsfeld der revolutionären Arbeiterbewegung entdeckt worden war.

2 Fürsorgeerziehung im Visier: die Anstaltspolitik der revolutionären Linken

Allerdings war die Hinwendung der revolutionären Linken zur Fürsorgeerziehung und ihren Insassen weder eine gradlinige Entwicklung, noch blieb sie innerhalb der Arbeiterbewegung unwidersprochen. Einerseits konnte man sich dabei auf eine längerfristige Tradition stützen, war doch die Fürsorgeerziehung seit der Jahrhundertwende immer wieder scharf von Vertretern der Arbeiterbewegung kritisiert worden. So stand bereits für Karl Liebknecht außer Frage, daß die wilhelminische Fürsorgeerziehung grundlegender Veränderungen bedurfte. Auf dem Parteitag der SPD im Jahre 1910 hatte er vehement gefordert, die privat oder kirchlich geleiteten Fürsorgeanstalten in staatliche Trägerschaft zu überführen, was de facto der grundlegenden Umwälzung der bestehenden Fürsorgeerziehungsverhältnisse gleichgekommen wäre. Zudem sollte die Vermittlung von Jugendlichen in freie Arbeitsverhältnisse nur in Ausnahmefällen und dann ausschließlich aus pädagogischen Erwägungen erfolgen. Das Recht auf körperliche Züchtigung war ebenso aufzuheben, wie der Einfluß der Geistlichkeit beseitigt werden sollte.[40] Sein Genosse Otto Rühle fand in seiner Monographie „Das proletarische Kind" noch deutlichere Töne und brandmarkte die Fürsorgeerziehung in drastischen Worten als „Fürsorgemißhandlung". Nach einer ausführlichen Schilderung der systematischen Ausbeutung und Mißhandelung der Heranwachsenden fiel sein Resümee so eindeutig wie vernichtend aus: „Es sind Bilder von Strafanstalten, die sich hier dem entsetzten Augen entrollen. Von Fürsorge, Erziehung, Aufrichtung und Heilung keine Spur. Oft nicht einmal der Wille zum Guten, wieviel weniger die Kraft und das Vermögen. Vereinzelt mag es Ausnahmen davon geben, gelegentlich sogar rühmliche Ausnahmen, [...] im allgemeinen jedoch herrscht jene Form der spezifisch

39 Preußisches Ministerium für Volkswohlfahrt an den Polizeipräsidenten in Berlin am 27. 2. 1930, in: ALVR, 14051, fol. 46.

40 Karl Liebknecht, Leitsätze zur Verwaltungsreform in Preußen, in: ders., Gesammelte Reden und Schriften, Bd. II, Berlin 1960, S. 350 f.

Titelblatt der Broschüre, 1931

christlichen Jugendfürsorge und Fürsorgeerziehung vor, bei der man durch das salbungsvolle Pathos der Predigten und Andachten und das Plärren der Lobgesänge mit stillem Schauder das Ächzen gequälter, abgerackerter Menschenwesen und das Sausen der Knute über striemenbedeckte Körper hört [...]."[41]

Nach dem Ende des Kaiserreichs zeigte sich, daß man durchaus bereit war, den Worten auch Taten folgen zu lassen. In einigen Teilen des Deutschen Reichs waren die örtlichen Arbeiter- und Soldatenräte während der Revolution von 1918/19 dazu übergegangen, Fürsorgeerziehungszöglinge aus den Erziehungsanstalten zu befreien. So wurden am 8. November 1918 die als „schwererziehbar" eingestuften Fürsorgezöglinge des Arbeitshauses Wolfenbüttel entlassen, und im Wilhelmstift in Braunschweig veranlaßte das örtliche Volkskommissariat die Entlassung von rund einem Viertel der 420 Insassen. Zwar muß unklar bleiben, welches Ausmaß solche Aktionen insgesamt angenommen hatten, der Umstand, daß Eingriffe in die Fürsorgeerziehung vom Rat der Volksbeauftragten in Berlin offiziell untersagt wurden, deutet zumindest darauf hin, daß es sich dabei keineswegs nur um Einzelfälle gehandelt hatte.[42] Während die Sozialdemokratie nach 1919 zur staatstragenden Partei aufstieg und sich mit ihrem Wohlfahrtsverband trotz aller Widerstände selbst aktiv in die Jugendfürsorge einschaltete, hielt der revolutionäre Flügel der Arbeiterbewegung die Anstalts- und Fürsorgeerziehungskritik aufrecht. So wurde von den kommunistischen Reichstagsabgeordneten Clara Zetkin und Kurt Löwenstein die Humanisierung der Jugendfürsorge wie auch die Schaffung eines eigenständigen Kinderfürsorgegesetzes gefordert,[43] und auch in der linken Presse machte man wie gehabt auf die fragwürdigen Zustände in den Erziehungsanstalten aufmerksam.[44]

So einig man sich allerdings bei der Ablehnung der Fürsorgeerziehung als erzieherisch bemänteltem Unterdrückungsinstrument des Klassenstaates sein konnte, so zwiespältig fiel die Einschätzung der jugendlichen Anstaltsinsassen aus, und die Solidarisierung mit den jugendlichen Angehörigen subproletarischer Schichten war in der Arbeiterbewegung keineswegs unumstritten. Drohend klangen noch die Warnungen von Marx vor dem wankelmütigen, reaktionären und korrumpierbaren „Lumpenproletariat" als „tiefste[m] Niederschlag der relativen Überbevölkerung".[45] Zwar hatte er nicht grundsätzlich ausgeschlossen, daß „Pauper- und Waisenkinder" – anders als etwa der harte Kern der „Vagabunden, Verbrechern, Prostituierten" – bei entsprechender

41 Otto Rühle, Das proletarische Kind. Eine Monographie, München 1911, S. 200–226, Zitat S. 225 f.

42 Vgl. dazu Schmidt (Anm. 18), S. 74; Harvey (Anm. 17), S. 231; Gräser (Anm. 14), S. 56 f.

43 Siehe die Beiträge der KPD-Abgeordneten Dr. Löwenstein und Clara Zetkin in der 58. Sitzung des Reichstags am 27. Januar 1921, in: Verhandlungen des Deutschen Reichstags, Bd. 347, S. 2181 ff.

44 So als beliebiges Beispiel unter vielen die Duisburger „Volksstimme" vom 13. 7. 1927 unter dem Titel: „Mittelalterliches in der Gegenwart. Ein Beitrag zum Kapitel Fürsorge-Erziehung".

45 MEW, Bd. 23, Berlin 1962, S. 673. Zum gespannten Verhältnis von Arbeiterbewegung und „Lumpenproletariat" auch: Rose Ahlheim u. a., Gefesselte Jugend. Fürsorgeerziehung im Kapitalismus, Frankfurt a. M. 1971, S. 241–257; Michael Schwarz, „Proletarier" und „Lumpen". Sozialistische Ursprünge eugenischen Denkens, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 42 (1994), H. 4, S. 537–570, und Gerd Stein, Lumpenproletarier – Bonze – Held der Arbeit. Verrat und Solidarität, Frankfurt a. M. 1985.

politischer Erziehung in den Kampf der Arbeiterklasse integriert werden könnten, doch hatte seine Mahnung nachhaltigen Eindruck in der Arbeiterbewegung hinterlassen – zumal es lange, bevor sich Teile der Unterschichten zum willigen Handlanger der Nazis machten, nicht an entsprechenden Belegen gefehlt hatte. So wußte Rosa Luxemburg von der „systematischen Aufstachelung des Lumpenproletariats" als „gedungene Ordnungsstützen des Absolutismus" zu berichten,[46] und Clara Zetkin warnte mit Blick auf die italienischen Verhältnisse bereits 1923 weitsichtig davor, daß eine „Bewegung von Hungrigen, Notleidenden, Existenzlosen und Enttäuschten" die Mannschaft für die Gegenrevolution der Bourgeoisie und die soziale Basis für den „Faszismus" stelle.[47] Ähnlich wurde im Programm der Kommunistischen Internationale von 1928 explizit vor einer lumpenproletarischen Strömung der Arbeiterbewegung gewarnt, die sich durch „äußerste politische Unbeständigkeit" ausweise und nicht selten rechte Politik durch linke Phraseologie verschleiern würde. Diese Strömung könne sogar zu den „gefährlichsten Desorganisatoren der proletarischen Reihen und damit zu Hemmnissen der revolutionären Bewegung des Proletariats" werden.[48]

Nun zielten solche pessimistischen Einschätzungen nicht in erster Linie auf Kinder und Jugendliche, aber auch hier fehlte es nicht an distanzierenden Statements. Der sozialistische Pädagoge Siegfried Bernfeld zum Beispiel hatte zwar mit Blick auf die Klientel der Fürsorgeerziehung nicht grundsätzlich ausgeschlossen, daß sie „in das Heer der ‚verwahrlosten Gesellen', das sich Arbeiterbewegung nennt", eingegliedert werden könne, gleichzeitig aber auch zu bedenken gegeben, daß die „kriminellen und verwahrlosten [Jugendlichen] darum noch lange nicht Klassenkämpfer sind, weil sie ‚asozial', weil sie Rebellen, Verbrecher sind, weil sie sich bürgerlicher Erziehung widersetzen. Sie widersetzen sich jeder Gesellschaft." Manche von ihnen könnten zwar, so Bernfeld weiter, für „eine bewaffnete Aktion zu gebrauchen" sein, aber die breite Masse werde ohne „eine tiefgreifende Erziehung" weder den geistigen noch moralischen Anforderungen des Klassenkampfes gewachsen sein.[49]

Indes hatte man sich solchen Bedenken zum Trotz in der radikalen Linken seit Mitte der 1920er Jahre verstärkt Gedanken um die Mobilisierung der subproletarischen Schichten für den Klassenkampf gemacht. Zwar blieben der „Betrieb" und die „werktätigen Massen" unangefochten der zentrale Ansatzpunkt revolutionärer Arbeit, mit der steigenden Arbeitslosigkeit und dem durch die forcierte Aussteuerung von

46 Rosa Luxemburg, Die Lösung der Frage (1905), in: dies., Gesammelte Werke, Bd. 1/2, Berlin 1974, S. 619–622.

47 Clara Zetkin, Der Kampf gegen den Faschismus. Protokoll der Konferenz der Erweiterten Exekutive der Kommunistischen Internationale, Moskau, 12.–13. Juni 1923, in: Theorien über den Faschismus. Hrsg. von Ernst Nolte, 3. Aufl., Köln 1972, S. 88–111, hier S. 91 f. Zu den bis in die jüngste Zeit andauernden kontroversen Einschätzungen zum „Lumpenproletariat" vgl. z. B. Lutz Getzschmann, Über Arbeiterklasse und „Lumpenproletariat", in: *Marxistische Blätter*, Jg. 40 (2002), H. 2, 2002, S. 70–74.

48 Das Programm der Kommunistischen Internationale (1928), als Dok. 27 abgedruckt in: Hermann Weber, Die Kommunistische Internationale. Eine Dokumentation, Hannover 1966, S. 165–244, Zitat S. 232 f.

49 Siegfried Bernfeld, Die Schulgemeinde und ihre Funktion im Klassenkampf (1928), in: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften, Bd. 2. Hrsg. von Lutz von Werder und Reinhart Wolff, Frankfurt a. M. 1974, S. 14–105, insbes. S. 90–103.

Erwerbslosen aus der Arbeitslosenversicherung stark angewachsenen Zahl von Fürsorgeempfängern war ein potentielles Rekrutierungsreservoir entstanden, das es durch gezielte Agitation in die revolutionäre Bewegung zu integrieren galt.[50] Wollte man dieses fruchtbare Wirkungsfeld nicht vollständig den bürgerlichen und sozialdemokratischen Kräften überlassen, waren hier verstärkte Anstrengungen zu unternehmen.[51] Dabei waren entgegen aller offiziellen Polemik wider eine vermeintlich unpolitische, rein karitative Hilfe die agitatorisch-propagandistischen Wirkungsmöglichkeiten praktischer sozialpolitischer Initiativen mit der Arbeit der Roten Hilfe Deutschlands (RHD) und der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH) lange entdeckt und recht erfolgreich erprobt worden,[52] und auch auf kommunaler Ebene konnte man auf einige positive Erfahrungen mit der pragmatischen Verbindung von materieller Hilfe und ideologischer Arbeit zurückblicken.[53]

50 Zur Bedeutung der Agitation erwerbsloser Jugendlicher siehe exemplarisch: Alfred K., Unser Kampf für die erwerbslosen Jungarbeiter, in: *Jugend-Internationale. Kampforgan der Kommunistischen Jugendinternationale*, Jg. 11 (1930), Nr. 9, S. 410–416.

51 Welchen Stellenwert das Fürsorgewesen hatte, zeigt sich daran, daß seit Sommer 1929 in der KPD über die Errichtung einer eigenen Wohlfahrtsorganisation, der Roten Wohlfahrt, nachgedacht wurde. Solange der kapitalistische Staat und seine Einrichtungen nicht endgültig zertrümmert seien, hieß es im internen Diskussionspapier, müßten die Kommunisten „die Wohlfahrtseinrichtungen auf all ihren verzweigten Gebieten zum Angriffspunkt für die Gewinnung dieser Millionenmassen machen". In Übereinstimmung mit den Beschlüssen des 12. Parteitages gelte es, in den kommunalen Fürsorgeeinrichtungen verstärkt aktiv zu werden und „Seite an Seite mit den Unterstützungsbedürftigen für die Existenz aller Notleidenden [...] und für die Befreiung vom kapitalistischen Joch und für den proletarischen Staat zu kämpfen". Vgl. Diskussionsgrundlage für den Aufbau einer Wohlfahrtsorganisation (1. 8. 1929), in: Bundesarchiv, Stiftung Archiv Parteien und Massenorganisationen der DDR [künftig zitiert: BArch-SAPMO], RY I 4/11/1, fol. 91–97. Siehe auch die Richtlinien für den Aufbau der Roten Wohlfahrt und Satzung der Roten Wohlfahrt, ebd., fol. 98–103, 104–107. Aufgrund fehlender finanzieller und personeller Ressourcen und der Konkurrenz durch die bestehenden sozialpolitischen Organisationen beschränkte sich die Arbeit der Roten Wohlfahrt allerdings letztlich praktisch auf die Arbeit einer Berliner Ortsgruppe sowie auf die Herausgabe des kurzzeitig erscheinenden Mitteilungsblattes „Der proletarische Wohlfahrtspfleger. Mitteilungsblatt für die Funktionäre und Pfleger der Roten Wohlfahrt", herausgegeben von der Bezirksleitung Berlin-Brandenburg (1932).

52 Zur Roten Hilfe vgl. die Darstellungen von Nikolaus Brauns, Schafft Rote Hilfe! Geschichte und Aktivitäten der proletarischen Hilfsorganisation für politische Gefangene in Deutschland (1919–1938), Bonn 2003; Die Rote Hilfe. Die Geschichte der internationalen kommunistischen „Wohlfahrtsorganisation" und ihrer sozialen Aktivitäten in Deutschland (1921–1941). Hrsg. von Sabine Hering und Kurt Schilde, Opladen 2003. In beiden Publikationen finden sich Darstellungen von Selbstverständnis und pädagogisch-politischer Praxis der Kinderheime der Roten Hilfe „Barkenhoff" in Worpswede und „MOPR" in Elgersburg (Thüringen). Vgl. dazu auch Der Barkenhoff. Kinderheim der Roten Hilfe 1923–1932. Eine Dokumentation zur Ausstellung im Barkenhoff 1991. Hrsg. von Siegfried Bresler, Gerlinde Grahn, Christine Hoffmeister und Heinz Werner, Worpswede 1991.

53 Siehe zu den sozialpolitischen Aktivitäten der KPD: Beatrix Herlemann, Kommunalpolitik der KPD im Ruhrgebiet 1924–1933, Wuppertal 1977; Klaus Michael Mallmann, Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung, Darmstadt 1996, S. 327–339.

2.1 Die Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Organisationen (ARSO)

So markierte die Gründung der Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Organisationen (ARSO) Ende Oktober 1927 auch weniger einen Schritt auf unbekanntes Terrain als vielmehr die bereits im Oktober 1926 geforderte Bündelung der bestehenden sozialpolitischen Aktivitäten, die Zusammenfassung aller „proletarischer Organisationen auf sozialpolitischem und kulturellen Gebiet".[54] Zu den Gründungsorganisationen gehörten neben der KPD der Internationale Bund für die Opfer des Krieges und der Arbeit, die Internationale Arbeiterhilfe, die Rote Hilfe sowie der Rote Frauen- und Mädchenbund. Später schlossen sich eine Reihe weiterer regional oder reichsweit operierender Organisationen, wie etwa der Bund sozialistischer Ärzte, der Bund preußischer Junglehrer, der Reichsbund Deutscher Mieter etc., der ARSO an. Erklärtes Ziel des Zusammenschlusses war der „Kampf gegen die reaktionäre Sozialpolitik, Kampf für die Durchsetzung der Forderungen der Arbeiterschaft und werktätigen Schichten auf dem Gebiete der Sozialpolitik und gegen die sich immer mehr ausbreitende bürgerliche Wohlfahrtspflege". Dabei war die sozialpolitische Tätigkeit ausdrücklich als „Mittel der Revolution [zu] benutzen".[55] Die komplementäre Strategie von Verfolgung eigener sozialpolitischer Programme und Praxen bei gleichzeitigem Kampf gegen die herrschende Sozialpolitik sollte von den angeschlossenen Organisationen strategisch durch eine Kombination von Aufklärung, Agitation und Beratung auf verschiedenen Ebenen erreicht werden. Im einzelnen waren folgenden Aktivitäten vorgesehen: systematische Sammlung von Material über den Gesundheitszustand der Arbeiterschaft, systematische Aufklärung der Arbeiterschaft über alle sozialpolitischen Fragen, Belieferung der Presse mit statistischem und bildlichem Material, Herausgabe einer sozialpolitischen Zeitschrift, laufende Information der angeschlossenen Organisationen über sozialpolitische Fragen im Reich und den Ländern, Schulung der Mitglieder, Besetzung sozialpolitischer Kommissionen und Fürsorgebeiräte in Gemeinden und Gemeindeverbänden, Kampf gegen die Ausschaltung proletarischer

54 Vgl. Protokoll der konstituierenden Sitzung der sozialpolitischen Arbeitsgemeinschaft vom 31.10. 1927, in: BArch-SAPMO, RY I 4/11/1, fol. 6. Siehe auch den Entwurf für ein Statut der Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Organisationen (November 1927), ebd., fol. 15–19, sowie die Redebeiträge auf der 1. sozialpolitischen Tagung der Arbeiterorganisationen Rheinland-Westfalens am 15. April 1928 in Düsseldorf, in: Lasset die Panzerkreuzer zu mir kommen, den Kindern ist das Himmelreich. Hrsg. von der Internationalen Arbeiterhilfe, Bezirk Niederrhein-Düsseldorf, Düsseldorf 1928. Bereits im Oktober 1926 hatte Margarete Hoffmann-Gwinner gefordert, die „gesamten proletarischen Organisationen zu einer proletarischen Spitzenorganisationen" zusammenzuschließen. Vgl. Diskussionsrede von Hoffmann-Gwinner, in: Sozialpolitik in Deutschland. Vortrag von Frau M. Arendsee, M.d.R. und Diskussionsrede der Stadtverordneten Frau Hoffmann-Gwinner auf der 3. Landeskonferenz der IAH., Bezirk Berlin-Brandenburg am 30./31. Oktober 1926 in Berlin, Berlin 1926, S. 17. Zur ARSO auch die einleitenden Bemerkungen in: Proletarische Sozialpolitik. Organ der Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Organisationen. ARSO. Hrsg. von Clemens Klockner, unveränderter Nachdruck, Darmstadt 1987, sowie die Darstellung in: Ahlheim u.a. (Anm. 45), S. 268–285.

55 Ferdinand Bender, Proletarische Sozialpolitik, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1928, H. 7, S. 193–196.

Organisationen auf den Gebieten der Sozialpolitik sowie Schaffung von gemeinsamen Beratungsstellen.[56]

War damit ein breites Feld abgesteckt, das weit über die Arbeitsbereiche der Wohlfahrtspflege und Fürsorge im engeren Sinne hinausging,[57] kam der heranwachsenden Generation und den auf diese gerichteten Maßnahmen der öffentlichen Jugendfürsorge im strategischen Horizont der radikalen Linken insofern eine wachsende Bedeutung zu, als die zunehmende Verelendung der Arbeiter dazu führe, daß die proletarischen Kinder nicht nur den „unkontrollierbaren Einflüsse[n] der Straße", sondern auch dem „Einfluß der privaten Wohlfahrtseinrichtungen und reaktionären Verbände" besonders offen ausgesetzt seien.[58] Immerhin lebten nach Schätzungen der ARSO im Jahr 1931 nicht weniger als 1,25 Millionen Kinder von Wohlfahrtsunterstützungsempfängern in Deutschland.[59] Insbesondere die Jugendfürsorge mit ihrem dezidiert erzieherisch-disziplinierenden Anspruch stand geradezu paradigmatisch für den bevormundenden Zwangscharakter der öffentlichen Fürsorgemaßnahmen – eine Position, die schon zahlenmäßig ihre Evidenz dadurch erhielt, daß in den zwanziger Jahren mehr als 500 000 Kinder und Jugendliche pro Jahr mit den Maßnahmen der Jugendfürsorge in Berührung kamen. Davon standen rund 100 000 Mädchen und Jungen unter der Aufsicht der Fürsorgeerziehungsbehörden. Gleichzeitig hatten die Anstaltsskandale wie auch das selbstbewußte Auftreten der sogenannten wilden Cliquen in der Öffentlichkeit eindrucksvoll gezeigt, daß im subproletarischen Milieu der Großstädte ein beachtliches Widerstandspotential gegen die Bevormundung durch die staatliche Jugendfürsorge- und Jugendpflegeeinrichtungen existierte, das gegebenenfalls für den Klassenkampf zu mobilisieren war. Für den KJVD waren die alltäglichen Auseinandersetzungen in den Erziehungsheimen ein eindeutiger Beweis, daß dort der „Gedanke des Kommunismus" lebe und von den „unterdrücktesten Jugendlichen dieser verdammten Gesellschaftsordnung" verfochten werde. Deswegen wisse die kommunistische Jugend „die Kampfkraft zu werten" und trete für „die Forderungen dieser Jugendlichen in demselben Maße und mit der gleichen Ueberzeugung ein wie für die Betriebsjugend und die Jungerwerbslosen". Diese wie jene seien „Opfer des

56 So im Rundschreiben Nr. 1 der Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Organisationen vom 10. 2. 1928, in: BArch-SAPMO, RY I 4/11/2, fol. 6 f.

57 Vgl. ausführlich zu den Arbeitsgebieten die Kampfforderungen der ARSO gegen die soziale Reaktion, beschlossen auf dem Reichskongreß der ARSO am 14./15. 6. 1930, in: BArch-SAPMO, RY I 4/11/1, fol. 82–89, sowie den Artikel: Die Arso und ihre Aufgaben, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1929, H. 9, S. 261–263.

58 „Die demokratischen Einrichtungen der Gewerbeaufsicht, der Jugend- und Wohlfahrtsämter, der Schulpflege etc. bedeuten keinen wirklichen Schutz des proletarischen Kindes, sie dienen vielmehr der Verschleierung des wirklichen Tatbestandes und der wahren Absichten der Bourgeoisie." So die Einschätzung im Bericht über die „Ergebnisse des III. Reichskongresses des Jungspartakusbundes Deutschland" im Dezember 1926 in Chemnitz, in: *Das proletarische Kind*, Jg. 7 (1927), H. 2, S. 24–27, hier S. 25 f.

59 So im Artikel „Millionen Kinder hungern in Deutschland. Das Kind in der Sozialversicherung und -fürsorge", in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1931, H. 5, S. 141–144, hier S. 142.

Kapitalismus, die den Kampf gegen das bestehende System aufnehmen werden".[60] Somit war klar, daß die Jugendfürsorgekampagnen keineswegs als isolierte karitative Einzelaktionen zu verstehen waren, sondern als selbstverständlicher Teil des übergeordneten Klassenkampfes galten. Jeder „klassenbewußte Proletarier" müsse sich „völlig darüber im klaren sein", so hieß es dazu im Organ der ARSO, daß „innerhalb dieser Gesellschaftsordnung das Wohl der proletarischen Jugend niemals gesichert werden kann, da Ausbeutung, Elend und Unterdrückung auch des Jungeproletariats nur mit der Beseitigung des kapitalistischen Systems verschwinden werden".[61]

Unter dem organisatorischen Dach der ARSO waren im Kern vier Organisationen mit jugendpolitischen Aktivitäten beschäftigt, die sich einem allerdings recht groben und in der Praxis allenfalls vage handhabbaren Verteilungsplan gemäß auf jeweils andere Aufgabenschwerpunkte konzentrieren sollten.[62] Ungeachtet örtlicher oder regionaler Sonderregelungen war vorgesehen, daß sich der KJVD vorrangig den Arbeitsbereichen der Jugendpflege und offenen Kinder- und Jugendarbeit widmete, während die IAH und der Reichsverband für dissidentische Fürsorge für die Kinder- und Jugendfürsorge insgesamt zuständig waren und der 1931 konstituierte Kampfausschuß gegen Fürsorgeerziehung seine Aktivitäten allein auf die Anstaltserziehung richten sollte. Mit dieser Abgrenzung sollte einerseits doppelte Fallbearbeitung vermieden und gleichzeitig sichergestellt werden, daß sich die Organisationen hinreichend intensiv mit den ihnen zugewiesenen Aufgaben beschäftigten. Der „Kampf gegen die private Wohlfahrt" gehörte indes zu den selbstverständlichen Aufgaben aller Organisationen.

Abgesehen vom KJVD mit seiner dezidiert jugendpolitischen Ausrichtung konnte die seit 1921 aktive Internationale Arbeiterhilfe Willi Münzenbergs auf die weitreichenden Erfahrungen auf sozial- und jugendpolitischem Gebiet und einen vergleichsweise gut ausgebauten organisatorischen Apparat zurückgreifen.[63] Obwohl der erklärte Arbeitsschwerpunkt der IAH auf der Schaffung und Unterhaltung eigener, proletarischer Erziehungseinrichtungen lag, brachte es die explizit gegen die bürgerlichen

60 Ernst Birnbaum, Fürsorgehöllen. Hrsg. vom ZK des KJVD, Berlin 1932, S. 14. Zum Verhältnis der KPD zu den subproletarischen „wilden Cliquen" vgl. Eve Rosenhaft, Organising the "Lumpenproletariat". Cliques and Communists in Berlin during the Weimar Republic, in: The German Working Class 1888–1933. The Politics of Everyday Life. Hrsg. von Richard Evans, London 1982, S. 174–219. Skeptisch zum Ansatz der KPD: Benno Hafeneger, Vernachlässigt und untergeordnet. Jugend- und Sozialpolitik der KPD in der Weimarer Republik, in: *Widersprüche*, Jg. 34 (1990), S. 67–82.

61 Ernst Schellenberg, Berufliche Fürsorge als ein Mittel der Sozialreaktion und die Aufgaben des proletarischen Wohlfahrtspflegers, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1930, H. 8, S. 245–247.

62 Vgl. Verteilungsplan der Aufgaben der der ARSO angeschlossenen Organisationen (Dezember 1927), in: BArch-SAPMO, RY I 4/11/5, fol. 62 f.; Reichsleitung der ARSO an Bezirksleitungen am 25.7.1929, Richtlinien für die Arbeit, in: BArch-SAPMO, RY I 4/11/2, fol. 28–35.

63 Vgl. zu Selbstverständnis, Organisation und Aufgaben der IAH die Selbstdarstellung von Willi Münzenberg, Solidarität. Zehn Jahre Internationale Arbeiterhilfe 1921–1931, Berlin 1931, zu den Aktivitäten der Jugendaktiv- und Pioniergruppen insbes. S. 122–153. Als Übersicht Martha Arendsee, Die sozialpolitischen Aufgaben der IAH, in: Sozialpolitik in Deutschland (Anm. 54), S. 7–16; August Brandt, Solidarität im Klassenkampf – Aufgaben und Leistungen der IAH, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1930, H. 6, S. 186–187. Für die Kinderhilfe: Golda Fröhlich-Hartog, Kampf und Hilfe. Die Kinderhilfe der IAH – eine Stütze des kämpferischen Proletariats, Berlin 1929.

Wohlfahrtsorganisationen gerichtete sozialpolitische Doppeltstrategie der ARSO mit sich, sich auch mit den etablierten Jugendfürsorgeeinrichtungen auseinanderzusetzen. Dabei sollte sich die IAH neben Fragen der allgemeinen Wohlfahrt (Anstaltsfürsorge, Arbeitshäuser, Heil- und Pflegeanstalten) vor allem der Kinder- und Jugendfürsorge widmen und folgende Arbeitsgebiete abdecken: Schulkinderfürsorge, Kinderarbeit, Kinderverschickung, Kinderhorte, Kindergärten, Kinderwanderungen, Vormundschaftswesen, Pflegekinderwesen, Jugendgerichtshilfe, Schutzaufsicht und Fürsorgeerziehung.[64] Neben einer mehr oder weniger regelmäßigen Berichterstattung in den IAH-eigenen Zeitschriften „Der Mahnruf" und „Der rote Aufbau" initiierte der Reichsausschuß der IAH eine eigene Fürsorgeerziehungskampagne, über die der „Kampf um die soziale und menschliche Befreiung des proletarischen Fürsorgezöglings" in einem 16 Punkte umfassenden Forderungspaket realisiert werden sollte.[65] Zudem waren die Jugendaktivs der IAH, vor allem in Berlin und Brandenburg, an der Organisation von öffentlichen Informationsveranstaltungen zur Fürsorgeerziehung beteiligt, was nach eigenen Angaben zur Folge hatte, daß während der Kampagne von 800 Besuchern und Besucherinnen mehr als 100 der IAH beitraten.[66]

Während die IAH im Rahmen der ARSO in der Hauptsache für propagandistische Aufgaben zuständig war, oblagen die praktische Fürsorgearbeit sowie die Bearbeitung jugendfürsorgerischer Einzelfälle vereinbarungsgemäß primär dem im Frühjahr 1928 in Dortmund ins Leben gerufenen Reichsverband für dissidentische Fürsorge e. V.[67] Ihren Hauptsitz hatte die zunächst eng mit dem Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung verbundene Organisation in Düsseldorf, und auch ihr Schwerpunkt lag geographisch primär im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Von den 112 Ortsgruppen, die sich im Juni 1928 zur ersten Reichskonferenz im westfälischen Hagen versammelt hatten, konzentrierten sich die meisten (100) im Rheinland und in Westfalen.[68] Laut Satzung verstand man sich als Zusammenschluß von Organisationen, Anstalten, Körperschaften und Einzelpersonen, die die marxistische, atheistische Weltanschauung anerkennen und sich auf dem Boden proletarischen Klassenkampfes mit Jugendpflege und Jugendfürsorge befassen. Ziel der Arbeit sei es, die werktätige Bevölkerung für die Verstaatlichung des gesamten Fürsorge- und Erziehungswesens zu mobilisieren und alle Bestrebungen zu fördern, die sich gegen die wirtschaftlichen, ideologischen

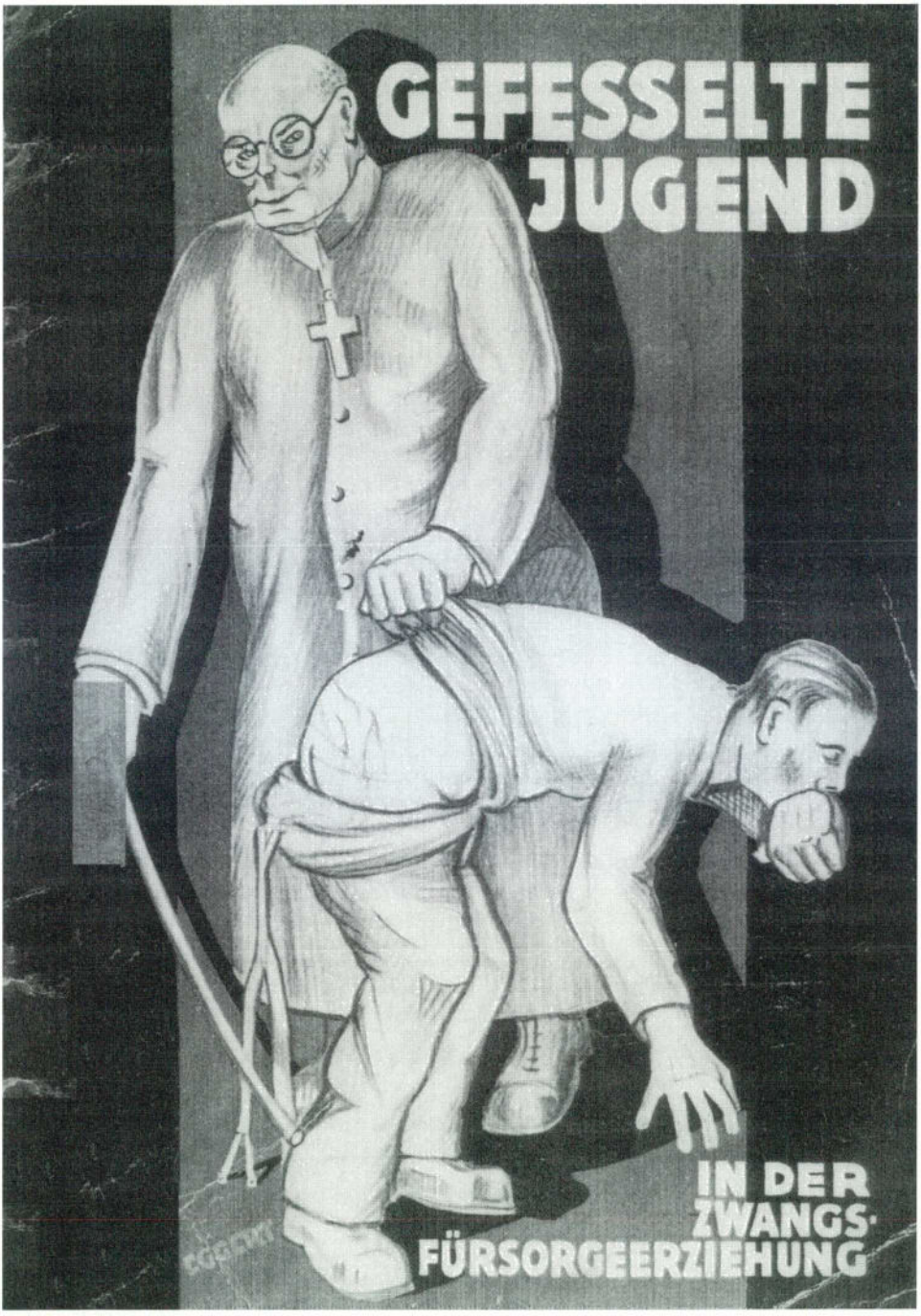
64 Verteilungsplan der Aufgaben der der ARSO angeschlossenen Organisationen (Dezember 1927), in: BArch-SAPMO, RY I 4/11/5, fol. 62 f.

65 Das Fürsorgeerziehungsprogramm der IAH ist abgedruckt in August Brandt, Gefesselte Jugend in der Zwangs-Fürsorgeerziehung. Hrsg. im Auftrage des Reichsausschusses der Internationalen Arbeiterhilfe, Berlin 1929, S. 23 f. Dazu auch unten.

66 Münzenberg (Anm. 63), S. 126 f.

67 Richtlinien über die Zusammenarbeit der Dissidentenfürsorge und der IAH auf dem Gebiete der Jugendwohlfahrt im Rahmen der ARSO, in: BArch-SAPMO, RY I 4/11/1, fol. 143 f.; Reichsausschuß der ARSO an alle Bezirksausschüsse am 22. 5. 1931, in: BArch-SAPMO, RY I 4/11/2, fol. 118 f.

68 H[ans] F[ladung], Unsere erste ordentliche Reichskonferenz, in: *Bürgerliche oder Proletarische Jugendfürsorge?* Nr. 1 der Zeitschriften-Reihe des Reichsverbandes für dissidentische Fürsorge e. V., 1928, S. 9–16. Ein Jahr später konnten allerdings bereits 14 Landesverbände ihre Delegierten zur zweiten Reichskonferenz nach Leipzig entsenden. Vgl. Unsere zweite Reichskonferenz, in: *Der Helfer. Mitteilungsblatt des Reichsverbandes für dissidentische Fürsorge,* April 1931, S. 1.



Titelblatt der Broschüre von August Brandt, 1929

und politischen Ursachen der Jugendverwahrlosung richteten.[69] Obwohl man in der Satzung und anderen öffentlichen Äußerungen einen vergleichsweise moderaten Ton an den Tag legte und in der Regel auf ein demonstratives sozialrevolutionäres Pathos verzichtete, wurde dem Reichsverband die Anerkennung als Reichsspitzenverband der freien Wohlfahrtspflege durch das Reichsinnenministerium versagt.[70]

Zur Bündelung der auf bzw. gegen die Fürsorgeerziehung gemünzten Aktivitäten wurde im Frühjahr 1931 im Vorfeld des anstehenden Scheuen-Prozesses schließlich der Kampfausschuß gegen die Fürsorgeerziehung als übergreifende Koordinationsstelle aller in diesem Gebiet aktiven Organisationen unter dem Dach der ARSO ins Leben gerufen.[71] Wie bei der ARSO handelte es sich beim Kampfausschuß weniger um ein festgefügtes Gebilde mit einem eigenständigen organisatorischen Apparat als um ein bis auf die lokale und regionale Ebene lose verzweigtes Netzwerk unterschiedlicher proletarisch-sozialistischer Organisationen. Dazu gehörten neben fachwissenschaftlichen Vereinigungen wie der Gesellschaft für Individualpsychologie verschiedene proletarische Verbände, die sonst eher wenige Bezüge zur Jugendfürsorge aufwiesen (u. a. die Internationale Frauenliga, die Gruppe revolutionärer Pazifisten und der Kampfbund gegen den Faschismus). Für einiges Aufsehen, vor allem aber Entrüstung in der Fachöffentlichkeit sorgte, daß auch einige Mitglieder des im Umfeld der jugendbewegt-reformorientierten Gilde Sozialer Arbeit entstandenen Arbeitskreises zur Reform der Fürsorgeerziehung recht offen mit dem Kampfausschuß sympathisierten.[72] Als ersten Höhepunkt der Arbeit des Kampfausschusses verzeichnete man die gemeinsame Beteiligung am Scheuen-Prozeß. Den Ausgang des Prozesses wertete man als bedeutenden „Erfolg im Sinne der Bestrebungen des Ausschusses", sei doch dadurch eine „klaffende Bresche in das Dunkel der Fürsorge-Erziehungshölle geschlagen" worden, die es durch die Weiterführung des Kampfes auszuweiten gelte. Als Ergebnis dieser Anstrengungen veröffentlichte der Kampfausschuß im Dezember 1931 ein Programm, mit dem die Jugendfürsorge insgesamt grundlegend neu gestaltet werden sollte. Allerdings war die Zielsetzung des Kampfausschusses, die Mißstände in der Fürsorgeerziehung öffentlich anzuprangern und für deren endgültige Beseitigung zu kämpfen, bei Lichte betrachtet wenig originell. Letztlich handelte es sich dabei als programmatische Mindestforderung lediglich um den kleinsten gemeinsamen Nenner aller an den Anstaltskampagnen beteiligten Organisationen.

69 Die Satzung befindet sich in: F[ladung] (Anm. 68), S. 13–16.

70 Vgl. *Arbeiterwohlfahrt*, H. 15, 1928, S. 472. Vgl. dazu die zurückhaltenden Formulierungen im Ortsgruppenstatut der dissidentischen Fürsorge, Ortsgruppe Krefeld, in: ALVR, 14024, fol. 72.

71 Vgl. Forderungen des Kampfausschusses gegen Fürsorgeerziehung, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1931, H. 12, S. 372–375, und Jacob Hein, Kampf dem Fürsorgeerziehungsskandal, ebd., H. 8, S. 243.

72 Der konservative Jugendhilfereferent des Caritasverbandes hielt die „Waffenbrüderschaft" des Arbeitskreises mit dem Kampfausschuß für „schmerzlich", da dadurch „Sachlichkeit mit den aufreizenden Schlagworten des Berliner Asphalts" vermengt werde. Der Arbeitstitel „zur Reform der Fürsorgeerziehung" sei dann schlicht falsch, weil es dem Arbeitskreis wie dem Kampfausschuß augenscheinlich um die Beseitigung dieser Einrichtung gehe. G[ustav] von Mann, Neugestaltung der Fürsorgeerziehung, in: *Jugendwohl*, 1931, H. 8, S. 194–199, hier S. 194.

Titelblatt der Broschüre, 1928

2.2 *Anstalts- und Fürsorgeerziehungskritik*

Wie schon im Kaiserreich bestand der zentrale Ansatzpunkt der Fürsorgeerziehungspolitik der radikalen Linken auch in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik in der öffentlichkeitswirksamen Kritik an der Heimerziehung. Im Gegensatz zu der eher punktuellen Berichterstattung früherer Jahre bemühte man sich allerdings verstärkt darum, nicht nur einzelne Mißstände exemplarisch aufzugreifen und anzuprangern, sondern auf der Grundlage planmäßiger Informationssammlung und handfester (statistischer) Daten gezielte Kampagnen gegen die Fürsorgeerziehung als Ganzes zu starten und diese gesellschaftstheoretisch fundiert zu untermauern. Daß die Fürsorgeerziehung ein Ziel scharfer Angriffe darstellte, lag allerdings nicht zuletzt auch daran, daß sich hierüber die Möglichkeit zu massiven Attacken gegen die zum Hauptgegner der revolutionären Arbeiterbewegung erklärte Sozialdemokratie bot. Mehr als deutlich ließ sich an der Fürsorgeerziehungspolitik der SPD deren reformistische, ja konterrevolutionäre oder sogar „sozialfaschistische" Grundhaltung entlarven. Ihrer „gegen die Interessen des Proletariats gerichteten Politik" sei es zu verdanken, daß nicht nur die alte Forderung der Arbeiterschaft – die Beseitigung der Zwangserziehung – aufgegeben wurde, sondern die SPD sei sogar „zum Schutze dieses Unterdrückungsinstrumentes in die Bresche" gesprungen. Ihre im Preußischen Landtag vorgebrachten Forderungen nach Reformen in der Fürsorgeerziehung seien nichts als „Aktengewälze und Geschreibsel" und würden sich auf „bürokratische Veränderungen" beschränken, im übrigen aber „den bisherigen Terror in den Fürsorgeanstalten" sanktionieren. In „Wirklichkeit" habe nämlich die Sozialdemokratie das größte Interesse an der Erhaltung der Fürsorgeerziehung als ein „Unterdrückungsinstrument des Jugendproletariats".[73]

Wenn der Duktus dieser Aussagen auch an der antisozialdemokratischen Zielrichtung solcher Vorwürfe wenig Zweifel aufkommen ließ, so hatten sie insofern einen realen Kern, als die noch im Kaiserreich zum festen Programm gehörenden Forderungen nach radikalen Veränderungen in der Fürsorgeerziehung aus dem Katalog der zur Regierungspartei avancierten Sozialdemokratie wenn nicht gänzlich verschwunden waren, sich aber doch nur in reichlich verwässerter Form wiederfanden. Zwar waren die Reformforderungen aus dem sozialdemokratischen Spektrum, gemessen an den Vorstellungen des konservativ-christlichen Blocks, geradezu unerhört progressiv,[74] hätten aber unter dem Strich an den grundlegenden Widersprüchen und

73 Ernst Schellenberg, Sozialdemokratie und Fürsorgeerziehung. „Reform" der Fürsorgeerziehung in Preußen, in: *Proletarische Sozialpolitik,* 1931, H. 5, S. 148–151. Zur kommunistischen Kritik an der sozialdemokratischen Wohlfahrtspflege auch: August Brandt, Judas Arbeiterwohlfahrt, 2., erweiterte Aufl., Berlin 1931; Helene Otto, Wir und die Arbeiterwohlfahrt, in: *Bürgerliche oder Proletarische Jugendfürsorge?* Nr. 1 der Zeitschriften-Reihe des Reichsverbandes für dissidentische Fürsorge e. V., 1928, S. 17 f., sowie rückblickend David F. Crew, Germans on Welfare. From Weimar to Hitler, Oxford und New York 1998, S. 24 f.

74 Siehe dazu die Referate in: Fürsorgeerziehung und Arbeiterwohlfahrt. Drei Vorträge über dieses Thema. Hrsg. vom Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt, Berlin 1927; Richtlinien zur Umgestaltung der Fürsorgeerziehung, in: *Arbeiterwohlfahrt,* Jg. 4 (1929), H. 10, S. 289–319.

der sozialdisziplinierenden Funktion der Fürsorgeerziehung nichts geändert. Der von Hedwig Wachenheim im „Vorwärts" vorgetragene Hinweis, daß man mit den von der AWO an die zuständigen Stellen vorgebrachten Reformforderungen bereits etwas erreicht habe und es nun gelte, den zuständigen Ministerien auch ausreichend Zeit zur Realisierung zu lassen,[75] war angesichts der eklatanten Misere mehr als ein deutlicher Beleg für den bürokratischen Reformismus der Sozialdemokraten. Daß die Sozialdemokratin ihrerseits nicht versäumte, im gleichen Atemzug die kommunistische Agitation der Fürsorgezöglinge als „planmäßige Verrohung" und „Frevel an jedem Fortschritt" zu brandmarken, tat ein übriges, um die Fronten zu verhärten. Dies um so mehr, als die Anstaltsskandale deutlich gezeigt hatten, daß gravierende Mißstände auch in Anstalten, die unter sozialdemokratischer Aufsicht standen, keineswegs ausgeschlossen waren und die Verantwortlichen, wie etwa der Fall der sozialdemokratischen Dezernentin Weyl im Scheuen-Skandal gezeigt hatte, nicht eben intensiv zu einer lückenlosen Aufklärung der Geschehnisse beigetragen hatten.

Schließlich war auch für den wohlwollenden Beobachter nicht zu übersehen, daß die Reformforderungen der Sozialdemokraten dadurch konterkariert wurden, daß sich ihre Stellungnahmen in anderen Punkten kaum von den Positionen der autoritären Hardliner unterschieden. So kritisierte zwar der in der rheinischen Fürsorgeerziehungsbehörde tätige sozialdemokratische Landesrat Hans Wingender recht deutlich die religiös überfrachtete Erziehung in den Fürsorgeerziehungsanstalten sowie die strikte Trennung der Jugendlichen nach Konfession,[76] ließ sich aber an anderer Stelle in einer Art und Weise über die jugendlichen Anstaltsinsassen aus, die sich kaum von den haarsträubenden Standardargumentationen seiner Kollegen unterschied und kaum den Willen zur Auseinandersetzung mit eigenen Versäumnissen erkennen ließ.[77]

Abgesehen von den mal mehr, mal weniger gerechtfertigten Angriffen auf die Sozialdemokratie, bestand die Kritik der revolutionären Linken im Kern aus drei Argumentationssträngen: Erstens sollte die Fürsorgeerziehung durch ihre Kennzeichnung als Repressionsinstrument des Weimarer Staates gegen die Arbeiterbewegung

75 Hedwig Wachenheim, Revolte im Erziehungshaus – kommunistischer Mißbrauch von Fürsorgezöglingen, in: *Vorwärts* vom 25. 3. 1930, S. 1 f. Siehe auch dies., KPD und Fürsorgeerziehung, in: *Arbeiterwohlfahrt*, Jg. 5 (1930), H. 7, S. 202–206.

76 Die „Ueberschätzung der Religion als Erziehungsmittel" verhindere die „Förderung des konfessionellen Friedens" und führe zu einer „falschen Verquickung kirchlicher und parteipolitischer Interessen". Hans Wingender, Rededisposition zu den Forderungen der Arbeiterwohlfahrt zur Fürsorgeerziehung, in: Fürsorgeerziehung und Arbeiterwohlfahrt (Anm. 74), S. 41–52.

77 Einen in der Kölner „Rheinischen Zeitung" publizierten kritischen Artikel versuchte der im Staatsdienst tätige Sozialdemokrat dadurch zu entkräften, daß er die vorgebrachten Vorwürfe schlicht ignorierte und die jugendlichen Informanten mit dem Etikett „aufgeregter Psychopath mit hysterischen Zügen" belegte, um ihre Glaubwürdigkeit in Frage zu stellen. [Hans] Wingender, Fürsorgeerziehung und Presse, in: *Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz*, Jg. 3 (1927), Nr. 6, S. 92–94. Eine Strategie, die sich durchaus mit denen anderer Fürsorger deckte. Fast wortgleich, nämlich als „leicht erregbare[n], asoziale[n] Psychopath[en]", denunzierte beispielsweise der Anstaltsleiter der provinzialeigenen Erziehungsanstalt Solingen einen Jugendlichen, der in der „Bergischen Arbeiterstimme" über die Zustände in den Erziehungsanstalten berichtet hatte. Vgl. Provinzialerziehungsheim (PEH) Solingen an Landeshauptmann Düsseldorf am 2. 4. 1929, in: ALVR, 14043, fol. 48 f.

delegitimiert werden. Die „proletarische Sozialpolitik" bezeichnete die Fürsorgeerziehung beispielsweise nicht nur als ein Sanktionsmittel gegenüber dem „Teil der proletarischen Jugend, der moralisch oder kriminell gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung rebelliert", sondern sah darin ein „Mittel im politischen Kampfe gegen das klassenbewußte Jungproletariat".[78] Allerdings lag man mit dieser Argumentation insofern schief, als heranwachsende Angehörige oder gar Jungfunktionäre der Arbeiterparteien zwar dann und wann zur Fürsorgeerziehung überwiesen wurden, dies aber in der Regel nicht wegen, sondern *trotz* ihrer Zugehörigkeit zur organisierten Arbeiterjugend erfolgte. Fälle, in denen eine sozialistische oder kommunistische Gesinnung als Verwahrlosung ausgelegt wurde, dürften, wenn überhaupt, nur als Einzelfälle vorgekommen sein. Zwar war (und ist) der Verwahrlosungsbegriff in der Tat schwammig genug, nahezu alle nonkonformen Verhaltensweisen Jugendlicher zur Grundlage einer Anstaltseinweisung zu machen – und zu Recht wurde dies von der Linken kritisiert[79] –, allerdings lag den Fürsorgeerziehungsbehörden nichts ferner als ausgerechnet politisch geschulte und aktive Jugendliche in die Anstalten zu überweisen. Im Gegenteil bemühten sie sich eher darum, potentiell renitente, ältere und insbesondere politische organisierte Jugendliche mittels Beschwerden gegen die Einweisungsbeschlüsse der Vormundschafts- und Jugendgerichte aus ihren Anstalten fernzuhalten.[80]

Zweitens, und trotz gewisser Einseitigkeiten wesentlich näher an der tatsächlichen gesellschaftlichen Funktion der Fürsorgeerziehung, wurde sie als Beispiel für die Repression, Unterdrückung und Ausbeutung des kapitalistischen Systems herangezogen. Die Funktion der Fürsorgeerziehung, so läßt sich die Argumentation zusammenfassen, sei keineswegs Hilfe oder Erziehung der proletarischen Kinder, sondern

78 Fürsorgeerziehung und Proletariat II, in: *Proletarische Sozialpolitik,* 1931, H. 1, S. 21. Diese Annahmen halten sich bis in die heutige Zeit. Vgl. z. B. Fenner (Anm. 19), S. 32 f., 76.

79 So z. B. H. O., Aus der Praxis der Jugendfürsorge, in: *Bürgerliche oder Proletarische Jugendfürsorge?* Nr. 1 der Zeitschriftenreihe des Reichsverbandes für dissidentische Fürsorge e. V., 1928, S. 19.

80 Der Klassencharakter der Fürsorgeerziehung manifestierte sich mithin nicht in der Funktion der Fürsorgeerziehung als Kampfmittel gegen die organisierte Arbeiterbewegung, sondern in der sozialstrukturellen Verortung der „Fürsorgezöglinge". Angesichts der bei den Fürsorgeerziehern vorherrschenden bürgerlichen Ordnungsvorstellungen und der daraus resultierenden Vorbehalte gegen die Arbeits- und Lebensweise der (sub)proletarisch-urbanen Milieus waren diese Jugendlichen einer ungleich höheren sozialen Kontrolle durch die Behörden ausgesetzt als die Kinder aus den Mittel- und Oberschichten. Während sich letztere faktisch kaum im konkreten Verhalten von proletarischen Kindern unterschieden, verfügten sie bzw. ihre Eltern über vielfältige Möglichkeiten zur außerbehördlichen Regulierung von „Verhaltensauffälligkeiten" und Sozialisationsdefiziten (etwa durch die Unterbringung ihrer Kinder in Internaten oder bei Verwandten). Zudem wurden Verhaltensweisen von Unterschichtjugendlichen eher als „Verwahrlosung", „Diebstahl" oder „sittliche" Verfehlung interpretiert, als es bei ähnlichen Tatbeständen bei Angehörigen der Mittel- oder Oberschichten der Fall war. Die (sub)proletarischen Jugendlichen waren damit in doppelter Hinsicht benachteiligt: zum einen durch ihre prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen, zum anderen durch die ungleich höhere Wahrscheinlichkeit, von den Instanzen sozialer Kontrolle erfaßt und sanktioniert zu werden. Nicht vergessen werden darf auch, daß Arbeitsverweigerung und Eigentumsdelikte etc., mithin also die typischen Verhaltensweisen, die klassischerweise zur Anordnung der Fürsorgeerziehung führten, gerade auch in den fest organisierten aktionistischen Kernen der Arbeitermilieus ebenso verpönt waren wie in der bürgerlichen Mitte.

liege vielmehr in der Zurichtung der Heranwachsenden im Sinne des kapitalistischen Systems. „Also Sinn und Ziel ist völlige Unterwerfung unter die herrschende Autorität."[81] Zudem seien die Heime keine Einrichtungen zur Besserung, sondern dienten in erster Linie der wirtschaftlichen Ausbeutung der Jugendlichen, während ihnen die vorgesehene (Berufs-)Ausbildung konsequent verweigert werde.[82] Insbesondere aber seien die Heranwachsenden dort willkürlichen Schikanen und grausamer Behandlung ausgesetzt. So prangerte August Brandt, der im Auftrag der IAH die Kampfschrift „Gefesselte Jugend in der Zwangfürsorgeerziehung" veröffentlicht hatte, die Anstaltserziehung als „amtlichen neupreußischen Erziehungssadismus" an,[83] und die „Junge Garde" des KJVD charakterisierte die Erziehungsanstalten schlichtweg als „Marterhöllen der kapitalistischen Republik".[84]

Drittens wurde der Fürsorgeerziehung abgesprochen, ihre gesetzliche Resozialisierungsleistung unter den Bedingungen kapitalistischer Vergesellschaftung überhaupt erfüllen zu können. Anders als der Mainstream der bürgerlichen Jugendfürsorge ging man zu Recht davon aus, daß die Ursachen der Anstaltseinweisungen nicht in sittlichen, moralischen oder geistigen Defiziten der Jugendlichen bzw. ihres familiären und sozialen Umfeldes zu suchen waren, sondern im Wesen der bürgerlich-kapitalistischen Klassengesellschaft, den „sozialen Verhältnisse[n]", begründet lagen.[85] Dementsprechend wurde gefolgert, daß die Anstaltsunterbringung in der bürgerlichen Gesellschaft nicht in der Lage sei, unerwünschte Phänomene wie Verwahrlosung oder Kriminalität zu beseitigen. Die Frage der „Asozialität" spiele zwar in jedem Gemeinwesen eine Rolle, sie könne aber nicht „durch Verfügungen und Internierungen" gelöst werden. Statt an den gesellschaftlichen Wurzeln anzusetzen und „kräftig an die Sanierung zu gehen", lasse man die „Armen schuldig werden".[86] Ja mehr noch, die Fürsorgeerziehung trage ihrerseits erst recht dazu bei, daß Jugendliche auf die schiefe Bahn gerieten. Insbesondere der „vielleicht nur körperlich oder sittlich Gefährdete schlittert

81 M[argarete] Hoffmann-Gewinner, Die Fürsorgeerziehung, in: *Bürgerliche oder Proletarische Jugendfürsorge?* Nr. 1 der Zeitschriften Reihe des Reichsverbandes für dissidentische Fürsorge e. V., 1928, S. 5–9. Siegfried Bernfeld (Anm. 49), S. 94, hielt dazu fest, daß die Jugendfürsorge keine „Erziehungs- und Heileinrichtung" sei, sondern „ein Teil des Auslese- und Strafapparates der kapitalistischen Gesellschaft, der sich bloß als Erziehungsunternehmen verkleidet" habe.

82 Die „Sozialistische Republik" in Köln bezeichnete die Arbeit in den Anstalten in der Ausgabe vom 5. 6. 1931 schlicht als „moderne Sklaverei", weil die jugendlichen Insassen dort von „einem gewissenlosen Ausbeuter bis auf Blut ausgepowert" würden. Aus dem gleichen Grund, nämlich weil es lediglich dazu diene, „sich billige Ausbeutungsobjekte zu verschaffen", sprach sich die kommunistische Abgeordnete und Redakteurin der „Proletarischen Sozialpolitik", Martha Arendsee, gegen das sonst von allen wohlfahrtspolitischen Interessengruppen befürwortete Bewahrungsgesetz aus. Vgl. dazu Matthias Willing, Das Bewahrungsgesetz (1918–1967). Eine rechtshistorische Studie zur Geschichte der deutschen Fürsorge, Tübingen 2003, S. 81 ff.

83 Brandt (Anm. 65), S. 4.

84 *Junge Garde* vom 12. 12. 1929. Siehe unter vielen Beispielen auch die „Grundsätze zur Bekämpfung der Fürsorgeerziehung und zur Begründung der Forderungen des Kampfausschusses gegen die Fürsorgeerziehung", in: *Proletarische Sozialpolitik,* 1931, H. 12, S. 375–379.

85 Hoffmann-Gewinner (Anm. 81), S. 5. Siehe auch Birnbaum (Anm. 60), S. 3 f.

86 So der kommunistische Berliner Arzt und Psychiater Fritz Fränkel, Zum Bewahrungsgesetz, in: *Proletarische Sozialpolitik,* 1928, H. 5, S. 153–156.

mehr oder weniger schnell in das Element des Asozialen, in die psychisch-sittliche Verkommenheit". Kurzum: „Aus diesen Anstaltszöglingen rekrutiert sich später das Material für die Dirnen-, Zuhälter-, Verbrecherwelt. So war es früher, so ist es heute noch."[87]

Wenn es auch angesichts dieser recht unversöhnlichen Positionen nicht verwunderlich ist, daß die zeitgenössische Fürsorgeerziehung rundherum abgelehnt wurde, wäre es verfehlt, die linksradikale Kritik lediglich als billige Polemik und revolutionäre Phraseologie abzutun. Tatsächlich verbargen sich unter der Oberfläche des revolutionären Radikalismus bei näherem Hinsehen einige bemerkenswerte Vorschläge, die bei ihrer Realisierung nicht nur das Fürsorgeerziehungssystem, sondern die Weimarer Jugendwohlfahrt insgesamt entscheidend verändert hätten.

2.3 Reformkonzepte

Die Internationale Arbeiterhilfe stellte im Rahmen ihrer „Fürsorgeerziehungskampagne" (1929) ein 16 Punkte umfassendes „Aktionsprogramm" auf, das neben den unvermeidlichen und angesichts der fürsorgepolitischen Kräfteverhältnisse unrealisierbaren Forderungen nach der generellen Beseitigung des „heutigen Fürsorgeerziehungssystems", der „Ausschaltung aller konfessionellen Gesichtspunkte" sowie der „Beseitigung der Sonderrechte der Kirche" bei der Neuwahl der Jugendämter einige beachtliche Reformvorschläge enthielt. Danach sollte an die Stelle der Fürsorgeerziehung eine einheitliche öffentliche Fürsorge für hilfsbedürftige Minderjährige treten. Heime und Anstalten sollten lediglich für Kinder und Jugendliche geschaffen werden, die geistig oder körperlich hilfsbedürftig waren. Bei Jugendlichen, die in Arbeitsverhältnissen standen, sollte grundsätzlich keine Anstaltserziehung angeordnet werden. Vor einer behördlichen Unterbringung in Heimen sollten aber in jedem Fall alle anderen Maßnahmen zur Verbesserung der häuslichen Verhältnisse – insbesondere Wirtschafts- und Sozialbeihilfen – erschöpft sein. Ebenfalls war vorgesehen, daß, anders als es der Realität innerhalb und außerhalb der Fürsorgeerziehung entsprach, jedem Jugendlichen die Möglichkeit zu einer Berufsausbildung seiner Wahl gegeben werden konnte. Zudem sollte die öffentliche Kontrolle über die Einrichtungen der Fürsorge ausgebaut und die Schutzrechte der Jugendlichen gegenüber Mißhandlungen und ungerechten Behandlungen gestärkt werden.[88]

Parallel zu den programmatischen Forderungen wurde versucht, die Initiativen zur Veränderung der Jugendfürsorge auf der parlamentarischen Ebene durchzusetzen. Nicht zuletzt aufgrund der vehementen Invektiven gegen die Kirchen bzw. die konfessionellen Wohlfahrtsverbände wies die Legislative die Vorstöße allerdings in der Regel

87 Brandt (Anm. 65), S. 4. Zur Charakterisierung der Fürsorgeerziehungsanstalten als „Verbrecherschulen" auch: Hoffmann-Gewinner (Anm. 81), S. 5.

88 Vgl. Aktionsprogramm der Internationalen Arbeiterhilfe zur Fürsorgeerziehungskampagne, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1929, H. 6, S. 180 f., und Brandt (Anm. 65), S. 23 f.

ohne weitere Anhörung oder Beratung zurück. So wurde etwa der an das Programm der IAH angelehnte Antrag der KPD im Rheinischen Provinziallandtag von den Landtagsfraktionen ebenso einträchtig abgelehnt wie ein bereits 1927 im Reichstag unternommener Anlauf zur Abschaffung der Fürsorgeerziehung.[89] Obwohl dies auch das Schicksal eines am 19. Januar 1931 von der kommunistischen Reichstagsfraktion unternommenen Anlaufs war, lohnt sich ein Blick auf die darin aufgestellten Forderungen, zumal sie noch einen Schritt über die Vorstellungen der IAH hinausgingen.

Neben der so obligatorischen wie aussichtslosen Forderung nach der Aufhebung der Fürsorgeerziehung wurde die Einführung einer rechtsverbindlichen öffentlichen, wirtschaftlichen und sozialen Fürsorge für hilfsbedürftige Kinder und Jugendliche vorgeschlagen. Jedem Minderjährigen bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres oder seiner Berufsausbildung sei im Falle der Hilfsbedürftigkeit der „notwendige Lebensbedarf einschließlich der Erziehung und Berufsausbildung und erforderlichen Pflege in Krankheitsfällen aus öffentlichen Mitteln zu gewähren, insbesondere jenen, die infolge körperlicher Gebrechen an der Ausübung eines Erwerbs behindert sind".[90] Obwohl solche Forderungen angesichts der Misere der öffentlichen Kassen nicht ansatzweise zu realisieren waren, entsprachen sie doch tendenziell dem in der ursprünglichen Konzeption des RJWG von 1922 vorgesehenen Abschnitt V, der die finanzielle und soziale Unterstützung bedürftiger Minderjähriger regelte.[91] Da ökonomische Notlagen und die daraus resultierenden sozialen Folgen schon lange vor der Wirtschaftskrise die zentralen Ursachen der Anstaltseinweisung Heranwachsender darstellten, wäre mit solch einer Maßnahme tatsächlich der Verbleib vieler Kinder und Jugendlichen in ihren Familien möglich gewesen.

Weiter war vorgesehen, daß, sofern die Unterbringung von Kindern und Jugendlichen außerhalb ihrer Familien nicht zu vermeiden war, ausschließlich Wohnheime genutzt werden sollten, die in allen erzieherischen und organisatorischen Belangen von den Heranwachsenden selbst verwaltet wurden. Bei jüngeren, schulpflichtigen Kindern sollten unterstützend „Beiräte aus Vertretern der zum Heime gehörenden Kinder und von Vertretern der Arbeiterschaft" gebildet werden, die für die Einstellung und Abberufung von Leitern und Erziehern der Wohnheime zuständig sein sollten.

89 Protokoll über die IV. Sitzung des 75. Rheinischen Provinziallandtages am 8.3.1929, in: ALVR, 13910, fol. 45.

90 Antrag der Fraktion der Kommunistischen Partei Deutschlands im Deutschen Reichstag betr. Öffentliche wirtschaftliche Fürsorgeleistungen für Minderjährige und Aufhebung der Fürsorgeerziehung (29.1.1931), abgedruckt in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1931, H. 3, S. 87–89. Im August 1931 forderte die kommunistische Fraktion im Preußischen Landtag zudem, einen Untersuchungsausschuß zu den Verhältnissen und Zuständen in den Fürsorgeerziehungsanstalten einzusetzen. Vgl. Urantrag Nr. 7481 im Preußischen Landtag. 3. Wahlperiode, Tagung vom 8.7.1931, in: ALVR, 13910, fol. 73.

91 Der entsprechende Abschnitt wurde bereits vor dem Inkrafttreten des RJWG im April 1924 aufgrund der erwartbaren Kostenbelastung der öffentlichen Hand ersatzlos gestrichen. Die wirtschaftliche Fürsorge für Kinder und Jugendliche wurde wie gehabt in den allgemeinen – wesentlich restriktiver zugeschnittenen – Fürsorgegesetzen geregelt und nicht, wie ursprünglich vorgesehen, den Jugendämtern übertragen. Zu Entstehung und Inhalt des RJWG siehe bilanzierend Uwe Uhlendorff, Geschichte des Jugendamtes. Entwicklungslinien öffentlicher Jugendhilfe 1871 bis 1929, Weinheim, Basel und Berlin 2003, S. 305–317.

Auch damit war ein innovativer Vorschlag gemacht worden, der sich zum Teil mit den Vorstellungen der progressiven jugendbewegten Fürsorgeerziehungsreformer deckte und meilenweit über die sich allenfalls auf randständige Aspekte des Anstaltsalltags erstreckenden Mitspracherechte der Insassen in regulären Fürsorgeerziehungsanstalten hinausging.

Indes war es ausgerechnet ein im Dezember 1931 vom Kampfausschuß gegen Fürsorgeerziehung veröffentlichtes Forderungspaket, das trotz seines insgesamt richtungsweisenden Zuschnitts in einigen Aspekten einen unangenehmen Nachgeschmack hinterließ. Auf der einen Seite lehnte man sich mit den insgesamt elf präsentierten Punkten inhaltlich über weite Strecken stark an den Antrag der KPD-Reichstagsfraktion an und erweiterte ihn in einigen Punkten (maximale sechsstündige Arbeitszeit für Jugendliche unter 18 Jahren, Anspruch auf vier Wochen bezahlten Urlaub, restlose Beseitigung von Zwangsarbeit und Arbeitsdienst, Einführung von Sexualberatungsstellen etc.) sogar noch.[92] Auf der anderen Seite verzichtete man allerdings nicht darauf, sich für spezielle Einrichtungen für Jugendliche, „deren elterliches Milieu erzieherisch ungeeignet ist" sowie für Anstalten für „schwererziehbare Jugendliche (Psychopathen)" auszusprechen. Damit ging man hinter den Vorschlag im KPD-Antrag zurück, der lediglich eine Staffelung der Erziehungseinrichtungen nach Alter und Gesundheitszustand beinhaltete, und übernahm die wissenschaftlich ebenso fragwürdigen wie schwammigen Kategorisierungen der bürgerlichen (Jugend-)Psychiatrie. Mit der solchermaßen vorgenommenen Pathologisierung eines Teils der fürsorgebedürftigen Jugendlichen wurde zudem nicht nur, wie Rudolf Bauer und Cord Bösenberg zu Recht schreiben, der ursprüngliche „materialistische Begriff der Hilfsbedürftigkeit psychologisiert und ins Moralisch-Pädagogische verwässert",[93] sondern man lag damit exakt auf der Linie der sonst so vehement bekämpften bürgerlichen Jugendfürsorge, die just zu diesem Zeitpunkt die „Grenzen der Erziehung" neu auslotete und dabei den Typus des „Schwererziehbaren" und „Psychopathen" zum Problemfall sui generis erklärte.[94]

Ungeachtet solcher Parallelen konnten freilich wenig Zweifel daran bestehen, daß den Forderungen der radikalen Linken in Sachen Jugendfürsorge selbst bei (kontrafaktisch unterstelltem) wohlwollendem Interesse der Fürsorgebürokratie spätestens mit Einsetzen der Wirtschaftskrise keinerlei Aussicht auf Erfolg beschieden gewesen wäre. Gefragt waren die Bestandssicherung und die halbwegs verträgliche Anpassung der Jugendfürsorge an die rapide schrumpfende finanzielle Basis. Für teure soziale Experimente jenseits des Kasernenhofdrills waren (spätestens) in der Depression weder

92 Vgl. Forderungen des Kampfausschusses gegen Fürsorgeerziehung, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1931, H. 12, S. 372–375.

93 Rudolf Bauer und Cord Bösenberg, Heimerziehung in der DDR, Frankfurt a. M. und New York 1979, S. 24–31.

94 Vgl. exemplarisch die Niederschrift über die Aussprache in der Kommissionssitzung des Allgemeinen Fürsorge-Erziehungs-Tages (AFET) zur Behandlung des Problems der Unerziehbaren in der Fürsorgeerziehung am 6. 2. 1931 in Berlin, in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 535, unfol. Rückblickend nach wie vor grundlegend: Peukert (Anm. 14), S. 240–260. Zur Genese und Funktion des Begriffs der „Psychopathie" in der Jugendfürsorge siehe Gabriele Kremer, „Sittlich sie wieder zu heben …". Das Psychopathinnenheim Hadamar zwischen Psychiatrie und Heilpädagogik, Kassel 2002, insbes. S. 23–52.

der Handlungsspielraum noch durchsetzungsfähige politische Mehrheiten vorhanden. Freilich beschränkte sich die Fürsogeerziehungspolitik der revolutionären Linken ohnehin weder auf die Kritik des bestehenden Jugendfürsorgesystems noch auf das Vortragen realpolitischer Reformforderungen, sondern umfaßte auch die praktische Intervention in die Jugendfürsorge. Da insbesondere die Fürsorgeerziehung „eine tiefeinschneidende Maßnahme" in das Leben der Familien sei, müsse „gerade das Proletariat ein Interesse daran" haben, „seine Jugend dagegen zu schützen".[95]

2.4 Aufklärung, Beratung und praktische Unterstützung der Betroffenen

Neben den „allgemeinen Kampfaufgaben" hatten die in der ARSO zusammengeschlossenen Organisationen im alltäglichen „Kleinkampf" dafür „einzutreten, daß in jedem einzelnen Fall die Jugendlichen möglichst vor der Fürsorgeerziehung bewahrt oder möglichst bald von ihr befreit werden".[96] Um die Betroffenen, das heißt in dem Fall in erster Linie die Erziehungsberechtigten, vor dem Zugriff der Jugendfürsorgebehörden zu bewahren, versuchte man, diese über ausführliche Informationskampagnen sowohl über das „Wesen" der Fürsorgeerziehung als auch über die gesetzlichen Grundlagen sowie insbesondere die vorhandenen Möglichkeiten von Widerspruch und Widerstand zu informieren.

Dies sollte in erster Linie durch Aufklärung und Beratung im Vorfeld, gegebenenfalls aber auch bei bereits in die Wege geleiteten jugendfürsorgerischen Interventionen sichergestellt werden. Die proletarischen Jugend- und Erziehungsberatungsstellen der IAH verstanden sich in dieser Hinsicht insoweit als Interessenvertretung von Kindern und Jugendlichen, als sie diese mit ihren Mitarbeitern – neben Fürsorgern, Psychologen und Ärzten zählten dazu auch Juristen – bei konkreten Konflikten mit den Jugendämtern, Vormündern und Lehrmeistern, in den Erziehungsanstalten und vor Gericht unterstützen. Nebenbei versprach man sich davon eine „systematische Materialsammlung", deren Auswertung eine „wesentliche Unterstützung des Kampfes der Arbeiterschaft" bedeute.[97]

Konkrete Verwendung fand solches Material bei gezielten Informations- und Aufklärungskampagnen in der proletarischen Presse. In der „Proletarischen Sozialpolitik" erschien zur Jahreswende 1930/31 unter der Überschrift „Fürsorgeerziehung und Proletariat" eine fünfteilige Artikelserie, in der die rechtlichen Grundlagen und der Ablauf eines Fürsorgeerziehungsverfahrens sowie die jeweils gegebenen Beschwerdemöglichkeiten dargestellt wurden. In Anlehnung an die Chronologie eines realen Vorgangs wurden den Betroffenen Ratschläge und Verhaltensanweisungen im Falle eines drohenden Fürsorgeerziehungsverfahrens ebenso mitgeteilt wie Informationen

95 H. O. (Anm. 79), S. 19 ff.
96 Fürsorgeerziehung und Proletariat II, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1931, H. 1, S. 21.
97 Siehe zur Praxis der Jugend und Erziehungsberatungsstellen der IAH: Erna Gysi, Die Entwicklung der proletarischen Beratungsstellen in Berlin, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1932, H. 10, S. 317–319.

über bestehende Widerspruchsfristen[98] und Methoden, mit denen Eltern bei bereits angeordneter Fürsorgeerziehung einen Heimwechsel oder die Herausnahme ihrer Kinder aus Pflegefamilien erwirken konnten.[99] Obwohl man sich dabei im großen und ganzen auf die im Jugendwohlfahrtsrecht vorgesehenen Möglichkeiten konzentrierte bzw. auf rechtliche Grauzonen aufmerksam machte, wurden auch Regelverletzungen oder sogar Gesetzesverstöße gezielt einkalkuliert. Insbesondere die Passagen über die rechtlichen Konsequenzen von Fluchthilfe und Unterstützung entflohener Fürsorgezöglinge lassen sich geradezu aufreizend offen als Aufforderung zur Fluchthilfe lesen.[100]

Neben den Aufklärungs- und Mobilisierungskampagnen bemühte man sich darum, auch innerhalb des bestehenden Jugendfürsorgesystems Fuß zu fassen. So wurde beispielsweise versucht, geeignete Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der kommunalen Wohlfahrts- und Jugendämter für die revolutionäre Sache zu gewinnen[101] und mit eigenen Listen bei den Neuwahlen der (Landes-)Jugendamtsausschüsse anzutreten.[102] Insbesondere aber sollte die praktische Betreuung von Heranwachsenden durch die lokalen Stellen des dissidentischen Fürsorgeverbandes übernommen werden. Da dem Reichsverband ebenso wie der IAH die offizielle Anerkennung als Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege vom zuständigen Reichsinnenministerium verwehrt wurde, erwies sich dies allerdings in der Regel als recht erfolgloses Ansinnen. Die Anträge der KPD-Fraktion im Rheinischen Provinziallandtag auf Übernahme der Betreuung aller bisher durch die AWO betreuten Kinder und Jugendlichen wurden ebenso strikt wie regelmäßig zurückgewiesen.[103] Auch dort, wo man den Weg über die parlamentarische Ebene vermied und auf direkte Verhandlungen mit den verantwortlichen Sozialverwaltungen setzte, waren die Ergebnisse nicht eben vielversprechend. So wurden von der rheinischen Fürsorgeerziehungsbehörde unter dem Hinweis auf die fehlende Anerkennung als Wohlfahrtsverband sämtliche Betreuungsanträge abgelehnt. Auch die kommunalen Jugendämter zeigten sich angesichts der Mitgliedschaft republikfeindlicher Organisationen im dissidentischen Fürsorgeverband höchst reserviert.[104]

98 Fürsorgeerziehung und Proletariat II, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1931, H. 1, S. 21.

99 Ernst Schellenberg, Fürsorgeerziehung und Proletariat III, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1931, H. 2, S. 57–60.

100 Vgl. Fürsorgeerziehung und Proletariat IV, in: *Proletarische Sozialpolitik*, 1931, H. 3, S. 86–89.

101 Alle proletarischen Wohlfahrtspfleger und Wohlfahrtspflegerinnen sollten sich „ohne Rücksicht auf behördliche oder sonstige Anordnungen, nur geleitet von ihrem Klassenbewußtsein in die Einheitsfront aller Werktätigen zum Kampf gegen Unterstützungsraub, Lohnabbau und Sozialreaktion eingliedern und ihr Amt als *Beauftragte ihrer* Klasse ausüben". So in: *Der proletarische Wohlfahrtspfleger*, [1932], Nr. 1, S. 1–3.

102 ARSO-Rundschreiben Nr. 3 vom 7.9.1928, in: BArch-SAPMO, RY I 4/11/2, fol. 9 ff. Für Westfalen vgl. Carola Kuhlmann, „Erbkrank" oder „erziehbar"? Jugendhilfe als Vorsorge und Aussonderung in der Fürsorgeerziehung in Westfalen von 1933–1945, Weinheim und München 1989, S. 32.

103 Vgl. den Auszug aus der Niederschrift über die V. Sitzung des 77. Rheinischen Provinziallandtags am 11.4.1930 und Protokoll der IV. Sitzung des 78. Rheinischen Provinziallandtages am 26.3.1931, in: ALVR, 14024, fol. 34, 37.

104 Vgl. exemplarisch die Schreiben des Jugendamtes Krefeld-Uerdingen an den Landeshauptmann Düsseldorf am 23.9.1931 und des Jugendamtes Wuppertal-Barmen an den Landeshauptmann Düsseldorf am 25.5.1932, in: ALVR, 14024, fol. 71, 74. Entscheidend für diese ablehnende Haltung war

Selbst eine finanzielle Förderung durch die rheinische Fürsorgeerziehungsbehörde wurde strikt abgelehnt, obwohl die Essener Ortsgruppe nach eigenen Angaben im Jahr 1931 insgesamt 806 Jugendliche betreut hatte.[105] Nicht anders erging es der Erziehungsberatungsstelle der IAH in Berlin, die gemeinsam mit der Jugendaktivleitung beim Landesjugendamt die Zulassung zur Vertretung von Jugendlichen in Fürsorgefällen beantragte. Obwohl sich manche Kommunen zumindest temporär finanziell an der Kinderhilfe der IAH beteiligten, wurde dieses brisante Ansinnen umgehend abgelehnt.[106] Zumindest etwas entgegenkommender zeigte sich dagegen die Fürsorgeerziehungsbehörde in der preußischen Provinz Westfalen. Da der Vorsitzende des westfälischen Provinzialverbandes der dissidentischen Fürsorge der SPD angehörte, nach Ansicht der Fürsorgebürokratie als Lehrer auch „pädagogisch verständig" sei, wurden seiner Organisation zumindest wenige Betreuungsfälle zugewiesen.[107]

Neben diesen insgesamt wenig erfolgversprechenden Versuchen, sich offiziell aktiv in die Jugendfürsorge einzuschalten, konzentrierte sich die Unterstützungsarbeit vor allem auf Maßnahmen, die im Interventionskatalog des RJWG nicht nur nicht vorgesehen, sondern sogar mit negativen Sanktionen bis hin zu Haftstrafen belegt waren. So versuchte man, die Betroffenen im Falle des jugendfürsorgerischen Zugriffs zu informellen Formen der Resistenz zu aktivieren. Bei „Willkürakten der Fürsorgeerziehungsbehörden", so hatte die Reichsleitung der dissidentischen Fürsorge ihre Landesverbände instruiert, könne es durchaus sinnvoll sein, durch die Mobilisierung der Nachbarschaft eine „proletarische Kampffront" gegen die Fürsorgebürokratie zu organisieren. Im rheinischen Gladbach-Rheydt sei es sogar gelungen, durch Versammlungen mit 300 bis 400 Teilnehmern und Teilnehmerinnen die Verbringung von zwei Kindern in die Fürsorge trotz des erbitterten Widerstandes der Behörden zu verhindern.[108]

Noch weiter von den rechtlich fixierten Möglichkeiten entfernte man sich bei der praktischen Hilfestellung für Jugendliche, die sich der Anstaltserziehung eigenmächtig durch Flucht entzogen hatten. Während man einerseits auf diesem Wege die Möglichkeit hatte, an Detailinformationen über die Erziehungsanstalten und damit an wichtiges Material für die Anstaltskampagnen zu gelangen, gehörte es andererseits zur

zweifellos auch, daß sich der 2. Vorsitzende des dissidentischen Fürsorgevereins, Heinrich Hülsmann, bei verschiedenen Gelegenheiten als Fluchthelfer für geflohene Anstaltsinsassen betätigt hatte und, wie das Jugendamt in Essen kolportierte, wegen Diebstahls vorbestraft war. Vgl. Jugendamt Essen an Landeshauptmann am 31. 10. 1928, ebd., fol. 7 f.

105 Dissidentischer Fürsorgeverein Essen an Fürsorgeerziehungsbehörde Düsseldorf am 1. 10. 1932 und Fürsorgeerziehungsbehörde Düsseldorf an den dissidentischen Fürsorgeverein am 14. 10. 1932, ebd., fol. 81, 82.

106 Münzenberg (Anm. 63), S. 127. Nach August Brandt (Anm. 73), S. 9, war dies auf die zuständige Jugendhilfereferentin Weyl zurückzuführen, die nicht nur die von der IAH vorgelegten Vorschlagslisten für die Neuwahl des Landesjugendamtsausschusses abgelehnt habe, sondern ihr auch die Interessenvertretung proletarischer Familien selbst in solchen Fürsorgeerziehungsverfahren untersagte, bei denen die IAH als juristische Beauftragte fungierte.

107 So die rückblickende Schilderung im Schreiben der westfälischen Fürsorgeerziehungsbehörde an den Landeshauptmann Düsseldorf vom 27. 3. 1933, in: ALVR, 14024, fol. 104.

108 Vgl. Reichsverband für dissidentische Fürsorge, Ergänzungsmaterial zur Fürsorgeerziehung, 14. 4. 1931, in: BArch-SAPMO, RY I 4/11/1, fol. 162–166, hier fol. 166.

Solidarität des proletarischen Milieus, entwichenen Anstaltsinsassen ein kurzfristiges Asyl zu gewähren. So fanden die Insassen der niederrheinischen Erziehungsanstalt Rheindahlen zum Verdruß der Anstaltsleitung regelmäßig Unterschlupf bei kommunistischen Familien, die in der Nähe des Heimes wohnten.[109] Und nicht nur das. Die Unterstützung reichte über die bloße Ad-hoc-Versorgung geflohener Jugendlicher oft hinaus und schloß im Zweifelsfall auch Überzeugungsarbeit mit ein. Im Provinzialerziehungsheim Solingen suchten fünf Zöglinge bei der Feldarbeit das Weite, nachdem sie von „arbeitslosen Kommunisten" mit den Worten „Liebt ihr die Freiheit oder die Knechtschaft?" angesprochen worden waren. Als die Jugendlichen antworteten: „Die Freiheit", forderte sie ein Anwesender mit den Worten „Dann kommt mit uns!" zur Flucht auf.[110] Ein kaum mißzuverstehender Wink mit dem Zaunpfahl war auch, daß die Insassen bei anderer Gelegenheit von einem ehemaligen Leidensgenossen ein Verzeichnis der umliegenden kommunistischen Jugendheime mit dem Hinweis erhielten, daß sie dort „jederzeit Unterkunft und Verpflegung finden" könnten.[111]

Waren mit solchen Aktionen schon die Grenzen des Zulässigen überschritten, bedeuteten sie keineswegs das Ende der Eingriffe in die Jugendfürsorge. Denn so sehr man sich auch im Zweifelsfall darauf verlassen mochte, die legal oder halblegal bestehenden Möglichkeiten auszuschöpfen, so wenig war man geneigt, sich der „Illusion hinzugeben, daß die Fürsorgeerziehungsschmach durch Paragraphenkrämerei beseitigt oder auch nur wesentlich gelindert werden kann".[112]

2.5 Konfrontationen

Die schlagzeilenträchtigsten Elemente der linksradikalen Fürsorgeerziehungskampagnen waren die Aktionen, die sich unmittelbar gegen die Fürsorgeerziehungseinrichtungen richteten und damit zumindest in Teilen die von den Jugendfürsorgern kolportierten Gerüchte über zentral organisierte kommunistische Aktivitäten rechtfertigten. So hatte das ZK des KJVD anläßlich des Scheuen-Prozesses eine Mobilisierungskampagne gestartet und die Bezirksleitungen aufgefordert, „sofortige Maßnahmen" zur „Auswertung und zur entscheidenden Mobilisierung der Fürsorgezöglinge in allen Anstalten" in Angriff zu nehmen. In allen Anstalten sollten Versammlungen organisiert, besondere „Jugendzeitungen für die Zöglinge herauskommen" und „Protestentschließungen angenommen werden". Die Bezirke Wasserkante, Nord-West und Hannover sollten den Versuch unternehmen, eigene Delegationen zum Prozeß

109 Siehe exemplarisch den Bericht der Erziehungsanstalt Rheindahlen an die rheinische Fürsorgeerziehungsbehörde vom 28. 8. 1931, in: ALVR, 14053, fol. 107.

110 Bericht von Landesrat Wingender über den Besuch im Erziehungsheim Solingen vom 6. 10. 1930, in: ALVR, 13867, fol. 397; Provinzialerziehungsanstalt Solingen an Landeshauptmann Düsseldorf am 10. 1. 1931, ebd., fol. 434.

111 Provinzialerziehungsanstalt Solingen an die rheinische Fürsorgeerziehungsbehörde in Düsseldorf am 17. 10. 1932, in: ALVR, 14053, fol. 165 f.

112 Schellenberg (Anm. 99), S. 58.

Titelblatt der Zeitschrift „Der Anstaltszögling", Oktober 1929

nach Lüneburg zu entsenden. Vielsagend wurde darüber hinaus auf „eine Reihe weiterer Maßnahmen" verwiesen, über die man nicht eigens zu schreiben brauche, da sie den Genossen ohnehin bekannt seien.[113] Obwohl der Scheuen-Prozeß letztlich ohne Zwischenfälle ablief – nicht zuletzt, weil eine geplante Großkundgebung am Gerichtsgebäude offiziell verboten wurde –, schreckte man in der radikalen Linken der Tat nicht davor zurück, sich mit handfesten Mitteln in die Fürsorgeerziehung einzuschalten. So berichtete die Königsberger Lokalbeilage des „Echos des Ostens" davon, daß „mehrere revolutionäre Jungproletarier" einem zu Unrecht zur Fürsorgeerziehung überwiesenen Junggenossen mit einem „kühnen Handstreich" zu einem außerplanmäßigen Weihnachtsurlaub verholfen hätten. Der Jugendliche, angeblich wegen seiner Tätigkeit als Berufsschulvertrauensmann verurteilt, sollte so lange der „Ausbeutung in der Fürsorge entzogen werden, bis der Berufungsprozeß erzwungen ist".[114]

Solche Aktionen mochten Einzelfälle sein, erhielten ihre Brisanz aber dadurch, daß man sich auf der Linken unmittelbar darum bemühte, die Anstaltsinsassen zum aktiven Kampf gegen die Fürsorgeerziehung zu motivieren. So wandte sich „Der Anstalts-

113 Rundschreiben des ZK des KJVD an alle Bezirksleitungen am 23.6.1931, Abschrift des Aufrufs im Schreiben des Oberpräsidenten der Rheinprovinz an die Regierungspräsidenten in Aachen, Düsseldorf, Koblenz und Trier vom 28.6.1931, in: ALVR,14051, fol. 74 ff.

114 Ein kühner Handstreich. Aus der Fürsorgehölle befreit, in: *Echo des Ostens*, Jg. 13, Nr. 301, 24.12.1930 (Königsberger Lokalbeilage).

zögling" unmittelbar an die Insassen der Heime und rief sie zum Kampf gegen Fürsorgeerziehung und Kapitalismus auf. „Wir wissen", hieß es im Oktober 1929, „daß ihr alle den tiefsten Haß gegen Eure Peiniger empfindet, welche Eure Jugend untergraben und mit den gemeinsten Zwangsmaßnahmen Euch den letzten Mut für den Lebenskampf nehmen wollen. Diesen Haß fortzuentwickeln und ihn einmünden zu lassen in einen organisierten Kampf gegen den gesamten kapitalistischen Staat einschließlich seiner besten sozialdemokratischen Stützen muß unsere Aufgabe sein."[115] Hierzu galt es, die Anstaltsinsassen mit Flugschriften, Zeitschriften und anderen Materialien zu versorgen. So wurde verschiedentlich versucht, Propagandamaterial in die Anstalten einzuschleusen und die Abneigung der jugendlichen Insassen mit politischen Argumenten gegen die Fürsorgeerziehung zu untermauern. Ein „unbekannter Radfahrer" nutzte beispielsweise einen unbewachten Moment dazu, den auf dem Feld arbeitenden Insassen des rheinischen Provinzialerziehungsheims Rheindahlen ein Konvolut kommunistischer Zeitungen zu übergeben und sie zur „Bildung kommunistischer Kampfgruppen" aufzufordern.[116] In der Anstalt Straußberg in Brandenburg wurde „Die Rote Rakete" über den Zaun der Anstalt geworfen,[117] und auch in einer Reihe weiterer Anstalten wurde auf diese Weise versucht, die Insassen von revolutionären Ideen zu überzeugen.[118] In der Zeitschrift „Trotz alledem. Organ der Zöglinge des Lindenhofs" hieß es dazu: „Genossen! Die gesamte klassenbewußte Arbeiterschaft Berlins erklärt sich mit uns solidarisch. Sie ist gewillt, mit uns gemeinsam den Kampf zu führen für ein besseres Los aller Fürsorgezöglinge, für das Recht und unsere Freiheit, gegen Willkür und Unterdrückungsmaßnahmen. Sie senden Euch brüderliche Grüße und rufen Euch zu: Kämpft mit uns. Euer Kampf ist unser Kampf. Helft mit zum Aufbau für Sowjet-Deutschland. Haltet aus!"[119]

„Wir hatten die Gewißheit", resümierte die „Junge Garde" den Erfolg einer solchen Verteilaktion, „daß wir auch hier mit unserem Geist eingedrungen waren." Obwohl dies wohl eine ebenso gewagte Schlußfolgerung war wie die Annahme, daß damit der „Grundstein für die Schaffung einer Zelle" gelegt worden sei,[120] dürften solche Aktionen den Fürsorgeerziehern nachhaltig vor Augen geführt haben, daß die Zeiten relativer Abgeschottetheit der Fürsorgeerziehung endgültig vorbei waren. Dies um so mehr, als die Verteiler durchaus selbstbewußt auftraten, was für einen Erzieher, der dies verhindern wollte, beinahe unangenehme Konsequenzen gehabt hätte.

115 *Der Anstaltszögling*, Oktober 1929, Nr. 2, S. 1.

116 So eine Aktennotiz des rheinischen Landesrates Wingender vom 6.2.1930, in: ALVR, 14051, fol. 12.

117 Landesdirektor Brandenburg an Verband der preußischen Provinzen am 5.5.1930, in: LAB, B Rep. 142/6, unfol.

118 Siehe unter vielen Beispielen das Schreiben des Landeshauptmanns Pommern an den Verband der Preußischen Provinzen am 26.3.1930, in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 496, unfol. Unter den Fürsorgeerziehern wurde sogar das Gerücht kolportiert, die KPD würde auf „unterirdischem Weg" die Zeitung „Der Anstaltszögling" in die Anstalten schmuggeln. So in der Aktennotiz der FEB Rheinprovinz vom 6.2.1930, in: ALVR, 14051, fol. 12.

119 Zitiert nach Knaut, Die Vorgänge im Landeserziehungsheim Scheuen, in: *Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt*, Jg. 22 (1930), Nr. 2, S. 46–50, hier S. 46.

120 So im Artikel „Jungkommunisten bei den Fürsorgezöglingen", in: *Die Junge Garde* vom 12.12.1929.

Zwei Angehörige des Roten Frontkämpferbundes reagierten auf seine Aufforderung, das Weite zu suchen, umgehend mit der Bemerkung: „Du Schafskopp, du mußt nicht meinen, daß du ein paar Schulbuben vor dir hast, die du noch schulmeistern kannst; du Drecksack, könntest höchstens noch eine Tracht Prügel bekommen." Erst ein zu Hilfe kommender Polizeibeamter konnte Schlimmeres verhindern.[121] Noch beunruhigender mußten Berichte über Übergriffe auf Fürsorgeanstalten wirken. In einer Berliner Erziehungsanstalt kam es Presseberichten zufolge etwa zu einem Überfall von 120 bewaffneten Kommunisten, die angeblich „die Befreiung der Zöglinge" geplant hatten. Nur dem Umstand, daß zwei Dutzend Landjäger mit „schußbereiten Gewehren" bereitstanden, sei es zu verdanken gewesen, daß die „Angreifer" nach „kurzem Widerstand" überwältigt, entwaffnet und verhaftet werden konnten.[122] Wenn dem Realitätsgehalt solcher Bürgerkriegsszenarien ohne Zweifel mit einer großen Portion Skepsis gegenüberzutreten ist, mußte es geradezu als Kampfansage wirken, wenn die „Sozialistische Arbeiterstimme" ankündigte, das der 4. Reichsjugendtag des Kommunistischen Jugendverbandes Ostern 1929 in Düsseldorf „im Zeichen des Kampfes gegen die Zustände in den Fürsorgezuchthäusern" stehe und die Teilnehmer dazu aufgefordert wurden, „ihre Klassengenossen in den Fürsorgeanstalten" zu unterstützen.[123] Welche Wirkung dies auf das Erziehungspersonal hatte, mag man daran ermessen, daß eine Düsseldorfer Anstaltsleiterin noch aus dem Abstand von mehreren Jahren das Bild eines permanenten Ausnahmezustands beschwor. Im Winter des Jahres 1932 habe man sich kaum mehr „heraus in den Haß unseres roten Viertels" getraut: „Die Mädchen wurden uns aus dem Zug gegriffen, die Schwestern angepöbelt, ja tätlich angegriffen."[124]

Nun mochten solche Vorkommnisse das Selbstvertrauen des autoritätsgewohnten Anstaltspersonals massiv erschüttern, ein stichhaltiger Beleg für die gebetsmühlenartig vorgetragenen Behauptungen, die Heimkampagnen der Linken, die politische „Verhetzung" der Insassen und die daraus resultierende Unruhe in den Anstalten seien die Ursache für die Krise der Fürsorgerziehung, bestand in diesem Sinne wohl nur in der Phantasie der Fürsorgeerzieher. Zwar blieben die Fürsorgeerziehungskampagnen, wie noch zu zeigen sein wird, tatsächlich in einigen Fällen nicht ohne Auswirkungen auf die institutionsinternen Konflikte, ihre Wirkung erzielten sie aber entgegen den simplifizierenden Vermutungen der Anstaltserzieher eben nicht durch die unmittelbare Übernahme der politischen Parolen von Revolution und Klassenkampf durch die heranwachsenden Adressaten, sondern weil sie in den Anstalten auf eine subproletarische Protestkultur trafen, die so alt war wie die Fürsorgeerziehung selbst und ihre

121 Siehe hierzu den Bericht des Erziehers Wallraven aus dem Provinzialerziehungsheim Rheindahlen vom 24. 2. 1930, in: ALVR, 14051, fol. 18.

122 So im „Düsseldorfer Stadt-Anzeiger" vom 25. 3. 1930. Gleichlautend der Bericht in der „Rheinischen Zeitung" vom 24. 3. 1930.

123 Essnapf und Nachttopf. Zustände in der Fürsorge-Erziehungsanstalt Solingen, in: *Sozialistische Arbeiterstimme*, (Solingen) vom 28. 3. 1929.

124 Toni Keßler, Wandlungen in der Heimerziehung durch den Nationalsozialismus, in: *Die Rheinprovinz*, Jg. 12, 1936, Nr. 2, S. 118–123, hier S. 121.

Entwicklungsdynamik nicht weniger bestimmte als die Auseinandersetzungen auf der (fürsorge)politischen Vorderbühne.

3 Zwischen subproletarischer Protestkultur und Klassenkampf: soziale Konflikte in den Fürsorgeerziehungsanstalten

Bereits lange, bevor die Fürsorgeerziehungskrise mit den Anstaltsskandalen ihren Höhenpunkt erreichte und die revolutionäre Arbeiterbewegung ihre Angriffe auf die Fürsorgeerziehung gestartet hatte, sahen sich die (Weimarer) Fürsorgeerzieher mit einer Klientel konfrontiert, die der geschlossenen Unterbringung nicht eben wohlwollend gegenüberstand. Obwohl Fürsorgeerziehungsverfahren durchaus auch auf den Wunsch oder zumindest mit Zustimmung der Erziehungsberechtigten eingeleitet werden konnten[125] und die materiellen Lebensbedingungen in den Anstalten für manche Jugendliche kaum schlechter gewesen sein dürften als in ihrem bisherigen Umfeld, erfolgte die Anstaltseinweisung in der Regel gegen den erklärten Willen der Betroffenen: „Die meisten – fast alle – Mädchen", stellte eine Fürsorgeerziehungspolitikerin dazu recht treffend fest, „kommen ebenso wie die Jungen mit dem größten Mißtrauen in die Anstalt und der größten Abneigung gegen ihre Maßnahmen. Sie sind überzeugt, daß sie in der Anstalt von aller Freude des Lebens abgesperrt und zu Gunsten der Anstalt ausgenutzt werden."[126] Entgegen den von den Fürsorgeerziehern beschworenen Schreckensszenarien waren dabei allerdings durchaus nicht die kommunistischen Agitationsversuche das auslösende Moment. Im Gegenteil: in der Regel bedurfte es keinerlei Impulse von außen, um die Jugendlichen und ihre Angehörigen gegen die ungewollte Erziehung in Stellung zu bringen.

Zum einen hatten viele Angehörige der Weimarer Unterschichten ein grundsätzliches „Mißtrauen gegenüber den staatlichen Institutionen, gekoppelt mit einer zuweilen äußerst aggressiven Haltung gegenüber Vertretern der Staatsgewalt und des Bürgertums".[127] Die ablehnende Einstellung gegenüber dem staatlichen Herrschaftsapparat war um so größer, je unverdeckter die soziale Kontroll- und Repressionsfunktion zum Ausdruck kam.[128] Ein Sachverhalt, der sich nicht nur auf Polizei und „Sitte"

125 Crew (Anm. 73), S. 139 f.; Schmidt (Anm. 18), S. 150 f.

126 Emmy Hopmann, Berufsprobleme der Fürsorgeerziehung bei weiblichen Jugendlichen, in: Die Fürsorgeerziehung in ihren Beziehungen zur modernen Pädagogik, Psychologie und Soziologie. Berufsprobleme der Fürsorgeerziehung. Bericht über die Tagung des Allgemeinen Fürsorgeerziehungstages in Hamburg, 22. bis 24. September 1927. Hrsg. vom Allgemeinen Fürsorgeerziehungstag, Hannover 1927, S. 166–181, hier S. 167.

127 So die Formulierung von Michael Grüttner, der dies als wichtiges Merkmal einer „Kultur der Armut" benennt. Vgl. Michal Grüttner, Arbeiterkultur versus Arbeiterbewegungskultur. Überlegungen am Beispiel der Hamburger Hafenarbeiter 1888–1833, in: Studien zur Arbeiterkultur. Beiträge der 2. Arbeitstagung der Kommission „Arbeiterkultur" der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Hamburg vom 8. bis 12. Mai 1983. Hrsg. von Albrecht Lehmann, Münster 1984, S. 244–282, Zitat S. 255.

128 Dies hat Michel Grüttner am Beispiel der Sanierung des Hamburger Gängeviertels anschaulich belegt. Siehe Michael Grüttner, Soziale Hygiene und Soziale Kotrolle. Die Sanierung der Hamburger

beschränkte, denn auch die Eingriffe der öffentlichen Fürsorge wurden oftmals nicht als Hilfe oder Wohltat wahrgenommen, sondern in erster Linie als kontrollierende Eingriff in die Privatsphäre. Insbesondere wenn der unmittelbare Kontakt zur Fürsorge über die konfessionellen Wohlfahrtsorganisationen lief, „befanden sich Erfahrungshorizont und Lebenswelten von Betreuern und Betroffenen nicht im Einklang, mußte Fürsorge als Fremdhilfe, zudem häufig auf autoritär-bevormundende Weise ausgeübt, auf innere Ablehnung stoßen".[129]

Eine empörte Mutter brachte dies im Juli 1932 in einem Schreiben an die „Sozialistische Republik" in Köln zum Ausdruck: „Vor einigen Tagen ging ich zur Fürsorgerin, Frl. Z., mir einen Milchschein für mein 14 Monate altes Kind zu holen. [...] Sie besaß die Gemeinheit, mir vorzuwerfen, daß ich mein Kind wahrscheinlich vernachlässigt und nicht richtig gepflegt hätte. [...] Ist es nicht eine Schande, daß man sich von solchen Damen, die selbst keine Ahnung vom Leben haben und ein gutes Gehalt beziehen, derartig beschnüffeln und drangsalieren lassen muß?"[130] Solche Wahrnehmungsmuster erhielten mit der Weltwirtschaftskrise neue Nahrung. Die Versuche der Fürsorgebehörden, der katastrophalen Finanznot der Gemeinden durch Leistungskürzungen entgegenzusteuern, interpretierten die Hilfeempfänger „als kleinliche Schikanen der für sie zuständigen Beamten". In den Fürsorgeämtern „herrschte zwischen Beamten und Unterstützungsempfängern offene Feindschaft".[131]

Hinzu kam zweitens, daß viele Verhaltensweisen, die von den Jugendkontrolleuren als abweichend oder korrekturbedürftig identifiziert wurden, zum alltäglichen Erfahrungshorizont der Unterschichtjugendlichen gehörten und die „moralische Ökonomie"[132] der Weimarer Unterschichten vom bürgerlich geprägten Problemverständnis

Gängeviertel 1892–1936, in: Arbeiter in Hamburg. Unterschichten, Arbeiter und Arbeiterbewegung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Hrsg. von Arno Herzig, Dieter Langewiesche und Arnold Sywottek, Hamburg 1983, S. 359–371.

129 Andreas Wollasch, Der Katholische Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder (1899–1945). Ein Beitrag zur Geschichte der Jugend- und Gefährdetenfürsorge in Deutschland, Freiburg i. Br. 1991, S. 348.

130 Zitiert nach David F. Crew, Eine Elternschaft zu Dritt – staatliche Eltern? Jugendwohlfahrt und die Kontrolle der Familie in der Weimarer Republik 1919–1933, in: „Sicherheit" und „Wohlfahrt". Polizei, Gesellschaft und Herrschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Alf Lüdtke, Frankfurt a. M. 1992, S. 292.

131 Wolfgang Ayaß, Asoziale im Nationalsozialismus, Stuttgart 1995, S. 57. Vgl. auch Uwe Lohalm, Die Wohlfahrtskrise 1930–1933. Vom ökonomischen Notprogramm zur rassehygienischen Neubestimmung, in: Zivilisation und Barbarei. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne. Detlef Peukert zum Gedenken. Hrsg. von Frank Bajohr, Werner Johe und Uwe Lohalm, Hamburg 1991, S. 193–225, insbes. S. 208–211.

132 Die „moral economy of the poor" bezeichnet einen „volkstümlichen" Konsens darüber, was legitim und was illegitim ist, und beruht auf einer in sich geschlossenen, traditionsbestimmten Auffassung von sozialen Normen und Verpflichtungen. Diese moralischen Grundannahmen waren nicht in einem „höheren Sinne" politisch, können aber ebensowenig als unpolitisch verstanden werden, da sie „von fest umrissenen und leidenschaftlich vertretenen Vorstellungen von Gemeinwohl" ausgingen. Vgl. Edward P. Thompson, Die „sittliche Ökonomie" der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert, in: Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Detlev Puls, Frankfurt a. M. 1979, S. 13–80.

der Fürsorger oft weit entfernt war. So wurde beispielsweise die von den Jugendschützern als „Bettennot" apostrophierte Praxis des gemeinsamen Schlafens von Kindern und Jugendlichen in einem Bett von den Betroffenen selber nicht als „ausgesprochen beklagenswert" wahrgenommen.[133] Den eigenen Norm- und Wertvorstellungen entsprechend wurden auch die Verwahrlosungsdiagnosen der Jugendfürsorge oft strikt zurückgewiesen und ihnen subjektive Interpretationen des Lebenswandels entgegengestellt. Die 16jährige Gertrud aus Siegburg, vom Anstaltspersonal als „schwererziehbar, störrisch und angeberisch" tituliert, stellte selbstbewußt klar, daß sie nicht gewillt sei, die offizielle Charakterisierung zu übernehmen: „Die es wirklich nötig haben, die lassen sie herumlaufen und unsereiner wird geschnappt. [...] Was hat man denn von seiner Jugend, ich habe immer nach meinem Kopf gehandelt."[134] Andere Jugendliche beließen es bei dieser Gelegenheit nicht dabei, ihr Verhalten zu rechtfertigen oder zu bagatellisieren, sondern verteidigten ihre Handlungen offensiv. Ein Schicksalsgenosse von Gertrud verantwortete seine „Diebstähle" mit den Worten: „Ich nehme mir das, was andere zu viel haben, was eigentlich mir gehört."[135]

Schließlich, und nicht zuletzt, produzierten drittens der Grundwiderspruch der Fürsorgeerziehung, das in § 1 RJWG verbriefte „Recht auf Erziehung" notfalls auch gegen den Willen der Betroffenen durch eine mehrjährige freiheitsentziehende Maßnahme sicherzustellen, sowie die auf asymmetrischen Machtverhältnissen und nahezu vollständiger Fremdbestimmung beruhenden Erziehungsbedingungen in den Anstalten fortlaufend eine Reihe von Reibungspunkten und Konflikten. Folgerichtig hatten die Fürsorgebehörden, lange bevor die Linke diese Strategie propagierte, oft mit entschiedenem Widerstand der Betroffenen zu rechnen. Im Gegensatz zur zeitgenössischen Fürsorgekolportage und manch rückblickenden Darstellungen schlug sich der Unmut der Jugendlichen allerdings nicht nur in den kollektiv-gewalttätigen Revolten nieder, die das öffentliche Bild der Fürsorgeerziehung in der Endphase der Weimarer Republik bestimmten. Geradezu zur Tagesordnung in den Erziehungsanstalten gehörten dagegen jene tagtäglichen stattfindenden Konflikte und Auseinandersetzungen, die zwar letztlich an den grundlegenden Bedingungen der Anstaltserziehung wenig ändern konnten, die aber deren hegemonialen Anspruch in Frage stellten und dazu beitrugen, die anvisierte lückenlose Kontrolle der Jugendlichen einzuschränken.[136]

133 Vgl. Christina Benninghaus, Die anderen Jugendlichen. Arbeitermädchen in der Weimarer Republik, Frankfurt a. M. und New York 1997, S. 68–73. Zum Repertoire der von den Jugendfürsorgern mißtrauisch beäugten proletarischen Straßensozialisation vgl. Detlev J. K. Peukert, Jugend zwischen Krieg und Krise. Lebenswelten von Arbeiterjungen in der Weimarer Republik, Köln 1987, insbes. S. 202–220, 246–266.

134 Erziehungsliste Gertrud D., in: ALVR, 36388, unfol.

135 Dies im Artikel „Bewahrungsbedürftigkeit asozialer Fürsorgezöglinge", in: *Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz*, Jg. 2 (1926), Nr. 7, S. 117.

136 Ein Erzieher formulierte dazu schon fast resigniert: „Man kann gar nicht genug Augen haben, um alles zu sehen. Ja, man könnte sich vierteilen, um überall zu sein, wo man nötig ist, ich glaube sogar, wenn ein jeder von den Jungen einen Erzieher hätte, es wäre noch zu wenig." Jahresbericht des Provinzialerziehungsheims Rheindahlen im Berichtsjahr 1931/32, in: ALVR, 13850, fol. 98.

3.1 Facetten der subproletarischen Protestkultur

Um die äußeren Modalitäten der Erziehung zu ihren Gunsten zu modifizieren und ihre individuellen Handlungsspielräume so weit wie möglich zu vergrößern, stützten sich die heranwachsenden Anstaltsinsassen auf ein differenziertes Handlungsrepertoire, das sich im Anschluß an Erving Goffman als Mechanismus der „sekundären Anpassung" begreifen läßt. Allgemein sind darunter jene Strategien des „Unterlebens" zu verstehen, mit denen sich die Insassen geschlossener Einrichtungen der „Rolle und dem Selbst" zu entziehen versuchen, die die Institution für sie als verbindlich erachtet.[137] Das Spektrum solcher Strategien reichte von (symbolischen) Kämpfen um die Deutungs- und Definitionsmacht des Fürsorgepersonals über das gezielte Ausnutzen von bestehenden rechtlichen Regelungen und Überwachungslücken bis zu begrenzten Regelverletzungen und Formen der Kooperationsverweigerung und schließlich individuellen oder kollektiven Protestaktionen.[138] Wenn letztere auch in den ausgehenden zwanziger Jahren zu einem zunehmend häufiger genutzten Konfliktmittel avancierten, stand doch im Vorfeld eine breite Palette weiterer Handlungsmöglichkeiten, die im Zweifelsfall eher genutzt wurden.

So erfolgte beispielsweise allein in den Jahren 1926/27 in rund jedem vierten Fürsorgeerziehunsverfahren ein förmlicher Einspruch durch die Erziehungsberechtigten,[139] und selbst wenn die Überweisung rechtskräftig war, versuchten die Betroffenen noch, sich dem Zugriff der Behörden zu entziehen. Vor allem Familien, die bereits Erfahrungen mit fürsorgerischen Institutionen gesammelt hatten, entwickelten durchaus beachtenswerte Fertigkeiten beim Ausnutzen der bestehenden rechtlichen Regelungen. Da beispielsweise das RJWG vorsah, daß religionsmündige Jugendliche nicht gegen ihren Willen in einer Anstalt, die nicht ihrem Bekenntnis entsprach, untergebracht werden sollten, war es ein durchaus gängiges Mittel, durch den Austritt aus der Kirche bzw. den Wechsel der Konfession die Verlegung in eine andere (nicht konfessionelle) Anstalt zu erreichen.[140] Dort, wo solche regelkonformen Strategien nicht zum Erfolg führten, gehörte die Kooperationsverweigerung der jugendlichen Anstaltsinsassen zum häufigen Mittel der Auseinandersetzungen. Verstöße gegen die Regelungen des Anstaltsreglements, Unbotmäßigkeiten aller Art sowie die Verweigerung von Nahrung und Arbeit waren übliche Praktiken, und insbesondere die in

137 Erving Goffman, Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt a. M. 1973, S. 185–201.

138 Zum Handlungsrepertoire der heranwachsenden Anstaltsinsassen allgemein vgl. Sven Steinacker, Die Anstalt als umkämpfter Raum. Zum Konfliktverhalten jugendlicher Anstaltsinsassen in der Weimarer Republik, in: Kinderwelten und institutionelle Arrangements. Modernisierung von Kindheit. Hrsg. vom Promotionskolleg „Kinder und Kindheiten im Spannungsfeld gesellschaftlicher Modernisierung", Wiesbaden 2006, S. 17–35; Schmidt (Anm. 18), S. 239–278.

139 Vgl. Peukert (Anm. 14), S. 209.

140 Ein Jugendlicher versuchte diese Strategie sogar mehrmals anzuwenden. Er war katholisch getauft, wechselte während der Heimerziehung zum Protestantismus und wollte kurze Zeit später, wegen „Differenzen mit dem Oberpfarrer", wie er erklärte, ganz aus der Kirche austreten. Bericht über die Sprechstunde in der Anstalt Euskirchen am 22. 8. 1931, in: ALVR, 13883, fol. 117.

großem Umfang registrierten Fluchten aus den Anstalten legten beredtes Zeugnis von der Einstellung der Jugendlichen zu den Umständen ihrer Erziehung ab. Es war, vor allem in der warmen Jahreszeit, durchaus keine Seltenheit, daß zehn bis fünfzehn Prozent einer Anstaltsbelegschaft abwesend waren. In einigen Jahren hatte rund jeder vierte Jugendliche dem Erziehungsheim für einen kürzeren oder längeren Zeitraum auf eigene Faust den Rücken gekehrt. Nicht nur, daß es einige Jugendliche dabei auf Fluchtraten im zweistelligen Bereich brachten, einige versuchten, über wiederholte „Entweichungen" als „unerziehbar" entlassen zu werden.[141]

Allerdings beließen es die Betroffenen nicht dabei, ihrem Protest über Akte passiver Resistenz Ausdruck zu verleihen, sondern setzten den Jugendfürsorgebehörden im Zweifellsfall schon zu Beginn des Fürsorgeerziehungsverfahrens recht handgreiflichen Widerstand entgegen. So sahen sich die Jugendämter zum Teil nur unter Polizeischutz in der Lage, die Kinder aus der elterlichen Wohnung zu holen,[142] und bei den Transporten in die Anstalten wurden zunehmend Fluchtversuche oder gar Widerstand registriert.[143] Auch die in den Heimen heranwachsenden Anstaltsinsassen reagierten offensiv mit verbalen Drohungen und aktiver Gegenwehr auf die Zumutungen der ungebetenen Erziehung. Der Evangelische Reichserziehungsverband konstatierte in einer Denkschrift im Frühjahr 1931 sogar einen „erschreckenden" Zustand, der durch die „allenthalben" vorkommenden „tätliche[n] Angriffe" sowie die „schwersten persönlichen Beschimpfungen", „dauernde Mißachtung" der Anweisungen des Personals und der „Wühlarbeit hetzerischer Elemente" hervorgerufen worden sei. Auf „Seiten der Erzieherkräfte" sei sogar „allmählich das Gefühl der Schutz- und Rechtlosigkeit" entstanden.[144]

141 Das Jugendamt Köln berichtete hierzu, daß alle aufgegriffenen Jugendlichen unisono erklärt hätten, „sie würden nach der Einlieferung bei der ersten Gelegenheit wieder entweichen"; Aktennotiz der rheinischen Fürsorgeerziehungsbehörde vom 22. 3. 1925, in: ALVR, 14137, fol. 24. Ein Insasse erklärte bei seiner Rückführung in die Anstalt: „[...] ich laufe so oft fort, bis ich als unerziehbar entlassen werde." Zur zeitgenössischen Interpretation der Fluchten siehe exemplarisch: [Max] Lückerath, Das Entweichen aus den Anstalten und die Maßnahmen zu seiner Verhütung, in: *Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz*, Jg. 7 (1931), Nr. 15, S. 240–242.

142 Das Kölner Jugendamt berichtete etwa von einem Fall, bei dem die Mutter „die Herausgabe der Kinder verweigerte und größten Widerstand leistete", so daß der beauftragte Jugendamtsmitarbeiter „wiederholt unverrichteter Sache zurück" ins Jugendamt mußte. Auch als „mehrere Beamte" mit der Abholung der drei Kinder betraut wurden, schlug ihnen seitens der alleinstehenden Mutter und der zu Hilfe eilenden Nachbarn ein so massiver Widerstand entgegen, daß „sie sich veranlaßt sahen, aus dem nahe gelegenen Polizeirevier einen uniformierten Polizeibeamten zur Hilfeleistung herbeizuholen". Angesichts des zivilen Ungehorsams und der Solidarität im subproletarischen Milieu mußte der Leiter des Jugendamts eingestehen, daß ohne die „Hilfe der staatlichen Polizei [...] die Durchführung der Fürsorgerziehung unmöglich gewesen wäre". Oberbürgermeister Köln, Jugendamt an Regierungspräsidenten Köln am 12. 10. 1926, in: Landeshauptarchiv Koblenz [künftig zitiert: LHAK], 403/13207, Bl. 183.

143 Da die Transporteure bei diesen Gelegenheiten „sehr schnell zu schaden kommen", sah sich das Jugendamt Siegen zu einer Anfrage veranlaßt, wer finanziell für die Schäden aufkomme. Jugendamt Siegen an Fürsorgeerziehungsbehörde Rheinland am 15. 6. 1931, in: ALVR, 14032, fol. 31.

144 Die Durchführung der Fürsorgeerziehung schulentlassener Jugendlicher in den Erziehungsheimen der Inneren Mission. Denkschrift, vorgelegt vom Evangelischen Reichs-Erziehungs-Verband (EREV),

In der Tat hatten die Auseinandersetzungen in den Anstalten seit Mitte der zwanziger Jahre eine Dynamik angenommen, die sich durchaus von der Qualität der früheren Jahre unterschied. So wurde bei den Eingangsuntersuchungen der frisch in die Anstalten überwiesenen Jugendlichen des öfteren festgestellt, daß sie Waffen in die Heime einschmuggeln wollten.[145] Die umgehende Konfiszierung versuchten die Insassen dadurch wettzumachen, daß sie unbeaufsichtigte Momente in den Anstaltswerkstätten dazu nutzten, sich aus brauchbaren Materialien Knüppel oder Messer herzustellen. Ein Erzieher des Solinger Provinzialerziehungsheims hatte in kurzer Zeit „eine ganze Kiste mit Eisenstangen, Knüppeln usw." sichergestellt. Daß es die Zöglinge nicht bei Drohungen beließen, mußte er feststellen, als ein Jugendlicher mit einem Stuhlbein auf ihn losging und mehrere Zöglinge seiner Abteilung ein „Komplott", einen gemeinsamen Überfall auf ihn, planten.[146] Am deutlichsten zeigte sich dies an der Serie von Anstaltsrevolten, die nicht nur für viel öffentliche Aufmerksamkeit sorgten, sondern auch eindrucksvoll belegten, daß die Jugendlichen die Durchschlagskraft kollektiver Protestformen entdeckt hatten. Allein im Zeitraum von September 1927 bis Anfang 1930 sind nicht weniger als elf Revolten bekanntgeworden, die für die beteiligten Jugendlichen in zum Teil erhebliche Haftstrafen mündeten.[147] Und bis zum Ende der Weimarer Republik wurde die Fürsorgeerziehung noch durch eine ganze Reihe von Revolten erschüttert.[148] Dies war für die Anstaltserzieher um so beunruhigender, als solche Vorkommnisse nicht mehr nur auf die Anstalten für männliche Zöglinge beschränkt blieben. Zwar gestaltete sich die Erziehung in den Einrichtungen für Mädchen und junge Frauen auch zuvor nicht weniger konfliktträchtig als in denen ihrer männlichen Pendants, offenbar wurde das traditionell eher auf individuellen Handlungsstrategien basierende Konfliktverhalten der weiblichen Fürsorgezöglinge um neue Handlungsformen erweitert. In der aufgeheizten Lage führten selbst vergleichsweise unbedeutende Vorfälle zu aufgeregtem Aktionismus unter den Fürsorgererziehern. So zog ein an sich eher harmloser tätlicher Angriff von zwei Insassinnen des Landeserziehungsheims Schleswig-Hesterberg auf das Erziehungspersonal seine Kreise bis ins preußische Wohlfahrtsministerium, und die zuständige Behörde erging

Berlin, Frühjahr 1931, in: Archiv des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche im Rheinland [künftig zitiert: ADWRh], Bestand Ohl (BO), 68.3.1, unfol., S. 4 des Dokuments. Den gleichen Tenor hatten auch die Beratungen bei der Preußischen Fürsorgeerziehungsdezernentenkonferenz in Sassnitz am 1./2. September 1930, Protokoll in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 31, unfol.

145 Die Rheinische Fürsorgeerziehungsbehörde wies daraufhin die Erziehungsanstalten an, die „Waffenträger" umgehend anzuzeigen; Rundschreiben vom 10.9.1931, in: ALVR, 18985, fol. 69.

146 Protokoll der Besprechung im Provinzialerziehungsheim Solingen am 25.10.1930, in: ALVR, 13867, fol. 408 ff.

147 Vgl. Jacob Hein (Anm. 71), S. 240–243. Lampel (Anm. 28), S. 208–231, dokumentiert das Entstehen von Anstaltsrevolten aus der Perspektive der Beteiligten.

148 Die vermutlich letzte größere Revolte vor der Machtübertragung an die Nazis fand im September 1932 im Landesaufnahmeheim Schloß Dehrn bei Wiesbaden statt. Vgl. dazu den Bericht der Wiesbadener Fürsorgeerziehungsbehörde an den Verband der Preußischen Provinzen vom 6.12.1932, in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 498, unfol.

sich in Überlegungen, ob „besondere vorbeugende Maßnahmen zur Vermeidung einer Revoltengefahr nötig" seien.[149]

Welche Dimension solche Phänomene im Problemhorizont der verantwortlichen Stellen einnahm, wird daran deutlich, daß allen Ernstes gefordert wurde, den Erziehern bei der Feldarbeit zum Schutz „gegen Angriffe von Zöglingen" ausgebildete Wachhunde an die Seite zu stellen.[150] Muten solche Forderungen in der historischen Rückschau reichlich skurril an – immerhin handelte es sich um die heranwachsenden Insassen von Erziehungsanstalten und nicht um gestandene Zuchthäusler –, waren sie doch eine Reaktion auf die zunehmende Zuspitzung der anstaltsinternen Auseinandersetzungen. Dazu hatte allerdings weder der von den Fürsorgeerziehern unisono ins Feld geführte Umstand beigetragen, daß „der körperliche, geistige und sittliche Zustand" der Jugendlichen „in fortwährendem erschreckenden Rückgang" begriffen war,[151] noch waren dafür ausschließlich die kommunistischen Fürsorgeerziehungskampagnen verantwortlich zu machen. In erster Linie war die Eskalation der Konflikte auf gravierende Veränderungen in den rechtlichen, ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen der Fürsorgeerziehung selbst zurückzuführen.

Einerseits waren die Möglichkeiten zur Anordnung der Fürsorgeerziehung durch mehrere Grundsatzentscheidungen der obersten Reichsgerichte insgesamt deutlich eingeschränkt worden, und als Folge entwickelten sich insbesondere die präventiven Einweisungen (wegen objektiver Verwahrlosungen) zur Fürsorgeerziehung in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre deutlich rückläufig. Bei insgesamt sinkenden Überweisungszahlen führte dies dazu, daß der Anteil älterer, zum Teil über 18jähriger Jugendlicher bei den Neuüberweisungen zunahm, während der Anteil der jüngeren, schulpflichtigen Insassen konstant zurückging und zum Beginn der 1930er Jahre bei rund einem Viertel lag. Von den Verantwortlichen wurde dies mit steigenden Unmut beobachtet, galten ihnen doch gerade die älteren Jugendlichen, bei denen die „Verwahrlosung" schon weit fortgeschritten war, traditionell als besonders erziehungsschwierige, ja potentiell renitente Klientel.[152] Dies war insofern zutreffend, als Jugendliche, die bereits aus der Schule entlassen waren, in „freier" Lohnarbeit standen, über eigene, wenn auch bescheidene Geldmittel verfügt hatten oder eventuell bereits einschlägige Erfahrungen mit Behörden und sozialen Einrichtungen gemacht hatten, sehr viel selbstbewußter auftraten als ihre jüngeren Mitinsassen.[153] Zweifellos besaßen die

149 Realistischerweise wurde darauf letztlich verzichtet. Vgl. Landesdirektorium Hannover an Landesrat Hecker (Düsseldorf) mit Abschrift der Ereignisse im Landeserziehungsheim Schleswig-Hesterberg am 1.11.1931, in: ALVR, 14040, fol. 240 ff. Hinweise auf Tätlichkeiten von Anstaltsinsassinnen auf das Personal auch in: Curt Bondy, Kritisches zur Fürsorgeerziehung, in: *Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt*, Jg. 22 (1930), Nr. 5, S. 147.

150 Protokoll der Besprechung über Erzieherfragen im Düsseldorfer Landeshaus am 15.11.1930, in: ALVR, 13991, fol. 127 f.

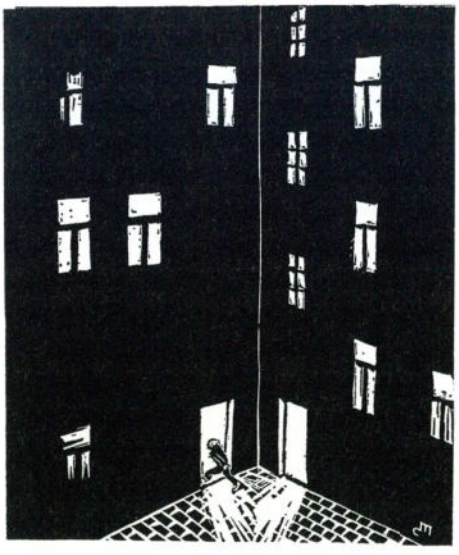
151 Denkschrift des EREV (Anm. 144), S. 3.

152 Vgl. z.B. Fritsch, Alter und Erziehbarkeit in der Fürsorgeerziehung, in: *Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz*, Jg. 7 (1931), Nr. 6, S. 93–95.

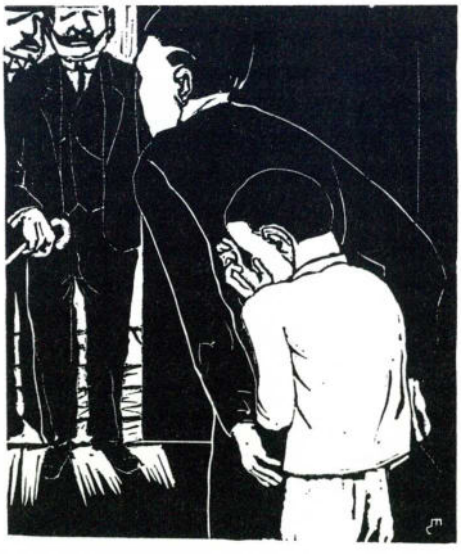
153 Dies wurde zumindest indirekt dadurch befördert, daß mit der vom Wohlfahrtsministerium dekretierten Einschränkung der Disziplinargewalt und der Einführung des Beschwerderechts bei den Jugendlichen ein Bewußtsein entstehen konnte, über gewisse Schutzrechte zu verfügen. So stellten

Prügelstrafe

Trost



Daheim



Zurück in die Fürsorge

Carl Meffert, Aus dem Zyklus „Fürsorgezögling", 1929/30, Linolschnitt
(Quelle: Stiftung Clément Moreau, Zürich)

älteren Jugendlichen auch deutlich weniger Neigungen als ihre jüngeren Schicksalsgenossen, sich dem rigiden Kontroll- und Disziplinierungsregime der Fürsorgeanstalten widerspruchslos zu unterwerfen. So gingen auch die Anstaltsrevolten in der Regel auf das Konto von Heranwachsenden, die kurz vor der Entlassung standen und in einem vergleichsweise fortgeschrittenen Alter in die Fürsorgeerziehung gelangt waren.[154]

Hinzu kam, daß die Fürsorgeerziehung spätestens in der Wirtschaftskrise immer weniger in der Lage war, ihre ohnehin geringen Integrationschancen zu realisieren und selbst den anpassungsbereiten Anstaltsinsassen eine hinreichende Zukunftsperspektive zu bieten. Die Aussichten dazu waren auch zuvor dürftig gewesen. Durch das starre Festhalten an agrarromantischen und vorindustriellen Leitbildern war die (Berufs-)Ausbildung in den Anstalten traditionell auf wenige handwerkliche Berufe und vor allem die Landwirtschaft beschränkt geblieben, und bereits in den vergleichsweise stabilen Jahren der Weimarer Republik ging die Ausbildung in den Anstalten an den Erfordernissen des sich zunehmend industrialisierenden Arbeitsmarktes vorbei. In der Wirtschaftskrise wurden allerdings die Aussichten auf ein Leben jenseits marginalisierter Hilfs-, Landarbeiter- und Dienstbotenexistenzen vollends zerstört. Durch den massiven Ausfall externer Aufträge gingen die Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten in den anstaltseigenen Betrieben und Werkstätten drastisch zurück, und die alternativ angebotenen Bastel- und Fortbildungskurse besaßen bestenfalls den Charakter arbeitstherapeutischer Maßnahmen. Hinzu kam, daß die Aussichten auf bezahlte Arbeit auch nach der Entlassung aus der Fürsorgeerziehung praktisch gleich Null waren. Während aufgrund der hohen Erwerblosenquote an Arbeitsstellen in der Industrie praktisch überhaupt nicht (mehr) zu denken war, gingen durch die verschärfte Konkurrenzsituation auch die „klassischen" Beschäftigungsmöglichkeiten in der Landwirtschaft und im Gesindedienst dramatisch zurück. Versuche, die Fürsorgezöglinge in die Einheiten des Freiwilligen Arbeitsdienstes einzureihen oder eigene Arbeitsdienstmaßnahmen bereitzustellen, blieben allein aufgrund der geringen Zahlen praktisch ohne nennenswerten Erfolg. In dieser Situation mußten die Resozialisierungsversprechen der Fürsorgeerziehung zum glatten Hohn verkommen. Welchen Zweck sollte noch so demonstrativ zur Schau gestelltes Wohlverhalten in den Anstalten haben, wenn am Ende doch nur die Aussicht stand, sich in das Millionenheer derjenigen einzureihen, denen die Wirtschaftskrise jede Zukunftsperspektive zerstört hatte?

---

die Anstaltserzieher zum Ende der 1920er Jahren nicht nur fest, daß die eingerichteten Sprechstunden der Verwaltungsdezernenten reichlich zum Vorbringen von Beschwerden und Klagen genutzt wurden, sondern selbst jüngere Anstaltsinsassen ihre Erzieher mit der zutreffenden Aussage konfrontierten: „[...] man darf uns nicht mehr züchtigen." So im Schreiben der Erziehungsanstalt der armem Dienstmägde Christi an den rheinischen Landeshauptmann am 28. 2. 1928, in: ALVR, 13986, fol. 107.

154 So waren alle zehn der mutmaßlich an einer Revolte im Landeserziehungsheim Strausberg beteiligten Jugendlichen über 18 Jahre alt, zwei bereits über zwanzig Jahre. Sämtliche Jugendlichen waren erst nach ihrer Schulentlassung zur Fürsorgeerziehung überwiesen worden. Vgl. Schreiben der Verbandes der Preußischen Provinzen an die Preußischen Landeshauptleute vom 18. 2. 1933, in: ALVR, 14051, fol. 69. Vgl. dazu auch Gräser (Anm. 14), S. 113.

Nicht zuletzt aber wurde die Dynamik der Auseinandersetzungen in den Anstalten dadurch verschärft, daß sich die Politisierung des öffentlichen Lebens sowie die zunehmende Radikalisierung der politischen Auseinandersetzungen auch auf die Jugendfürsorge niederschlugen. Diejenigen politischen Richtungen, so eine nicht abwegige Annahme, „die in Kampfstellung zum heutigen Staat stehen, betrachten ein Jugendamt als Auswuchs des verrotteten alten Systems, wodurch der einzelne Jugendfürsorger als Organ dieses Amtes ein schwieriges Arbeiten hat, ja manchmal auf Ablehnung stößt".[155] In der Tat hatte die Politisierung der Jugend auch vor den Anstaltsmauern nicht haltgemacht. Der rheinische Landeshauptmann berichtete dem Preußischen Volkswohlfahrtsministerium etwa, daß vor allem in den Anstalten für schulentlassene Jugendliche eine „zunehmende Zellenbildungs- und Wühltätigkeit" festzustellen sei, die sowohl von „kommunistischer als auch von nationalsozialistischer Seite aus systematisch betrieben" werde.[156] Obwohl die „Zellenbildung" eher der regen Phantasie des Berichterstatters zuzuschreiben war, lag er durchaus richtig mit der Beobachtung, daß in den Fürsorgeanstalten häufiger heranwachsende Sympathisanten der radikalen Flügelparteien untergebracht waren.

Nicht zutreffend war dagegen die unter dem Anstaltspersonal verbreitete Annahme, daß die „Mehrzahl der männlichen Jugendlichen radikal kommunistisch eingestellt" sei,[157] denn tatsächlich fanden sich in den Erziehungsanstalten zunehmend heranwachsende Nazianhänger. Zwar läßt sich das Ausmaß nicht exakt beziffern, zweifellos handelte es sich aber nicht nur um Einzelfälle. So war eine komplette Abteilung der Solinger Provinzialerziehungsanstalt mit Jungnazis belegt, die bei der Anstaltsleitung sogar einen Antrag stellten, „nationalsozialistische Zeitungen halten zu dürfen".[158] In der Euskirchener Schwestereinrichtung betätigten sich einige nazistisch gesinnte Insassen während des Ausgangs in die Stadt sogar als Schlägertrupp bei einem Überfall auf einen kommunistischen Stadtabgeordneten.[159] Obwohl die Anstaltsleitungen unisono beteuerten, gegen jede Art von politischem Aktionismus vorgehen zu wollen, schien man es mit Blick auf die nazistischen Bestrebungen nicht in jedem Fall so genau genommen zu haben. In der bei Berlin gelegenen Anstalt Güterholz brachten die staatsanwaltschaftlichen Ermittlungen zu Mißhandlungen von Insassen ans Licht, daß der Erzieher Max Meyn nazistische Propaganda in der Anstalt betrieben und die

155 Immanuel Fischer, Zur heutigen Lage der Jugendfürsorge, in: *Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendfürsorge*, Jg. 24 (1932), Nr. 2, S. 55–57.

156 Landeshauptmann Düsseldorf an Preußisches Ministerium für Volkswohlfahrt am 1.8.1931, in: ALVR, 14051, fol. 77. Auch der Leiter der Provinzialerziehungsanstalt Rheindahlen berichtete, daß unter den neu aufgenommen Jugendlichen „immer eine gewisse Anzahl [sei], die politisch aktiv war und deshalb dauernd das Neueste politischer Geschehnisse und Bestrebungen, besonders in Sachen Fürsorgeerziehung mitbringe". Vgl. Provinzialerziehungsanstalt Rheindahlen an Fürsorgerziehungsbehörde Düsseldorf am 14.1.1931, in: ALVR, 13854, fol. 11 f.

157 Knaut (Anm. 119), S. 46.

158 Provinzialerziehungsanstalt Solingen an Fürsorgerziehungsbehörde Düsseldorf am 21.4.1931, in: ALVR, 13687, fol. 447.

159 Da es sich dabei offenbar um keinen Einzelfall handelte, sah sich die Euskirchener Ortsgruppe der KPD gezwungen, im Wiederholungsfall mit proletarischer „Selbsthilfe" zu drohen. Vgl. den entsprechenden Briefwechsel in: ALVR, 13892, fol. 209, 310.

Jugendlichen zum Absingen von Naziliedern und Wehrsportübungen angehalten hatte. Einige Jungen hatten sich auf seine Veranlassung Hakenkreuze auf Arme und Brust tätowiert.[160] In einigen (halboffenen) Anstalten war den Jugendlichen die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend und der SA nicht nur gestattet, sondern wegen der vermeintlich positiven Wirkung auf Disziplin und Haltung der Jungnazis gerngesehen.[161]

Trotz der unübersehbaren Nähe eines Teils der Anstaltsinsassen zum Nazismus tendierte das Gros der Fürsorgezöglinge allerdings eher zu linken Positionen, was neben dem Einfluß der Fürsorgeerziehungskampagnen auch damit zu tun gehabt haben dürfte, daß die Rhetorik der NS-Propaganda letztlich zu weit von den Bedürfnissen der jugendlichen Anstaltsinsassen entfernt war, um wirklich große Teile von ihnen wirkungsvoll an sich zu binden. Obwohl auch hier quantitative Angaben schwierig sind, waren jugendliche Kommunisten bzw. Jugendliche, die sich dafür hielten, unter den Fürsorgezöglingen recht stark vertreten. So erklärten immer wieder Jugendliche gegenüber ihren Erziehern, sie sympathisierten mit der KPD oder hätten sich gar im kommunistischen Sinne betätigt.[162] Auch wurden bei den routinemäßigen Eingangsuntersuchungen der neu zur Fürsorgeerziehung überwiesenen Jugendlichen kommunistische Armbinden, Anstecknadeln oder Zeitschriften usw. gefunden – und selbstverständlich umgehend konfisziert.[163]

Allerdings war die Affinität der Fürsorgezöglinge zu linken Ideen weder ohne weiteres mit einer festen organisatorischen Verankerung der Jugendlichen in kommunistischen oder sozialistischen Organisationen gleichzusetzen, noch korrespondierte sie mit einer geschlossenen kommunistischen Weltanschauung. Wie oben bereits erwähnt, mochte es zwar in Einzelfällen vorgekommen sein, daß Angehörige oder gar Jungfunktionäre der KPD und ihrer Nebenorganisation zur Fürsorgeerziehung überwiesen wurden, dies geschah dann allerdings nicht wegen, sondern allenfalls trotz

160 Dies ist dokumentiert bei Ludwig Clostermann, Die Lehren von Strausberg und Güterholz, in: *Jugendwohl. Katholische Zeitschrift für Kinder- und Jugendfürsorge,* 1932, H. 4/5, S. 117–124. Ähnliche Vorfälle sind in der evangelischen Anstalt Waldhof-Templin aufgetreten. Vgl. Erna Gysi, Prozeß Waldhof-Templin oder Prügel als Weltanschauung, in: *Proletarische Sozialpolitik,* 1932, H. 8, S. 244–248; *Arbeiterwohlfahrt,* Jg. 7 (1932), 14. Heft, S. 432. Siehe auch Claudia Prestel, „Jugend in Not". Fürsorgeerziehung in deutsch-jüdischer Gesellschaft (1901–1933), Wien, Köln und Weimar 2003, S. 271, 387.

161 Das evangelische Lehrlingsheim in Wuppertal-Elberfeld sah in der seit 1932 bestehenden Mitgliedschaft der Jugendlichen in der SA und der Hitlerjugend wegen der geübten „straffen Disziplin [...] ein wesentliches Moment der Erziehung". Elberfelder Erziehungsverein an Fürsorgeerziehungsbehörde Rheinland am 3.5.1933, in: ALVR, 14055, fol. 24. Der Direktor des Stephanstiftes aus Hannover machte sich aufgrund der seit 1931 gemachten Erfahrungen mit „der Beteiligung an der nationalen Bewegung" nach der Machtübertragung dafür stark, daß Fürsorgezöglinge Mitglieder in Naziorganisationen werden konnten; Direktor Wolff an Ministerium des Inneren am 3.4.1933 (Abschrift), in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 499, unfol.

162 Siehe z.B. die Schreiben Provinzialerziehungsheim Düren an Fürsorgeerziehungsbehörde Düsseldorf am 15.8.1931; Provinzialerziehungsheim Solingen an Landeshauptmann am 1.9.1931; Provinzialerziehungsheim Rheindahlen an Landeshauptmann am 21.9.1931, in: ALVR, 14051, fol. 88, 90, 93.

163 Vgl. exemplarisch: Provinzialerziehungsheim Euskirchen an Landeshauptmann am 15.8.1931, in: ALVR, 14051, fol. 84.

ihrer Mitgliedschaft in den Parteiorganisationen. Mehr oder weniger überzeugte Kommunisten mit einer gefestigten ideologischen Bindung an die revolutionären Ideen, wie dies etwa für den jungen Georg K. Glaser zutraf, der in verschiedenen Erziehungsanstalten als radikaler Agitator seine Mitzöglinge – erfolgreich – zu „Widerstand und Aufruhr" ermahnte,[164] waren zweifellos eine Ausnahme unter den Fürsorgezöglingen. Und auch die Existenz kommunistischer Zellen in den Anstalten entsprach kaum der Realität. Hier und da versuchten einige Jugendliche zwar, in den Anstalten kommunistische Propaganda zu betreiben oder ihre Mitinsassen zu agitieren, dies waren allerdings Einzelfälle, die kaum die Rede von gezielter Propaganda oder kommunistisch unterwanderten Anstalten rechtfertigt(e).[165]

So konnten die an einer realistischen Einschätzung interessierten Anstaltsleitungen trotz aller Aufgeregtheit letztlich recht zutreffend davon berichten, daß die Versuche von „Zöglingen, die bereits vor ihrem Heimaufenthalt kommunistisch organisiert oder beeinflußt waren, für ihre Ideen Propaganda zu machen [...] vergeblich geblieben" seien.[166] Allerdings darf dabei nicht unterschlagen werden, daß von seiten der Anstaltsleitungen scharf gegen alle Anzeichen einer parteipolitischen Organisation – insbesondere gegen die so gefürchtete Bildung kommunistischer Zellen – vorgegangen wurde. Der Leiter der Solinger Erziehungsanstalt führte das Ausbleiben von größeren „Versammlungen und Protestentschließungen" darauf zurück, daß die „Führer der Bewegung" (gemeint waren Jugendliche, die sich zur einer kommunistischen Zelle zusammengeschlossen hatten) „baldigst in das Gefängnis überführt" worden waren.[167] Obwohl also von der „Internationale im Erziehungsheim", wie die „Junge Garde" anläßlich einer Revolte in der Fürsorgeerziehungsanstalt Neustettin titelte,[168] nicht die Rede sein konnte, blieben die Strategien der radikalen Linken nicht ohne Einfluß auf die Anstaltsinsassen.

3.2 Die Politisierung des Protestes

Obschon die allenthalben vorgebrachten Verlautbarungen über die marxistisch „verhetzten" Fürsorgezöglinge ins Reich der Legende gehören, war unverkennbar, daß das linksradikale Engagement nicht ohne Einfluß auf die Konflikte in den Fürsorgeanstalten blieb. Dies schlug sich freilich nicht nur in spektakulären Aktionen oder gar organisierten Revolten nieder, sondern machte sich bereits im alltäglichen Verhalten der Jugendlichen bemerkbar. Ohne Zweifel waren sich die Anstaltsinsassen

164 Glaser (Anm. 22), S. 50.

165 Über solche Einzelfälle wird z. B. berichtet in: Landesdirektorium Hannover an Verband der Preußischen Provinzen am 2. 4. 1930, in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 496, unfol.; Landwirtschaftliches Erziehungsheim Benninghof an Landeshauptmann Düsseldorf am 25. 9. 1931, in: ALVR, 14051, fol. 93.

166 Landesdirektor Brandenburg an Verband der Preußischen Provinzen am 5. 5. 1930, in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 496, unfol.

167 Provinzialerziehungsheim Solingen an Landeshauptmann am 1. 9. 1931, in: ALVR, 14051, fol. 90.

168 Neue Rebellion der Fürsorgezöglinge. Die „Internationale" im Erziehungsheim, in: *Die Junge Garde* vom 19. 1. 1930.

der provozierenden Wirkung kommunistisch-revolutionärer Rhetorik und Symbolik bewußt und machten sich diese gezielt bei den anstaltsinternen Auseinandersetzungen zu eigen. Im Hessischen Aufnahmeheim Schloß Dehrn verzierten die Insassen beispielsweise während des Gottesdienstes die Gesangsbücher mit „kommunistischen Abzeichen" und stimmten am Abend „kommunistische Kampflieder" an.[169] Auch die erhobene Faust, ein beherztes „Rot Front" oder „Heil Moskau" verfehlten nicht ihre provozierende Wirkung, bekannte man sich doch damit zur politischen Linken, demonstrierte die Ablehnung der Heimerziehung und signalisierte die Verbundenheit mit der revolutionären Arbeiterklasse, die sich – in der Phantasie freilich deutlicher als in der Realität – gerade anschickte, die Anstaltsmauern zu stürmen. Einen gewissen Reiz auf die Jugendlichen übten auch Demonstrationen und andere Veranstaltungen der revolutionären Linken aus und veranlaßten sie dazu, den Erziehungsheimen unerlaubt den Rücken zu kehren. Zwar waren die Fluchten traditionell ein, wenn nicht *das* Dauerproblem der Heimerziehung, seit Mitte der zwanziger Jahren führten die Fürsorgeerzieher dieses Phänomen vor allem auf „die politische Unruhe in der Außenwelt" und die „Parolen der Volkskreise, aus denen die Jungen kommen", zurück.[170] Zu ihrer Besorgnis mußten die Verantwortlichen auch feststellen, daß Jugendliche gezielt aus den Anstalten flohen, um an Veranstaltungen der Arbeiter(jugend)bewegung teilzunehmen. Ob hier in jedem Fall ein ausgeprägtes politisches Interesse oder lediglich Neugier bzw. der Reiz des Verbotenen den Ausschlag gegebenen hatte, ist nicht zu klären. In einigen Fällen dürften aber die Mobilisierungsversuche der radikalen Linken tatsächlich eine entscheidende Rolle gespielt haben. Vier Insassen der Solinger Anstalt beteiligten sich beispielsweise im Februar 1931 verbotener Weise an einer Demonstration der örtlichen KPD, und zwei von ihnen hatten sich nach Angaben des Direktors, sogar zuvor Waffen angefertigt.[171] Den Insassen des Leipziger Frege-Stiftes soll es, „natürlich auf geheimen Wege", sogar gelungen sein, eine Zöglingsdelegation zu den Konferenzen der ARSO und des KJVD zu schicken, und Insassen des Lindenhofs in Berlin nahmen am Reichskongreß des kommunistischen Jugendverbandes teil.[172] Im Problemhorizont der Fürsorgeerzieher galt dieses Verhalten nicht nur als problematisch, weil es als negatives Beispiel für andere Jugendliche dienen konnte, sondern aufgrund der Annahme, daß die „Wenigen, die von der kommunistischen Propaganda sich beeinflussen lassen", es vermöchten, ihre „harmlosen und gutmütigen, aber haltlosen Kameraden zu beeinflussen und zu beunruhigen".[173]

Handelte es sich bis hierhin am ehesten noch um eine Art zeitgemäßer politischer Modifikation tradierter Selbstbehauptungs- und Konfliktstrategien, boten die

169 Vgl. dazu den Bericht der Wiesbadener Fürsorgeerziehungsbehörde an den Verband der Preußischen Provinzen vom 6. 12. 1932, in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 498, unfol., S. 5 f. des Berichtes.

170 Provinzialerziehungsheim Rheindahlen an Landeshauptmann Düsseldorf am 25. 7. 1931, in: ALVR, 14053, fol. 121. Gleichlautend die Schreiben der Anstalt Solingen vom 21. 8. 1931 und der Anstalt Mittweida (Sachsen) vom 29. 9. 1931, ebd., fol. 127, 131.

171 So im Bericht des Solinger Anstaltsdirektors über „Propaganda der Kommunistischen Partei" vom 18. 3. 1931, in: ALVR, 12867, fol. 445 f.

172 So geschildert in: *Der Anstaltszögling*, Okt. 1929, Nr. 2, S. 2.

173 Provinzialerziehungsheim Solingen an Landeshauptmann am 18. 3. 1931, in: ALVR, 12867, fol. 445 f.

linksradikalen Fürsorgeerziehungskampagnen auch die Möglichkeit, das Protestrepertoire um neue Formen zu bereichern. So warfen etwa zwei Insassen des Provinzialerziehungsheims Euskirchen, beide standen nach Angaben des Direktors der KPD nahe, einen Gewichtsstein in die neue Dreschmaschine der Anstalt und legten so die Feldarbeit für einige Zeit lahm.[174] Durchaus im Sinne der revolutionären Fürsorgeerziehungskritiker war es auch, wenn die Anstaltsinsassen gegenüber der Arbeiterpresse über Interna aus den Erziehungsanstalten berichteten.[175] So wartete etwa „Der Anstaltszögling" regelmäßig mit pikanten Details über die Erziehungsanstalten auf, und auch die vom Düsseldorfer KJVD vertriebene Agitationsschrift „Im Lehrlingsheim" enthielt – angefangen von den Strafen über die Verpflegung bis hin zu den Einzelheiten der Hausordnung – so viele Details über den Heimalltag, daß die Mitarbeit von Anstaltsinsassen schwerlich zu übersehen war.[176] Gewiß war über diese Kanäle nicht ansatzweise eine so hohe öffentliche Aufmerksamkeit zu erzielen, wie sie etwa durch die Publikationen Lampels hervorgerufen worden waren, immerhin sahen sich die Fürsorgeerzieher dadurch zu offiziellen Stellungnahmen gezwungen. Als etwa die Kölner „Rheinische Zeitung" zwei ehemalige Anstaltsinsassen recht ausführlich über ihre Erfahrungen berichten ließ, sorgte dies offensichtlich für so viel Aufmerksamkeit, daß sich die rheinische Fürsorgeerziehungsbehörde zu einer ausführlichen Gegendarstellung veranlaßt sah.[177] Allerdings nutzten die Anstaltsinsassen das gestiegene Interesse der Öffentlichkeit an der Fürsorgeerziehung auch auf andere, sehr viel unmittelbarere Weise, um ihre Positionen bei den anstaltsinternen Konflikten zu verbessern. So sah sich das Anstaltspersonal mit der Ankündigung konfrontiert, die Presse zu informieren, und Ankündigungen wie: „Das muß in die ‚Freiheit' [...] das wird jetzt alles in die Zeitung gebracht, auch Sie kommen in die Zeitung!" oder „Das muß in die Arbeiterstimme, man wird hier wie ein Tier behandelt"[178] enthielten in Zeiten der gestiegenen öffentlichen Aufmerksamkeit in der Tat einiges an Drohpotential.

Am deutlichsten machte sich hingegen der Einfluß der Fürsorgeerziehungskampagnen in den Anstalten bemerkbar, wenn die Anstaltsinsassen die in diesem Kontext formulierten politischen Forderungen übernahmen. In einem Düsseldorfer Lehrlingsheim präsentierten die Jugendlichen beispielsweise einen zehn Punkte umfassenden

174 Provinzialerziehungsheim Euskirchen an Landeshauptmann Düsseldorf am 15.8.1931, in: ALVR, 13883, fol. 121.

175 In einem direkt in den Anstalten verteilten Flugblatt hatte etwa der KJVD Pommern die Anstaltsinsassen aufgefordert, Material „über Euer Leben und die Zustände in den Anstalten" zu beschaffen und an eine Kontaktadresse nach Stettin zu schicken. Das Flugblatt befindet sich in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 496, unfol.

176 *Im Lehrlingsheim. Zeitung für das Lehrlingsheim Kruppstraße,* (Düsseldorf), Januar 1931, S. 1 ff. Berichte über Lieferung von Material durch die Anstaltsinsassen auch in: Fürsorgeerziehungsbehörde Schleswig-Holstein an Verband der Preußischen Provinzen am 16.4.1930, in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 496, unfol.

177 Wingender (Anm. 8).

178 Handwerkerbildungsanstalt Reckestift an Landeshauptmann Düsseldorf am 14.9.1931, in: ALVR, 14051, fol. 92; Bericht des Provinzialerziehungsheims Solingen vom 23.10.1930, in: ALVR, 13867, fol. 400.

Forderungskatalog, der das Bedürfnis nach unmittelbaren Verbesserungen der Lebensbedingungen mit eher langfristig zu realisierenden Reformzielen verschmolz.

„Wir fordern:

1. Sofortige Abschaffung aller Strafen.
2. Er wird jedem Lehrling freigestellt, abends nach Hause zu kommen wann er will.
3. Bis 10 Uhr kann Licht benutzt werden.
4. Das Essen wird durch eine Lehrlingskommission kontrolliert.
5. In jedem Saal wird ein Vertrauensmann von den Lehrlingen gewählt.
6. Jeder Lehrling hat das Recht, sich in einer Organisation, die sich auch für den revolutionären Klassenkampf einsetzt, zu organisieren.
7. Kein Lehrling darf gemaßregelt werden.
8. Das Sonntagsgeld wird erhöht.
9. Die Lehrlinge selbst erhalten Einblick in die Geschäftsführung, damit Veruntreuung der Gelder unmöglich ist.
10. Jeder Lehrling kann jederzeit Besuch bekommen."[179]

Daß diese Forderungen von der Heimleitung strikt zurückgewiesen wurden, bedarf keiner näheren Erwähnung. Nun mag dies in einem halboffenen Heim, das zudem in der Düsseldorfer Innenstadt lag, nicht weiter verwunderlich sein, denn immerhin wurden die Jugendlichen in ihren Arbeitsstätten oder über die allenthalben stattfindenden Demonstrationen und Aufzügen unmittelbar mit der revolutionären Propaganda der Arbeiterbewegung konfrontiert.

Allerdings blieben solche Aktionen weder auf die halboffenen Heime beschränkt, noch beließen es die Insassen bei bloßen Forderungen. So befreiten die Insassen des Erziehungsheims Rothenburg (Oberlausitz) im Januar 1930 gewaltsam einen Mitzögling, der wegen „Widersetzlichkeiten" mit Arrest bestraft worden war. Der machtlose Anstaltsvorsteher konnte eine weitere Eskalation der Situation nur durch das Hinzuziehen der Polizei verhindern.[180] Selbst im Rheinland, das vergleichsweise ungeschoren aus der Welle von Anstaltsrevolten hervorging, kam es zu ähnlichen Vorfällen. So forderten die Insassen der Solinger Provinzialanstalt nicht nur die sofortige Aushändigung von Tabakwaren, sondern beanspruchten auch „das freie Verfügungsrecht über die Arbeitsprämien" und erklärten, sie „wollten wieder in Freiheit".[181] Um diesen Forderungen Nachdruck zu verleihen, verbarrikadierten sich die Jungen im Schlafsaal und zerschlugen das Mobiliar.[182] Zwar konnte ein Übergreifen des Protestes auf andere Abteilungen verhindert werden, äußerst beunruhigend war, daß bei dieser Gelegenheit ein handgeschriebener Aufruf gefunden wurde, der die Insassen offen zur Revolte aufrief. Dort hieß es: „Wir lassen uns viel zu viel gefallen. Wir machen einen Aufstand

179 *Im Lehrlingsheim. Zeitung für das Lehrlingsheim Kruppstraße,* (Düsseldorf), Januar 1931, S. 3.

180 Revolte im Erziehungsheim, in: *Deutsche Krankenpflege. Zeitschrift des deutschen Verbandes für die berufliche Kranken- und Wohlfahrtspflege,* Nr. 4 vom 15. 2. 1930.

181 Bericht über die Besprechung im PEH Solingen am 25. 10. 1930, in: ALVR, 13867, fol. 408 ff. Siehe dazu auch Blum-Geenen (Anm. 14), S. 418 ff.

182 Bericht des Provinzialerziehungsheims Solingen über die „Zöglings-Unruhen" vom 10. 1. 1931, in: ALVR, 13867, fol. 434–438.

und schlagen alles kurz und klein."[183] Das es sich dabei um „Unruhen politischer Art" handelte, ergab sich für die Verantwortlichen daraus, daß die Jungen „politisch sehr stark verhetzt" seien und einige mit einer in der Nachbarschaft der Anstalt gelegenen „kommunistischen Siedlung in Verbindung" ständen.

Während es sich bei den Protestaktionen in den meisten Fällen um eher begrenzte Aktionen einzelner Anstaltsabteilungen mit wenigen Beteiligten handelte, die erst von den Berichterstattern mit einiger Phantasie zu Revolten aufgebauscht wurden, kam es in einigen Fällen zu heftigeren Attacken, die, wenn sie erfolgreich gewesen wären, zweifellos weitreichende Folgen gehabt hätten. In der brandenburgischen Provinzialerziehungsanstalt Strausberg konnte das von der Anstaltsleitung verständigte Überfallkommando nur durch den Einsatz von Schußwaffen verhindern, daß die Insassen das Haupthaus der Anstalt anzündeten. Obwohl die eigentliche Ursache im unklaren blieb – über schlechtes Essen und Mißhandlungen wurde ebenso spekuliert wie über die „Anhäufung von Schwererziehbaren" –, waren die „Rotfrontrufe" der Jugendlichen offenbar Anlaß genug, gegen sechs der zehn „Rädelsführer" umgehend Haftbefehl zu erlassen.[184] Auch im hessischen Schloß Dehrn hatte ein Jugendlicher unter den Rufen „Wer Freiheit haben will, der gehe mit ins Schloß!" seine Mitzöglinge aufgefordert, ein Anstaltsgebäude in Brand zu stecken. Fünf Jugendliche wurden in polizeiliches Gewahrsam genommen. Da der Jugendliche als „stark kommunistisch eingestellter Junge seit Jahren bekannt" war und sich bereits in anderen Anstalten „als Hetzer" betätigt hatte, bestand für die eingesetzte Untersuchungskommission kein „Zweifel, daß die Unruhen politischer Natur waren".[185]

Allerdings wäre es falsch, die Zöglingsproteste im Sinne der aufgeschreckten zeitgenössischen Beobachter als organisierte (kommunistische) Aufstände und gezielt angezettelte Revolten zu bezeichnen. Weder dürften dezidiert sozialrevolutionäre Überlegungen bei den Anstaltsinsassen als strategische Zieloptionen eine ausschlaggebende Rolle gespielt haben, noch gibt es realistische Anhaltspunkte dafür, daß sie auf die Instruktionen kommunistischer Funktionäre zurückgingen. Zudem erlaubten auch die auf lückenlose Kontrolle und Überwachung angelegten Rahmenbedingungen sowie das in allen Anstalten existierende Spitzel- und Zuträgersystem keine langfristig geplanten Strategien. Letztlich waren die auf Kontrolle, Repression und Bevormundung ruhenden Machtstrukturen der Anstaltserziehung für das Aufbegehren der Jugendlichen verantwortlich. Er sei der Meinung, so beantwortete ein Jugendlicher treffend die Frage nach den Ursachen für eine Revolte in der Anstalt Berlinchen, daß diese „garnicht zu kommen brauchte, wenn man uns hätte besser behandelt".[186] Freilich handelte es sich bei den Revolten um mehr als um spontane Unmutsäußerungen einiger fehlgeleiteter Jugendlicher. Das Anfertigen von Aufrufen und die vorherigen

183 Der Aufruf findet sich in: ALVR, 13867, fol. 416.

184 Dies bei Clostermann (Anm. 160), S. 117 f.

185 Bericht der Wiesbadener Fürsorgeerziehungsbehörde an den Verband der Preußischen Provinzen vom 6. 12. 1932, in: LAB, B Rep. 142/6, Nr. 498, unfol.

186 Diese Aussage in: Berlinchen, Bericht eines Sechzehnjährigen, in: Lampel (Anm. 28), S. 210–231, hier S. 230.

Absprachen zu kollektiven Aktionen verweisen vielmehr auf grundlegend systemkritische Komponenten des Protestes, als er sich explizit gegen die hegemonialen Akte der Fürsorgeerzieher richtete. Zwar kam es auch unter den begünstigenden Faktoren der späten zwanziger Jahre nicht ansatzweise zur Entstehung eines Klassenbewußtseins im streng marxistischen Sinne, gewiß aber hatte die radikale öffentliche Kritik bei manchen Jugendlichen sowohl die Neigung zum Protest gegen die ungebetenen Disziplinierungsbemühungen vergrößert als auch ein diffuses Gefühl der Legitimität des Widerstandes hervorgerufen. Sosehr die Fürsorgeerziehungskampagnen der Arbeiterbewegung unter dem Strich ein Strohfeuer geblieben sein mochten und sowenig sie sich angesichts der vordergründigen politischen Funktionalisierung der Heiminsassen rückblickend zu Beispielen gelungener Bildungsarbeit in emanzipativer Absicht stilisieren lassen, sie trugen aber, wie Detlev Peukert zu Recht schreibt, dazu bei, daß „die Zöglinge zum erstenmal das Gefühlt [erhielten], der totalen Institution Anstaltserziehung nicht nur wehrlos ausgeliefert zu sein".[187]

4 Fazit und Ausblick

Wenn die skizzierten individuellen oder kollektiven Verweigerungen und Proteste bei den Jugendlichen auch kurzfristig das Gefühl der Selbstverfügung gestärkt haben mochten, bleibt die ernüchternde Feststellung, daß diese Strategie in den meisten Fällen ins Leere lief. Gerade dieses Handlungsrepertoire trug dazu bei, die institutionelle Verwahrlosungsdiagnose zu bestätigen und zu verfestigen. Wie anders sollten diese Verhaltensweisen von den Fürsorgeerziehern interpretiert werden als als fehlende „Einsicht in ihre Unfähigkeit"?[188] Ein wirkliches Entkommen aus dem Kreislauf aus Pathologisierung, Protest und Verfestigung der Diagnose war praktisch kaum möglich. Ebensowenig waren die Proteste in der Lage, an den grundlegenden Strukturen der Fürsorgeerziehung etwas zu ändern. Sicherlich erschütterten sie kurzzeitig das Selbstvertrauen der Fürsorgeerzieher und stellten den gewohnten Herr-im-Hause-Status in Frage. Für die beteiligten Jugendlichen mündete die Beteiligung an kollektiven Protestaktionen oder Revolten in der Regel in Haftstrafen[189] oder mit der Unterbringung in einer „Sonderanstalt". Damit nicht genug, man reagierte auf seiten der Institutionen auf die Krise mit einer grundlegenden Abkehr von den seit der Jahrhundertwende etablierten Erziehungsgrundsätzen. Als sich abzeichnete, daß die längerfristige Verwahrung angeblich „unerziehbarer" Jugendlicher in Arbeitshäusern und „Sonderanstalten" angesichts der finanziellen Restriktionen als Alternative zur Fürsorgeerziehung nicht realisierbar war, wurde immer offener über die prinzipiellen „Grenzen der

187 Peukert (Anm. 14), S. 245.

188 Darauf führte etwa das Landwirtschaftliche Erziehungsheim Benninghof die immer wiederkehrenden Fluchtversuche der Jugendlichen zurück. Vgl. Benninghof an die rheinische FEB am 29. 8. 1931, in: ALVR, 14053, fol. 128.

189 Nach Hein (Anm. 71), S. 240, summierten sich die Strafen für die Beteiligten an den Revolten in den Anstalten Berlinchen, Neu-Stettin und Schönbühl auf insgesamt 128 Monate Gefängnishaft.

Erziehung" nachgedacht. „Das Problem der Fürsorgeerziehung", so brachte ein Fürsorgeerziehungsfunktionär die weitverbreitete Sicht aus den Punkt, „ist ein Problem der Reinigung! Aber nicht allein der Reinigung von ungeeigneten Erziehern, sondern vielmehr von ungeeigneten Zöglingen."[190] Durch zwei ministerielle Notverordnungen vom November 1932 war man schließlich in der Lage, sich der widerspenstigen Klientel im großen Maßstab zu entledigen. Rund ein Drittel aller Fürsorgezöglinge, in den meisten Fällen handelte es sich um ältere und/oder angeblich „unerziehbare" Jugendliche, wurden quasi über Nacht aus den Anstalten geworfen. Wenn sich dies auch aus der Perspektive der Betroffenen in vielen Fällen in erster Linie als Befreiung aus fremdbestimmten und gewaltförmigen Verhältnissen dargestellt haben dürfte, belegt diese Form der Krisenlösung eindrucksvoll, daß die Verantwortlichen bereit waren, die selbstverantwortete pädagogische Misere auf dem Rücken der Betroffenen auszutragen.

Gleichzeitig hatten die Auseinandersetzungen um die Fürsorgeerziehung zur Folge, daß die bei großen Teilen der Fürsorgeerzieher verbreitete Aversion gegenüber der politischen Linken in eine geradezu unbändige Wut umschlug. Galten dem Großteil des konservativ-konfessionellen Fürsorgekartells bereits die moderaten Säkularisierungsbestrebungen der Sozialdemokratie als feindseliger Akt, stellten die Fürsorgeerziehungskampagnen der radikalen Linken geradezu eine offene Kriegserklärung dar. Obwohl letztlich die von der SPD betriebene Kommunalisierungspolitik den fürsorgeerzieherischen Status quo faktisch wesentlich stärker gefährdet hätte als alle noch so militanten Fürsorgeerziehungskampagnen der KPD, wurde die Sorge, „von der Welle des Marxismus und einer unchristlichen und antichristlichen Geisteshaltung überflutet und eingeebnet" zu werden[191] zu einer gemeinsamen Grundhaltung vieler Fürsorgeerzieher. So ist kaum überraschend, daß ihnen die terroristische Zerschlagung der Arbeiterbewegung nach 1933 als eine zentrale, vielleicht sogar die wichtigste „Errungenschaft" des Nazismus erschien. Das NS-Regime bzw. der begeistert begrüßte „nationale Umbruch" erschien den Exponenten der Fürsorgeerziehung geradezu als Befreiung von unerträglichen Zuständen. „Als erfreuliche Wirkung der nationalen Bewegung können wir berichten", so vermeldete die Direktion des katholischen Hermann-Josef-Hauses in Urft bereits Ende März 1933, „daß die früher vielfach sehr störenden Einmischungen kommunistischer Eltern aufgehört haben, so daß sich die Erziehungsarbeit wieder in ruhigeren Bahnen vollzieht."[192] Die Zuwendung weiter Teile der Wohlfahrtspflege zum Nazismus hatte weniger mit der verbreiteten

190 Hecker (Anm. 38), S. 276.

191 So der Vorsitzende der Inneren Mission im Rheinland, Otto Ohl, in einem Vortrag, zitiert nach Günther von Norden, Die Innere Mission im Rheinland 1933–1945, in: Diakonie bewegt. 150 Jahre Innere Mission und Diakonie im Rheinland. Hrsg. von Reinhard Witschke, Köln 1999, S. 97–128, hier S. 97.

192 Hermann-Josef-Haus, Urft, an Fürsorgeerziehungsbehörde Düsseldorf am 29. 3. 1933, in: ALVR, 14055, fol. 92. Zur Haltung der Wohlfahrtsverbände zum Nazismus vgl. Hammerschmidt (Anm. 16), S. 137–144, sowie Edward Ross Dickinson, The Politics of German Child Welfare from the Empire to the Federal Republic, Cambridge und London 1996, S. 210–221.

Akzeptanz eugenischer und rassenhygienischer Positionen zu tun, sondern in erster Linie mit einer tief verwurzelten und in der Endphase der Weimarer Republik noch verstärkten Abneigung gegen die politische Linke, die sich nach Ansicht der Fürsorgeerzieher dazu anschickte, durch die politische „Verhetzung" der Insassen die mühselige Erziehungsarbeit zunichte zu machen.

„Berg frei" jenseits des Atlantiks?

Die Nature Friends of America

Von Klaus-Dieter Groß

Als Jubiläumsschrift zur 110. Gründung der Naturfreunde in Wien und den Hundertjahrfeiern in der Schweiz und in Deutschland gab die Naturfreunde-Internationale (NFI) 2005 unter dem programmatischen Titel „Berg frei – Mensch frei – Welt frei!" einen Band heraus, der z. T. recht ausführliche Darstellungen der sechzehn nationalen Mitgliedsverbände beinhaltet. Das Kapitel „Die Naturfreundebewegung in den Vereinigten Staaten" aber fällt kurz aus, ist sehr allgemein gehalten und weist Lücken auf.[1] Andere Texte im Band ergänzen das Bild zu den USA nur gelegentlich. Den Herausgebern ist das kaum vorzuwerfen, denn es scheint im Naturfreunde-Schrifttum generell kaum Untersuchungen zu diesem Thema zu geben. Keine Publikation, weder in englischer noch in deutscher Sprache, kommt einem umfassenden Bild der Nature Friends of America nahe, obwohl damit doch ein wesentlicher Aspekt linker Auswanderungsgeschichte im 20. Jahrhundert angesprochen ist. Auch der vorliegende Text schließt diese Lücke nicht. Als Forschungsskizze und vorläufige Zusammenstellung des hierzulande verfügbaren Materials will er Rahmen und Fragestellungen für detailliertere Analysen anreißen und zeigen, daß ausführlichere Untersuchungen sinnvoll und notwendig sind – im Bewußtsein, wie lückenhaft und unterschiedlich, manchmal aufeinander bezogen und doch oft ohne übergeordneten Kontext der gegenwärtige Informationsstand ist.[2]

Das Interesse kreist um die Frage, warum die erste überseeische Gruppe bereits 1910 in New York gegründet wurde, es in den vierziger Jahren eine ganze Reihe von Naturfreundehäusern und bis zu fünfzehn über die USA verteilte Ortsgruppen gibt, aber heute nur noch drei kalifornische „Clubs" aktiv sind. Das Verschwinden außerhalb Kaliforniens erklärt sich, wie zu zeigen sein wird, aus den Eigenheiten der deutschsprachigen Linken im Lande und vor allem dem hysterischen Antikommunismus der fünfziger Jahre. Folglich liegt der Schwerpunkt auf der politischen Verbandsgeschichte. In einem weiteren Schritt wäre die Untersuchung auszudehnen auf die alltägliche Vereinspraxis – von Versammlungen und Wanderungen, den Häusern, der Tätigkeit sportlicher und kultureller Fachgruppen bis hin zu ökologischen Aktivitäten. Deutlicher würde dann, inwieweit auch interne Probleme zur Auflösung des Verbands auf nationaler Ebene beigetragen haben.

1 Bruno Klaus Lampasiak, Leo Gruber und Manfred Pils, Berg frei – Mensch frei – Welt frei! Eine Chronik der internationalen Naturfreundebewegung von den Anfängen der Arbeiterbewegung bis zum Zeitalter der Globalisierung (1895–2005), Wien 2005, S. 135–136.

2 Mein Dank gilt vor allem Oliver Kersten (Historische Kommission der Naturfreunde Berlin-Brandenburg), Martin Becker (eco-Archiv, Hofgeismar) und Harv Galic (Stanford University), ohne die ich manche der verwendeten Materialien nicht zu Gesicht bekommen hätte.

Der Schwerpunkt der Auswanderung aus Mitteleuropa nach Nordamerika liegt im 19. Jahrhundert[3] und geht damit der Gründung des Touristenvereins „Die Naturfreunde" (TVdN) im Jahr 1895 voraus. Dessen erste amerikanische Ableger fallen in eine Zeit, in der sich das soziale Umfeld der Immigration auch innerhalb der deutschsprachigen Arbeiterbewegung, der die Naturfreunde entstammten, immer mehr differenzierte, was regionale Hintergründe, berufliche Profile, sozialen Status und ideologische Ausrichtung angeht. Am Beispiel von Chicago beschreibt Hartmut Keil diese Auflösung einer spezifisch deutschen Lebensweise am Ende des 19. Jahrhunderts folgendermaßen: „Nach über vierzigjähriger Massenzuwanderung nach Chicago war die deutsche Bevölkerung Mitte der 90er Jahre in sozialer Zusammensetzung, Generationsstruktur und kultureller Ausrichtung so verschieden, daß gemeinsame Interessen nur noch punktuell bestanden und eine übergreifende kulturelle Identität kaum mehr vorhanden war. Hinzu kam das Infragestellen deutscher Traditionen durch die inzwischen herangewachsene, in Amerika geborene zweite Generation von Deutschamerikanern, die sich der Lebensweise ihres Landes mehr verpflichtet fühlten als der ihnen fremden Kultur der Heimat ihrer Eltern."[4]

Im deutschsprachigen Raum wurde die Naturfreunde-Idee durch Facharbeiter und Handwerker transportiert, für die Reisen, u. a. die „Walz", Teil des Ausbildungsplans waren. In den USA war und ist die Arbeitswelt anders strukturiert und eine in Mitteleuropa unbekannte Heterogenität der Arbeiterkultur hemmte deren Ausbreitung. Unklar ist der soziale und kulturelle Ort des Verbands in einer Umwelt, die permanent Aufstiegschancen versprach, zumal eine nivellierende Mittelstandsrhetorik dem traditionellen Klassengedanken zuwiderlief. Darüber hinaus wirkten in sprachlicher wie kultureller Hinsicht äußerst vielfältige und unterschiedliche Traditionen – auch jener der ethnisch gespaltenen Gewerkschaften und Parteien sowie der Unterstützungseinrichtungen und Versicherungen auf Gegenseitigkeit, den Gesangs-, Sport- und Theatervereinigungen der sozialen Bewegungen.

Erschwert wird die historische Analyse durch die unzureichende Quellenlage. So fehlen ganze Regionen amerikanischer Naturfreunde-Geschichte mangels Dokumentation. Das betrifft sogar New York und den Mittelwesten, deren Arbeitergeschichte eigentlich gut erforscht ist. Verfügbar sind im wesentlichen die Quellen der noch heute existierenden kalifornischen Ortsgruppen, die wohl umfassenden, aber nicht systematisch bearbeiteten Unterlagen in der Tamiment Library der New York University und bislang nicht publizierte Teile des dortigen Projektes „Oral history of the American

3 Für einen kurzen Überblick zur deutschen Auswanderung vgl. z. B. Hartmut Bickelmann, Deutsche Überseeauswanderung in der Weimarer Zeit, Wiesbaden 1980; Carl Strikewerda, Tides of Migration, Currents of History. The State, Economy, and the Transatlantic Movement of Labour in the Nineteenth and Twentieth Century, in: *International Review of Social History*, Jg. 44 (1999), S. 367–394; Klaus J. Bade, Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2000; Thomas Raithel, „Kommt bald nach …". Auswanderung aus Bayern nach Amerika seit 1683. in: Goodbye Bayern, Grüß Gott America. Auswanderung aus Bayern nach Amerika seit 1683. Hrsg. von Margit Hamm, Michael Henker und Evamaria Brockhoff, Augsburg 2004, S. 23–36, besonders Tabelle S. 25.

4 Deutsche Arbeiterkultur in Chicago von 1850 bis zum Ersten Weltkrieg. Eine Anthologie. Hrsg. von Hartmut Keil, Ostfildern 1984, S. 393.

Left". Zum Verständnis konkreter Vereinsaktivitäten dürfte die gezielte Auswertung gerade der deutschsprachigen Arbeiterpresse – „New Yorker Volkszeitung" (NYVZ) und „Chicagoer Arbeiterzeitung" (nach ihrer Wiedergründung 1931) usw. – hilfreich sein, da hierin Vereinsnachrichten und Berichte publiziert worden sind.[5] Eine Durchsicht der Dokumente der Naturfreunde-Internationale, der Archive der National- und Landesverbände sowie eine Aufnahme der Hinweise über die Lebenswege ihrer Auswanderer, die sich verstreut in Hunderten von Ortsgruppen finden – einschließlich der keineswegs seltenen Remigranten.[6] Bislang bieten aber selbst aus dem typischen Naturfreunde-Umfeld stammende Autobiographien nur wenige Einblicke.[7]

Eine internationalistische Organisation

Die Naturfreunde hatten von Anfang an einen internationalistischen Anspruch. Das folgende Gedicht von Karl Volkert weist ganz bewußt auch „über den fernen Ozean" hinaus. Volkert führte nach dem Tod des Gründungspräsidenten Alois Rohrauer den Verband zu einer Zeit, als er sich über Österreichs Grenzen hinweg rasant ausdehnte. Ausgehend vom Vereinsgruß „Berg frei" schlägt er im Sprachstil seiner Zeit eine Brücke zwischen der Heimat und der Welt:

5 Vgl. Anne Spier, German-Speaking Peoples, in: The Immigrant Labor Press in North America, 1840s to 1970s. An Annotated Bibliography. Vol. 3: Migrants From Southern and Western Europe. Hrsg. von Dirk Hoerder, New York 1987, S. 308–558. Zweimal verweist Spier ausdrücklich auf die Naturfreunde, nämlich für die Zeitschriften „Der Arbeiter" aus New York (S. 360) und die „Chicagoer Arbeiterzeitung" (S. 390). Im ersten Eintrag geht es um Vereinsmitteilungen, im zweiten um einen Ausschluß aus dem lokalen Arbeiterkultur- und Arbeitersportkartell.

6 Viele „Auswanderer" wollten gar nicht bleiben; unter ihnen waren „Gastarbeiter", die der besseren Löhne wegen kamen, oder Abenteurer wie Louise Wyneken (siehe Anm. 7). Vgl. Mark Wyman, Round-Trip to America. The Immigrants Return to Europe, 1880–1930, Ithaka 1993. Ein Beispiel dafür, wie Remigranten unser Bild der Naturfreunde in den USA bereichern können, ist Walter Wieland (siehe Anm. 79).

7 Exemplarisch: Josef Jodlbauer, Louise Wyneken und Karl August Wittfogel. Als steirischer sozialdemokratischer Abgeordneter konnte Jodlbauer Kontakte mit Naturfreunden kaum vermeiden, denn die Ortsgruppe Steyr gab es als zweitälteste Gruppe überhaupt schon seit 1897. Den letzten Blick von Bord seines Auswandererschiffs beschreibt er so: „Herrlich, wunderbar für den Naturfreund war der Sonnenuntergang" (S. 28), aber das bezieht sich nicht notwendigerweise auf den Touristenverein „Die Naturfreunde" (TVdN). Vgl. Josef N. Jodlbauer, Dreizehn Jahre in America, 1910–1923. Die Autobiographie eines österreichischen Sozialisten. Hrsg. von Dirk Hoerder, Wien 1996. Das Nienburger Naturfreundehaus ist nach Wyneken benannt, doch in ihrer gekürzt publizierten Autobiographie tauchen die Naturfreunde nicht explizit auf. Vgl. „Seeing America from the Kitchen". Als Köchin, Sozialistin und Vagabundin durch Häuser und Wüsten Amerikas 1923 bis 1925, in: Beiträge zur Nienburger Stadtgeschichte. Hrsg. von Patricia Berger, Nienburg 2004. Wittfogel referierte Mitte der 1920er Jahre als China-Spezialist der KPD vor Naturfreunden und wurde später in den USA Professor. Vgl. Oliver Kersten, „Brandenburg ist in unserer Bewegung das Pulverfaß …". Die kommunistische Fraktionsbildung im Touristenverein „Die Naturfreunde" in der Region Berlin-Brandenburg zur Zeit der Weimarer Republik, in: *IWK*, Jg. 36 (2000), H. 4, S. 499–517, hier S. 506.

Hört ihr das traute Wort erschallen.
Es dringt ins tiefste Herz hinein!
Ihr hört es von den Bergen hallen
und in des Waldes dunklem Hain!

Es grüßt euch an der Donau Strande,
am Rhein und in des Schwarzwalds Tann'.
Es ist zu Haus im Alpenlande
und überm fernen Ozean!

„Berg frei", ertönt's mit hellem Klange!
„Berg frei!" so heißt das liebe Wort,
es rötet manche bleiche Wange
und trägt den Kummer von ihr fort!

Es löst die Sorgen, öffnet Herzen,
führt sie hinan zu lichten Höh'n,
nimmt den Beladenen ihre Schmerzen
und macht ihr Leben froh und schön!

„Berg frei!" Das ist der Gruß der Treuen,
allüberall in weiter Rund,
die sich an ihrem Werk erfreuen,
dem starken, freien Weltenbund!

Es ruft die Schwestern und die Brüder,
die ferne stehen der Natur,
führt sie auf neuen Wegen wieder,
ein Stückchen aufwärts zur Kultur![8]

Trotz aller Kritik kapitalistischer Ausbeutung waren Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie dem US-amerikanischen Demokratieversprechen gegenüber stets empfänglich. Auch sie träumten den amerikanischen Traum, sahen sie doch politischen Fortschritt und die Faszination von Natur dort potentiell verbunden.[9] Da ist es nicht erstaunlich, daß die ersten außereuropäischen Gruppen gerade in den USA entstanden. Weniger gelitten war diese positive Projektion vom konservativen Gegner, dessen

8 Aus Emil Birkert, Von der Idee zur Tat. Aus der Geschichte der Naturfreundebewegung. Hrsg. vom Touristenverein „Die Naturfreunde" – Bund für Touristik und Kultur – Landesverband Württemberg, Heilbronn 1970, S. 32.

9 Vgl. zur der seit Werner Sombart innerhalb der Sozial- und Wirtschaftswissenschaft diskutierten Frage Andreas Falke, Warum gibt es keinen Sozialismus in den USA? Neue Überlegungen zu einer alten Frage, in: Wieviel Ungleichheit verträgt die Demokratie? Armut und Reichtum in den USA. Hrsg. von Winfried Fluck und Welf Werner, Frankfurt a. M. 2003, S. 145–166.

Antiamerikanismus „Amerika" eher als Heimstatt des Verbrechens und Zufluchtsort europäischer „Staatsfeinde" sah – so kombiniert z. B. im Fall des Bergtods eines österreichischen Abgeordneten: „Als zum Beispiel der sozialdemokratische Abgeordnete Franz Silberer von einer Tour auf den Hundstein bei Maria Alm am 12. Jänner 1912 nicht zurückkam, behauptete die Wiener *Reichspost,* das Organ der Christlich-Sozialen Partei, er sei mit Parteigeldern nach Amerika durchgebrannt. Happisch [der Sekretär des Verbands] startete sofort eine große Suchaktion der Naturfreunde, aber Lawinen und Schlechtwetter führten dazu, daß der Parteifreund nicht gefunden werden konnte. Seine Leiche wurde erst am 3. Juni, nach der Schneeschmelze, geborgen. 2000 Naturfreunde begleiteten den Trauerzug für den Toten in Wien."[10]

Zudem überschnitten sich Naturfreunde-Ziele mit bürgerlichen Reformbewegungen in den USA, z. B. in der Abstinenzfrage oder im Vegetarismus. Allerdings sollte sich zeigen, daß die Immigranten aus dem sozialdemokratischen Umfeld stärker als diese (wie auch immer vage) ökosozialistische Perspektive eine doch wesentlich materialistische Weltsicht und ein von Klassenbegriff und Freidenkertum geprägtes Gesellschaftsbild artikulierten.[11]

Die ersten amerikanischen Ortsgruppen und Häuser (1910–1940)

Die ersten Rückmeldungen ausgewanderter Mitglieder enthielten Widersprüchliches. Sie vermittelten das Bild einer (im guten wie im bösen) verschwenderischen Gesellschaft, einer (faszinierenden wie beunruhigenden) Rohheit des Landes, eines (ambivalenten) Fortschritts angesichts großer Versprechungen, kontrastiert mit der Schilderung desolater sozialer Lebensbedingungen. Erstaunen über den Zusammenstoß sozialdarwinistischer Wildheit und progressiver Lebensumstände findet man schon im Bericht der Wiener Zentrale zur Gründung der ersten amerikanischen Ortsgruppe:

„New-York. Seit dem 18. September 1910 besitzt unser Verein die erste Ortsgruppe in Amerika. Was noch vor einem Jahre als schlechter Witz gegolten hätte, ist heute zur Wahrheit geworden. Jenseits des großen Weltmeeres, im Lande, wo der Dollar das Alpha und Omega des menschlichen Trachtens und Hastens ist, weht unser Banner, grüßt unser Abzeichen. In einem Lande wie Amerika, das überaus reich an Naturschönheiten [ist], gelten diese Schönheiten nichts, werden nicht gesucht und nicht geschätzt, weil das Naturempfinden nicht in klingende Münze umzuprägen ist, weil die kostbare goldbringende Zeit damit vergeudet würde. Und wie an anderen Orten sind es wieder die Arbeiter, die mitten im Trubel des Erwerbes sich Ideale in der Brust bewahrt haben, sich zusammenscharen, um auch in der Neuen Welt das Auge zu ergötzen an den Schönheiten der Natur. Das kleine Häuflein der amerikanischen ‚Naturfreunde' wird ein Häuflein sein von Pionieren, deren schöne Aufgabe

10 Manfred Pils, „Berg frei". 100 Jahre Naturfreunde, Wien 1994, S. 55.

11 Vgl. Klaus-Peter Lorenz, „Zur Sonne, zur Freiheit – zur Freizeit?", in: Politische Landschaft – die andere Sicht auf die natürliche Ordnung. Hrsg. von Klaus-Peter Lorenz, Duisburg 2002, S. 91–108.

es ist, ihren Klassen- und Gesinnungsgenossen die Augen zu öffnen, sie sehen zu lernen. Zu werben und zu schaffen wird es genug geben für unsere Ortsgruppe New-York, so schreibt der Proponent in seinem vom 24. September datierten Schreiben: ‚Leider befinden wir uns – wenn wir von den bewohnten Stätten absehen – in einem verwahrlosten, verwilderten Lande, wo in den Gebirgen wenige geregelte Wege zu finden sind. Unsere Aufgabe wird es einst sein, diese Wege zu bezeichnen.' Bei der gründenden Versammlung am 18. September wurden in die Leitung der Ortsgruppe berufen: Adolf Tanzer, Obmann; Max Riedl, Kassier; Alexander Wiederseder, Schriftführer; Heinr. Weiland, N. Bechtold, J. Richter und Bruno Richter, Ausschußmitglieder. Zuschriften erbeten an Alexander Wiederseder, 124 First Place, Brooklyn, N.-Y."[12]

Durchweg verweisen die Namen auf einen deutschsprachigen Hintergrund, und es waren schon in der Heimat aktive Naturfreunde, die Organisationserfahrungen einbrachten. Adolf Veil soll einer der Gründerväter des Wiener Muttervereins gewesen sein; er war bis zu seinem Tod bei den kalifornischen Naturfreunden engagiert.[13] Amandus Motander, früheres Mitglied der Ortsgruppe Stuttgart, schuf 1912 eine Gruppe in San Francisco, und auch die erste Stuttgarter Schriftführerin, Amelie Wagner (verheiratete Groeper), wanderte in die USA aus.[14] Noch vor dem Ersten Weltkrieg entstanden Ortsgruppen in Philadelphia und Seattle.[15] Die Chicagoer Gruppe gründete 1925 der langjährige Obmann der Ortgruppe Ingolstadt.[16]

Im Ersten Weltkrieg erwies es sich als schwierig Verbindung zu halten, doch die Wiener Zentrale hielt den wachsenden und sich bis dahin internationalisierenden Verband streng an der Hand. Weil Kontakte in Feindesland verboten waren, erfolgte die Zustellung der Vereinspresse über Umwege: „Schweizer Ortsgruppen übernahmen es, die Zeitschrift nach Amerika, Südfrankreich oder nach England weiterzuschikken."[17] Erschwerend kam hinzu, daß nun vielen Amerikanern „Deutsches" suspekt erschien. Naturfreunde-Aktivitäten gingen zwar voller Optimismus weiter – noch vor Kriegseintritt entstand ein Naturfreundehaus am Hudson River –, doch dieses Landheim der Ortsgruppe New York wurde schon 1917 von antideutschen Farmern niedergebrannt.[18]

Im großen und ganzen waren die US-Naturfreunde von den folgenden Wirtschaftskrisen weniger betroffen als ihre europäischen Genossen, denn die Ökonomie des

12 *Der Naturfreund. Mitteilungen des Touristen-Vereins „Die Naturfreunde"*, Jg. 16 (1910), H. 10, S. 250.

13 Fred Zahn berichtet, das 75jährige Jubiläum des Gesamtverbands sei auch ein „Fest des 97jährigen und noch einzigen lebenden Mitbegründers von Wien, des Genossen Adolf Veil". Siehe Fred Zahn. „... in Kalifornien", in: *Wandern und Bergsteigen. Zeitschrift der deutschen Naturfreunde*, Jg. 22 (1970), Mai/Juni: „75 Jahre Naturfreunde 1895–1970", S. 19.

14 Birkert (Anm. 8), S. 29 und S. 58.

15 Ebd., S. 45.

16 *Naturfreunde-Kalender 1926*. Hrsg. vom T. V. „Die Naturfreunde". Reichsleitung für Deutschland, Nürnberg und Wien 1925, Blatt für den 28.–31. März.

17 Pils (Anm. 10), S. 64.

18 Denkschrift zum 60jährigen Bestehen des TVdN, 1895–1955. Hrsg von der NFI. Zentralausschuß, Zürich 1955, S. 86.

Wanderung der Ortsgruppe New York, 1922 (Quelle: Privatarchiv Groß)

Landes profitierte vom Krieg, bis 1920/21 eine dramatische Rezession einsetzte. In den Stammländern dagegen waren mancherorts sieben von zehn Mitgliedern arbeitslos. Die Inflation galoppierte und unterlief die Finanzierung der inzwischen insbesondere nach Deutschland ausgedehnten Organisation wie das folgende Beispiel zeigt: „Alfred Sobotka bezahlte 1923 bei einem Ausflug in Deutschland für eine Jause 14 Millionen Mark. Dort setzte um diese Zeit gerade die Wirtschaftskrise ein, und da 55 Prozent aller Naturfreunde in der Weimarer Republik organisiert waren, kam der Zentralverein wieder in Schwierigkeiten. Der deutsche Beitrag an den Zentralausschuß betrug 1924 insgesamt 1286 Milliarden Mark. Die Teilabrechnung erfolgte jedes Vierteljahr. Die Inflation in Deutschland führte zur Entwertung der Mark. Dadurch erhielt die Zentrale nach Umwechslung der deutschen Beiträge im ersten Quartal noch 9 205 440 Kronen, im zweiten 5709 und im dritten nur mehr 40 Kronen! Der Mitte September von der deutschen Leitung beglichene Betrag für im August gelieferte Abzeichen deckte nicht einmal die Kosten für Versand und Verpackung."[19]

Die Verwaltungsstrukturen waren nur mit Hilfe von außen aufrechtzuerhalten: „Die Gruppen der Naturfreunde [...] hatten mit ihren Händen immer von der Hand in den Mund gelebt. Für den Zentralverein allerdings stellte die Inflation eine ernste Gefahr dar, weil die Mitgliedsbeiträge auf ein Jahr gelegt waren, die Kosten aber rasant stiegen. Kurzfristig war 1922 sogar das Erscheinen des *Naturfreunds* gefährdet, weil die Produktionskosten innerhalb eines Jahres von 101 908 auf 6 989 000 Kronen angestiegen. Ein Spendenaufruf an Mitglieder und Gruppen vor allem in den USA, in der Tschechoslowakei und der Schweiz half über diese Zeit hinweg: Die amerikanischen Genossen spendeten allein 30 Millionen Kronen."[20] Schon 1920 erhielt der daniederliegende Welt-Verein in Wien von den Ortsgruppen San Francisco 100 und von der in New York 300 Dollar an Unterstützungsleistungen.[21]

19 Pils (Anm. 10), S. 79.
20 Ebd., S. 78.
21 Lampasiak, Gruber und Pils (Anm. 1), S. 25.

Zeitgenössische Fotos aus der Vereinspraxis – wie das von einer Wanderung der Ortsgruppe New York aus dem Jahr 1922 – lassen erkennen, wie sehr sich in den zwanziger Jahren die Bilder beiderseits des Atlantiks ähnelten: Wohlbekanntes Vereinsleben in einer etwas anderen Umwelt. Der von der deutschen Reichsleitung herausgegebene „Naturfreunde-Kalender 1926" z. B. zeigt die neu gegründete Ortsgruppe Chicago bei einer Wanderung zum Staatspark „Starved Rock", etwa 150 km von Chicago,[22] ein Bild, das ebenso in Deutschland oder Österreich aufgenommen sein könnte. Bald verfügte Chicago über ein eigenes Wanderheim, dessen Bau in zeitgenössischen Fotos dokumentiert ist. 1929 weist das internationale Hüttenverzeichnis bereits sechs Naturfreundehäuser in den USA aus.[23]

Bilder und Informationen in der Vereinspresse mögen dem einen oder anderen europäischen Naturfreund Anlaß gewesen sein, über Auswanderung nachzudenken. Versprachen sie doch, daß man auch in der Ferne Genossen finden und unter besseren Lebensbedingungen Gewohntes weiterführen konnte. Beziehungen zur Heimat brauchten dadurch keineswegs abbrechen, wie Emil Birkert berichtet: „Der *Naturfreund* veröffentlichte regelmäßig die Adressen der Gruppen in Übersee, damit die Auswanderer in der neuen Heimat den Kontakt zu ihrem Verein nicht verlieren mußten."[24]

Zu der eingangs angedeuteten Differenzierung innerhalb der Arbeiterbewegung der USA trat gerade im Naturfreunde-Zusammenhang die Tatsache, daß der Verband ursprünglich aus Österreich kam, aber seit 1923 mehr Mitglieder im Deutschen Reich besaß. Von außen wenig wahrgenommen, bestanden unter den deutschsprachigen Einwanderern Animositäten. Der steirische Agitator Josef Jodlbauer berichtete z. B., daß ihn seine eigenen Genossen immer wieder als „Polack" beschimpft haben.[25] Auch prägten die österreichische und deutsche Arbeiterbewegung zwischen den Weltkriegen divergierende Erfahrungen und eine unterschiedliche politische Kultur: „Während also die österreichischen Naturfreunde und die Wiener Zentralleitung der Naturfreunde stark von der austromarxistischen Sozialdemokratie sowie ihren Denkern beeinflußt und in sich homogen geblieben waren, stellte die Naturfreundebewegung in Deutschland ein Sammelbecken verschiedenster Gruppierungen dar – Lebensreformer, bürgerliche Natur- und Heimatschützer, aber auch Sozialdemokraten, Linkssozialisten und Kommunisten."[26]

22 *Naturfreunde-Kalender 1926* (Anm. 16)

23 Verzeichnis der Schutzhütten und Ferienheime des Touristenvereins „Die Naturfreunde", Wien 1929, S. 75 f.: Camp Midvale, N. J. (Ortsgruppe: New York); Muir Woods (San Francisco); High Peak, Catskill Mountains (New York); Redwood Peack [!] (Oakland); Landistore, PA (Philadelphia); Stade Indiana (Chicago). Letztere Angabe ist nicht zu verifizieren, vermutlich handelte es sich um ein Haus in Indiana, das von Chicago aus besucht wurde.

24 Pils (Anm. 10), S. 137.

25 Vgl. Jodlbauer (Anm. 7).

26 Hans-Christian Brinkschmidt, Das Naturverständnis der Arbeiterbewegung am Beispiel der Naturfreundebewegung, Diss., Frankfurt a. M. 1998, S. 229. Vgl. auch Günther Sandner, Die Natur und ihr Gegenteil. Politische Diskurse der sozialdemokratischen Kulturbewegung bis 1933/34, Frankfurt a. M. u. a. 1999, S. 151–230.

Bau des Wanderheims der Ortsgruppe Chicago, 1926 (Quelle: eco-Archiv)

Herrschten mithin in Österreich Spannungen zwischen links und rechts vor, so war die deutsche Linke selbst angesichts der faschistischen Gefahr von Ausgrenzung und Spaltung geprägt: „Die Reichsversammlung der Deutschen Naturfreunde verkündete 1930 einen Unvereinbarkeitsbeschluß [mit der KPD] und büßte damit mehr als ein Drittel der Mitglieder ein: Die kommunistischen schlossen sich zur ‚Naturfreunde-Opposition' zusammen. In Österreich gab es über die politische Haltung im Verein kaum Diskussionen – nahezu alle Mitglieder waren Sozialdemokraten, viele arbeiteten aktiv bei einem Schutzbundverband mit und beteiligten sich an den regelmäßigen militärischen Einsatzübungen. Polizei und Gendarmerie suchten immer wieder nach verbotenen Waffen, wie etwa 1930 im Waxriegelhaus."[27]

Eine derartige „Ausgrenzungspolitik" dürfte auch in den USA virulent geworden sein, sei es zwischen Österreichern und Deutschen, sei es zwischen den politischen Lagern. *In nuce* deuten sich hier bereits spätere Konflikte an zwischen dem Konzept eines eher unpolitischen, jedoch „deutschtümelnden Freizeitvereins" mit Schwerpunkt in Kalifornien (dem Gau West) und einer stärkeren Politisierung im die Atlantikregion und den Mittelwesten umfassenden Gau Ost. Zu fragen wäre in diesem Zusammenhang auch danach, wie sich die Binnenwanderung zwischen den Ortsgruppen in „Ost" und „West" ausgewirkt hat. Welche Erfahrungen machte ein Ehepaar wie Conrad und Anna Rettenbacher, die in den Büchern der Ortsgruppe San Francisco am 15. Januar 1932 als Übertritte aus Philadelphia geführt wurden? Gern gesehen waren sie in jedem Fall, denn als sie nicht einmal drei Jahre später in den Bergen Kaliforniens verunglückten, markierten „Die Naturfreunde, Inc. San Francisco" ihr Grab mit dem Vereinsnamen.[28]

Landesweit stieg die gesamte Mitgliederzahl von über 1000 in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre auf etwa 1200 um 1936.[29] Dabei ist der allgemeine Bekanntheitsgrad eher gering einzuschätzen. 1927 erwähnte ein Bericht der „New York Times" über die (internationale) Generalversammlung den amerikanischen Zweig mit keinem Wort, obwohl New York Sitz eines relativ mitgliederstarken Gaus war,[30] für den die Mitgliederzeitschrift für das Jahr 1931 zehn Ortsgruppen in drei Regionen ausweist.[31]

Als das bekannteste Naturfreundezentrum galt Camp Midvale, zu dem eine Internetquelle hilfreiche, wenn auch widersprüchliche Daten liefert. Als „The Highlands Natural Pool, Ringwood, New Jersey" feiert es gleichzeitig den 10. Geburtstag und

27 Pils (Anm. 10), S. 137.

28 Hrvoje Galic, Lonely Grave in the Sierra. Die Naturfreunde, in: http://www.stanford.edu/~galic/rettenbacher/naturfreunde.html (12. 1. 2006).

29 Gerald Schügerl, 80 Jahre Naturfreunde Österreich. Hrsg. von den Naturfreunden Österreich, Wien o. J. [1975], S. 20 f.

30 Nature-Loving Hiker Groups Now Extend All Over Europe, in: *New York Times*, 20. Februar 1927.

31 *Der Tourist. Zeitschrift für den Gau der Nordost- und den Gau der West-Staaten Amerika's*. Hrsg. vom Touristen-Verein „Die Naturfreunde" New York, Jg. 9 (1931), Nr. 4 (Juli/August): New York City [wohl als Stadt und als Bezirk!]; Syracuse; Paterson, N. J.; Rochester, N. Y.; Jersey City, N. J.; Newark, N. J.; Philadelphia (Philadelphia); Allentown (Philadelphia); Detroit, Michigan; Milwaukee, Wisconsin; Chicago, Illinois (mit einem Stadtheim!).

Camp Midvale, um 1950
(Quelle: Privatarchiv Groß)

skizziert eine Geschichte von 1935 bis 2005.[32] Ein faksimiliertes Dokument, „The Nature Friend", weist noch weiter zurück: "Eighteen years ago, in 1921, Camp Midvale was bought – another effort of the Nature Friends of America to establish permanent facilities for outdoor recreation. During the eighteen years of its existence, in spite of the difficulties inherent with such a venture, the camp has not only made steady progress but it has also become an important medium through which thousands of people have made their acquaintance with the Nature Friends and their ideology."[33]

Die meisten europäischen Naturfreunde wären 1939 mehr als erstaunt gewesen, hätten ihre Organisationen noch existiert, daß man sich trotz der Naturnähe bzw. Abgelegenheit des Lagers stolz zeigte auf Schlafräume mit abschließbaren Schränken, Elektrizität, Zentralheizung und örtliche Einkaufsmöglichkeiten. Für den Winter stand eine Eislauffläche, für den Sommer ein Schwimmbad zur Verfügung. Für Arbeitervereinigungen galten Sonderpreise. Die spezielle Attraktion sei das „[c]rystal clear drinking water from our new 212-foot well". Eine Wanderbeschreibung, die im Rahmen der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen des New Deal erstellt wurde, erwähnt auch verbandspolitische Eigenheiten: "It is run on a non-profit basis by the Nature Friends' Society, a labor organization, and is modeled after the numerous country resorts conducted by trade unions in Germany up until several years ago. The camp has many rustic bungalows, tennis courts, and a 400-foot open swimming pool. Frequented by trade unionists of all nationalities from nearby industrial towns of Paterson and Passaic, it is especially popular with Americans of German origin."[34]

In der Stadt New York befand sich der zentrale – gemeinsam mit Gewerkschaften, Unterstützungsvereinen, politischen und pädagogischen Einrichtungen genutzte –

32 Siehe http://www.geocities.com/highlands_pool/history04.htm?200531 (12. 1. 2006).

33 Ebd.

34 Tour 9a: The Wanque Reservoir and The Kanouse Mountain – Nature Friends Camp. A Guide To Its Present And Past. Compiled and Written by the Federal Writers' Project of the Works Progress Administration for the State of New Jersey American Guide Series, in: http://www.getnj.com/njags/tours/tour9awanaque.shtml (12. 1. 2006).

Treffpunkt im New York Labor Temple an der 84. Straße. Geführt wurde der Naturfreunde Touristen-Verein unter der Kategorie „Vergnügungs-Vereine", wie eine Abbildung in der „New-Yorker Volkszeitung" belegt.[35] In deren Jubiläumsnummer zum 50. Geburtstag 1928 findet man Einträge, daß sich die Naturfreunde Manhattans jeden vierten Donnerstag im Monat im Labor Temple und die Genossen aus New Jersey jeden Mittwoch im Newarker Labor Lyceum trafen. Den Grüßen zum Jubiläum schlossen sich, gemeinsam mit dem dortigen Arbeiterbildungsverein, Arbeiterchören, der Kranken- und Sterbekasse und der Arbeiter-Erholungsgesellschaft auch die Naturfreunde aus San Francisco an.[36]

In derselben Nummer gratulierte, von einer Anzeige begleitet, Walter R. Boelke aus New York der Zeitung und stellte den Verband unter dem Titel „Die ‚Naturfreunde' bilden ein Glied der Arbeiterbewegung" – in Form eines mit einer Werbemaßnahme verbundenen Grußwortes – ausführlich vor. Er begann die historische Begründung des Verbands mit einer intensiven Naturbeschreibung:

„Wenden wir einmal den Blick, und durchwandern wir im Geiste die Anfänge unserer Bewegung und ihrer ideologischen Entwicklung. Es war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, da einige Wiener Arbeiter sich gelegentlich an den Sonntagen trafen und hinaus, in ihre nächste Umgebung, die herrliche Bergwelt, zogen, wo unter blauem Himmel, in göttlicher Ruhe auf den Matten und an den Bergeshängen Myriaden duftender Blumen in verschwenderischer Pracht blühten, wo die Sonne zärtlich den heranbrechenden Tag und die Tautropfen an den Halmen küsste, so dass sie in den wunderbarsten Regenbogenfarben erstrahlten, funkelten und glitzerten; wo der scheidende Tag ein mattes Rot auf die schneebedeckten Kämme wirft, wo der Firn und der Gletscher donnerte, und wo der Schnee die Natur in ein schweigendes Märchenland verzauberte. In dieser freien Bergwelt fanden jene Arbeiter Freude, Zufriedenheit und Glück. Von hier aus brachten sie frische Kraft und jungen Mut in die Stadt, in ihre dumpfen Werkstätten zurück. Ihre Freude und ihre Liebe zu den herrlichen Schätzen der Natur war so gross und so rein, dass sie diese Freude nicht allein geniessen konnten [...]."

Eine deutliche politische Verortung folgt – wobei ausdrücklich Distanz zu Parteien gehalten wird. Diese seien zwar notwendig und wichtig, aber die Naturfreunde hätten trotz ähnlicher Grundorientierungen eigene und typische Aufgaben:

„Wir Naturfreunde sind eine Wander- und Kulturorganisation. Wir sind, wie bereits festgestellt wurde, bewusst proletarisch und sozialistisch. Gleich den politischen Arbeiter-Parteien und den sozialistischen Gewerkschaften gilt unser Kampf der Befreiung des Proletariats vom Joch der kapitalistischen Ausbeutung und der Errichtung einer kommunistischen Gesellschaftsordnung, welche allen werktätigen Menschen den gerechten Lohn ihrer Arbeit garantiert. Bis zu diesem Ziel ist jedoch noch

35 Abgedruckt in: Glimpses of the German-American Radical Press: Die Jubiläumsnummern der „New-Yorker Volkszeitung" 1888, 1903, 1928. Die Institution der deutsch-amerikanischen Arbeiterpresse in Chicago. Hrsg. von Dirk Hoerder und Thomas Weber, Bremen und Berlin 1985, S. 137; und bei Jodlbauer (Anm. 7), S. 45.

36 Glimpses of the German-American Radical Press (Anm. 35), S. 151 und S. 154.

ein weiter Weg und wir brauchen, um die kommenden, entscheidenden Schlachten schlagen zu können, körperlich frische und geistig klare Menschen, Wir Naturfreunde sind zu der Erkenntnis gelangt, dass wir uns dieses geistige Rüstzeug draussen in der Natur, auf unseren Wanderungen, holen können; denn wir haben unserm Wandern eine fest umrissene Richtlinie gegeben, nämlich Erziehungsarbeit am Menschen zu leisten. Unsere Erziehungsarbeit hat den Zweck, Menschen heranzubilden, die sich bewusst einsetzen für das Werden der neuen Gesellschaft. In unserem Wandern liegt somit ein Bekenntnis au einer neuen Lebensauffassung, einem neuen Gemeinschaftsgedanken und -sinn."

Daraus wurde der besondere Status der Naturfreundehäuser abgeleitet:

„Den höchsten Ausdruck proletarischen Gemeinschaftsgeistes und innerer Verbundenheit aber erblicken die Naturfreunde in der Errichtung einer eigenen Hütte, in der der ausgemergelte, lichthungrige Arbeiter seine Sonn- und Feiertage billig und angenehm verleben kann. Eine Naturfreundehütte ist das lokale Ziel einer jeden Ortsgruppe und fast alle grösseren Gruppen blicken heute mit stolzer Genugtuung auf das Werk ihrer Hände Arbeit; denn das ist die Aufgabe: Durch eigene Kraft! Wer einmal im Kreise dieser jungen und sich jung erhaltenden Menschen geschafft hat, der wird die Freude verstehen können, die aus den Augen lacht, wenn das Werk langsam aber sicher seiner Vollendung entgegengeht, Er wird fühlen, mit welchem Ernst, mit welchem Eifer diese Menschen, ob Bursche oder Mädchen, Mann oder Frau, für das Werden einer neuen Menschheit ringen. Hier in Amerika besitzen die Ortsgruppen New York, San Francisco, Oakland und Los Angeles bereits solche selbsterbauten Heime, und sie haben es verstanden, sich die schönsten Plätzchen zu sichern. Auch in Philadelphia, Chicago und Milwaukee sind bereits die Grundsteine für die kommenden Naturfreundehäuser gelegt."[37]

Weitere, derart umfassende amerikanische Quellen aus der Zwischenkriegszeit scheinen im deutschsprachigen Raum nicht überliefert zu sein. So finden sich selbst im eco-Archiv, dem wichtigsten Dokumentationszentrum der deutschen Naturfreunde, einzig drei Ausgaben der in New York herausgegebenen Mitgliederzeitschrift „Der Tourist. Zeitschrift für den Gau der Nordost- und den Gau der West-Staaten Amerika's Touristen-Verein ‚Die Naturfreunde'".[38]

Das letzte Heft läßt erkennen, wie sich der Verband – ähnlich wie in Teilen Deutschlands – polarisierte. Während die frühen Ausgaben der Zeitschrift noch einem allgemein humanistischen Anspruch huldigten, der mit der Idee einer neuen Avantgarde und dem Pioniergedanken den Naturfreunde-Gedanken gewissermaßen amerikanisieren wollte, debattierte man nach dem Schwarzen Freitag und in der Hochphase der Wirtschaftkrise in einem Text, „Vorwärts, Genossen", anläßlich der Gestaltung der Feiern zum 1. Mai über einen revolutionär-oppositionellen Anspruch (der vor allem in Philadelphia, aber auch in Chicago erhoben wurde). Man verwies auf die

37 Ebd., S. 142.

38 Nämlich die Nummern vom 1. Oktober 1923 (Jg. 1, Nr. 2), vom 1. Januar 1924 (Jg. 2, Nr. 1) sowie vom Juli/August 1931 (Jg. 9, Nr. 4).

unterschiedlichen Richtungen im Verband, betonte jedoch (anders als die deutsche Reichsleitung) die Legitimität kommunistischer Überzeugungen. So sei z. B. der zweite Schriftleiter der Zeitschrift ein Kommunist.

Die Texte im „Tourist" sind überwiegend auf Deutsch verfaßt – sicherlich ein Hindernis für die Außenwahrnehmung des Verbands. Selbst bei unpolitischen, sportlichen Erfolgen wie dem Gewinn olympischer Goldmedaillen durch die Naturfreunde Franz und Toni Schmid bei den Olympischen Spielen in Los Angeles, dürfte eine öffentliche Reaktion auf die Nature Friends ausgeblieben sein.[39] Auch die wenigen englischsprachigen Texte enden mit dem deutschen Vereinsgruß „Berg frei". Für die Jugend vorgesehene Sektionen allerdings benutzten durchgängig das Englische. Eine genaue Analyse dieser Sprachpolitik könnte vielleicht das Scheitern einer Öffnung für Nichtdeutschsprachige, die Differenzen zwischen den Eltern- und Kindergenerationen im Verband sowie Probleme der Nachwuchsrekrutierung erklären.

Durch die Sprachproblematik war die deutschsprachige Linke einem doppeltem Druck ausgesetzt. Einerseits überwachte die Zeitschriftenzensur nichtenglischsprachige Publikationen besonders.[40] Andererseits suchten die Parteien – insbesondere die Kommunistische Partei – sprachliche Vereinheitlichung und stellten Englisch als die gemeinsame Sprache aller Werktätigen heraus.[41] Dadurch kollidierten Organe wie die NYVZ oder Verbände wie die Naturfreunde in ihrem kulturellen Selbstverständnis mit Parteilinie(n). Aber auch anderweitig stellten die Nature Friends eine doktrinär eingeforderte Disziplin zugunsten einer relativen Eigenständigkeit in Frage. Die im „Tourist" von Juli/August 1931 angedeutete und in der NYVZ generell vertretene Linie ist – vielleicht der deutschen KPD(O) nicht unähnlich – die des Brückenschlags zwischen unterschiedlichen Positionen: "In other ways, the NYVZ set itself off from the contemporary Communists. Perhaps the most touching feature (certainly for the historian, but also likely for the contemporary reader) was the loving obituary, the tribute to long decades of faithful struggle. Karoline Ott, for instance, was lauded as 'eine treue, hingebungsvolle Proletarierin', perhaps the highest compliment from a

39 Bei den 10. Olympischen Spielen in Los Angeles erhielten die Brüder Franz und Toni Schmid am 14. August 1932 die Goldmedaille für die Erstbegehung der Nordwand des Matterhorns. Vgl. Wolfgang Bagger u. a., Chronik des Wanderns und Bergsteigens [...], in: Hundert Jahre Kampf um die freie Natur. Illustrierte Geschichte der Naturfreunde. Hrsg. von Wulf Erdmann und Jochen Zimmer, Essen 1991, S. 127–159, bes. S. 137.

40 Schon für das Jahr 1917 stellt Josef Jodlbauer fest: „Mit dem erfolgten Eintritt der USA in den Kampf, um ‚die Welt sicher zu machen für Demokratie' mußte sofort die Demokratie dieses Landes einen beschämenden Rückzug antreten. Nicht bloß, daß alle Mandatsträger der sozialistischen Partei im ganzen Lande als ‚Landesfeinde' erklärt und von der Ausübung ihrer Mandate ausgeschaltet wurden, gab es nun bald auch eine Rede- und Pressefreiheit für die Kriegsgegner überhaupt nicht mehr. Über alles Zeitungs- und Zeitschriftenwesen wurde bei der Postverwaltung eine Zensurstelle eingerichtet, die mit großer Rigorosität arbeitete. Zeitungen und Zeitschriften, die in einer anderen als der Landessprache erschienen, mußten vom ersten bis zum letzten Buchstaben (einschließlich der Inserate) in die englische Sprache übersetzt werden, und diese Übersetzung zur Einreichung kommen, bevor mit deren Ausgabe begonnen werden durfte und anderes mehr." Jodlbauer (Anm. 7), S. 140. Es wäre zu überprüfen, inwieweit diese Beobachtung auch für die 1920er und 1930er Jahre zutrifft.

41 Vgl. Paul Buhle, Marxism in the United States. Remapping the History of the American Left, London 1987, S. 128–134.

movement which believed ardently in its rank-and-filers. The most outstanding quality, manifest in the occasional special issues, was the historical sense of self, of immigrant memories both from old Germany – now vanished but still dear to memory – and from nineteenth-century America, equally long gone. Another striking feature [...] is the increasingly 'green' character of nature lore. The 'Friends of Nature, Inc.' (a hiking and nature-appreciation society, with its main camp in Midvale, New Jersey) came to dominate an increasing amount of space during the 1920s, the descriptions of past and forthcoming hikes a veritable manifesto on the eternal qualities which socialists should strive to understand."[42]

Wenige Jahre später wurden im nationalsozialistischen Deutschland auch die Naturfreunde verboten, ihre Häuser enteignet und viele Aktivisten verhaftet. Am 14. Februar 1934 zog die Regierung Dollfuß in Österreich nach, so daß die Zentrale von Wien nach Zürich verlegt werden mußte. Zwischen 1933 (Deutschland) und 1943 (Ungarn) wurden so gut wie alle nationalen Verbände verboten. Abgesehen von in der Illegalität arbeitenden europäischen Gruppen existierten gegen Kriegsende nur noch zwei Landesorganisationen, in der neutralen Schweiz mit 13 000 Mitgliedern und 75 Häusern und in den USA mit 1700 Mitgliedern und 10 Häusern.[43] Illegale Kontakte dürften zu den amerikanischen Genossen weiter bestanden, und diese – wie schon nach dem Ersten Weltkrieg – finanzielle Solidarität geleistet haben: „Die Naturfreunde Internationale schrumpfte während des Zweiten Weltkriegs auf wenige tausend Mitglieder. Offene politische Arbeit war in ganz Europa, selbst in der Schweiz unmöglich. Die Internationale konnte nur durch Spenden und Hilfe der amerikanischen Genossen erhalten werden. Die Bewegung selbst erhielt sich durch die vielen Mitglieder, Sozialdemokraten. Sozialisten und Kommunisten, am Leben – gemäß dem Wort von Mateotti: ‚Und sie töten den Geist nicht, ihr Brüder'."[44]

Die vierziger und fünfziger Jahre: Verfolgung und Spaltung

Eine zunehmende interne Föderalisierung nach dem Zweiten Weltkrieg förderte die Auflösung des „Weltverbands" hin zu einer „Internationale" mit starken Mitgliedsländern. Ab 1950 existierten zentrale Zeitschriften in deutscher und französischer Sprache. Das langfristige Ziel eines mehrsprachigen internationalen Organs neben den Länderpublikationen konnte allerdings nicht realisiert werden.[45] Überschattet wurden die organisatorischen Dezentralisierungsbestrebungen von den Polarisierungen des Kalten Kriegs: „Auf der im April 1948 stattfindenden internationalen Präsidenten-

42 Paul Buhle, Ludwig Lore and the New Yorker Volkszeitung. The Twilight of the German-American Press, in: The German-American Radical Press. The Shaping of a Left Political Culture, 1850–1940. Hrsg. von Elliott Shore, Ken Fones-Wolf und James P. Danky, Urbana und Chicago 1992, S. 168–181, bes. S. 174 f.

43 Birkert (Anm. 8), S. 46; auch Lampasiak, Gruber und Pils (Anm. 1), S. 42.

44 Pils (Anm. 10), S. 147.

45 Birkert (Anm. 8), S. 43.

konferenz wurde dann über die Strukturen der neuen Naturfreunde Internationale beraten. Es erfolgte eine Abkehr von der Organisationsform eines weltumspannenden Gesamtvereins zugunsten eines Netzes selbständiger Landesorganisationen. Die Zentrale, die zwischen 1934 und 1945 im Schweizer Exil die Organisation am Leben erhalten hatte, bekam die Funktion eines internationalen Dachverbands zugewiesen. Aber auch die Grundzüge der neuen Bewegung wurden inhaltlich umrissen: Es sollte eine touristisch-kulturelle Vereinigung auf dem Boden der sozialistischen Arbeiterbewegung ohne parteipolitische Ausrichtung geschaffen werden. Deutschland wurde wieder in die Internationale aufgenommen. Unter dem Eindruck der Errichtung kommunistischer Regierungen in Osteuropa und im Osten des geteilten Deutschlands erfolgte beim ersten NFI-Kongreß 1950 in Celerina eine deutliche Abgrenzung gegenüber dem Kommunismus."[46]

Verstärkt wurden antikommunistische Einflüsse besonders bei den deutschen und österreichischen Naturfreunden durch den Beitrag der USA zur Befreiung vom Faschismus und deren Unterstützung beim Wiederaufbau. In den Besatzungszonen unterlag alle Vereinstätigkeit einer strengen Überwachung, doch die Amerikaner schienen flexibler und offener zu reagieren als die Franzosen und die Briten. Dies wirkte um so mehr, als die Naturfreunde in der sowjetischen Besatzungszone mit anderen kulturellen und sportlichen Verbänden verschmolzen wurden, also nicht mehr eigenständig existierten.

Bereits am 30. Oktober 1945 erschien auf der Titelseite der „Frankfurter Rundschau" eine Botschaft des amerikanischen Ost-Gaus. Dessen Obmann, Georg Schmidt, stellte den antifaschistischen Beitrag der US-Naturfreunde im Krieg heraus und bat die Behörden um Unterstützung beim Wiederaufbau der deutschen Organisation:

„Mit Schmach haben wir Naturfreunde in Amerika die Ereignisse in Europa verfolgt. Wir mußten sehen, wie unsere stolze Naturfreunde-Internationale von 215 000 Mitgliedern durch Hitler-Terror und brutalen Faschismus auf ungefähr 15 000 Mitglieder zusammenschmolz. All die vielen Hütten und Ferienheime wurden von den Faschisten gestohlen, die vielen Landessektionen wurden von Hitlers Blitzkrieg und seiner Kriegsmaschine zermalmt.

[...] Mit umso größerer Freude begehen wir jetzt den 50. Geburtstag unserer Organisation, nachdem das Massenmorden aufgehört hat, der Faschismus vernichtet ist und die Demokratie wieder regieren wird. Auch ihr ehemaligen Naturfreunde habt wieder die Möglichkeit, euch erneut zusammenzuschließen und unsere Ideale neu aufzubauen. Wir sind uns bewußt, daß im Augenblick noch große Probleme wie Wohnung und Ernährung näherstehen, aber der Naturfreundegedanke wird neu aufleben.

[...] Naturfreunde, Arbeitersportler, Gewerkschaftler, d.h. die gesamte Arbeiterbewegung geeint kann wieder ein demokratisches Deutschland aufbauen. Wir amerikanischen Naturfreunde appellieren daher an die ehemaligen Naturfreunde, ihr Bestes zu tun, um unsere Organisation wieder in Gang zu setzen und sich wieder in Besitz der Hütten zu setzen.

46 Pils (Anm. 10), S. 151 f.

[...] Ahmt dies überall nach. Wir selbst haben beim amerikanischen Kriegsministerium und Außenminister ein Gesuch eingereicht, der Gründung von Naturfreundegruppen keine Hindernisse in den Weg zu legen und ihnen das Eigentum zurückzuerstatten. Wir werden auch finanziell zum Wiederaufbau der Naturfreunde unser Scherflein beitragen. Wir wünschen euch dazu vielen Erfolg und grüßen mit herzlichem ‚Berg frei!'."[47]

Für die Ortsgruppe Offenbach dankte Willy Buckpesch am 14. Dezember 1945. Im Wortlaut Karl Volkerts Gedicht nicht unähnlich schloß er: „Wir gehen an die Arbeit, und unser Gruß ‚Berg frei' schalle über den weiten Ozean als Zeichen des Verstehens und der Freundschaft."[48]

Das im „Dritten Reich" nur verdeckt weitergeführte Vereinsleben wurde wieder öffentlich. Man bemühte sich um die Restitution enteigneter Häuser und wagte, sich wieder politisch zu äußern. Buckpeschs Offenbacher Gruppe z. B. rief zu Veranstaltungen auf, organisierte Konferenzen und Jugendtage und beteiligte sich an 1.-Mai-Kundgebungen. Dies im Rahmen enger Grenzen: „Dabei mußten wir bei den Programm-Genehmigungen durch die amerikanische Militärregierung oft einige Tricks anwenden. So umschrieben wir das Lied – ‚Die Internationale' – mit ‚Wacht auf' (Morgenlied) und bekamen dann leichter die Genehmigung."[49]

Andernorts wurde die Zurückhaltung noch deutlicher. Man gab sich als Weltbürger für den Völkerfrieden, verwies kaum auf eine eigene, sozialistische Kultur und versuchte, sich mit den Besatzungsmächten zu arrangieren. Anläßlich einer Feierstunde zur Wiederzulassung in Baden am 16. Dezember 1945 – publiziert unter der Lizenz „U-S-W1062" – lobte Heinrich Coblenz die internationale Solidarität und die positive Rolle der USA:

„Wir richten unsere Blicke aber auch über unsere Grenzen, hinüber zu unsern Wandergenossen in Frankreich, in der Schweiz, in Österreich, Holland und Belgien, und gedenken in dieser Stunde unsres Zentralvereins, der sein 50jähriges Bestehen dieses Jahr feiern konnte. Wir danken da unsern Freunden in Amerika für ihre Botschaft in der Frankfurter Rundschau wie auch im Radio.

Ein Jahr ist seit der Wiederaufnahme unserer Vereinstätigkeit verstrichen. Nicht nur in der amerikanischen, sondern auch in der französischen Zone Badens ist die Bewegung zugelassen und entwickelt sich überaus rührig. Bereits hat am 1./2. Juni 1946 unsere Gauversammlung getagt und sich über Zonengrenzen hinweg zur Zusammenarbeit bekannt. Die Fäden zu unserm Zentralverein in der Schweiz sind geknüpft. Bald werden wir wieder ein Glied der internationalen Naturfreunde sein."[50]

47 Georg Schmidt, Botschaft an die Naturfreunde!, in: *Frankfurter Rundschau*, Jg. 1 (1945), 30. Oktober 1945, S. 1.

48 Willy Buckpesch, Im Zeichen der Freundschaft, ebd., 14. Dezember 1945, S. 2.

49 Helmut Buckpesch, „Kinder der Arbeit". Neubeginn im Nachkriegs-Offenbach, in: Wir sind die grüne Garde. Geschichte der Naturfreundejugend. Hrsg. von Heinz Hoffmann und Jochen Zimmer, Essen 1986, S. 193–202, hier S. 200.

50 Abgedruckt in: Heinrich Coblenz, Geschichte der badischen Naturfreunde, Karlsruhe 1947, S. 142 bis 148, hier S. 147 f.

Unter praktischem Blickwinkel waren die Besatzungskräfte geradezu lebenswichtig. So schrieb Kurt Hahn – später Bundesjugendleiter und -sekretär – im Hinblick auf deren Unterstützung der Nürnberger Naturfreundejugend:

„Das Jahr 1946 ließ nur eine örtliche [statt regionale und landesweite] Arbeit zu. Die amerikanische Militärregierung gab gesetzlich einen sehr engen Rahmen für deutsche Verbände. Verlangt wurde parteipolitische Neutralität. Diese ‚Neutralität' ist noch heute in vielen Satzungen verankert.

[... Die Amerikaner] halfen uns mit Zelten, Lebensmitteln und Fahrzeugen. Eines Tages hörten wir, daß in dem Luftschutzbunker bei der Christuskirche Skier und Skistiefel in großen Mengen aus Wehrmachtsbeständen lagerten. Wir sprachen mit Major Selzer und schon gehörten sie uns. Mit weißer Tarnfarbe gestrichen, unheimlich schwer und ohne Stahlkanten – aber wir hatten Brettl und Schuhe.

Als wir später das erste große Zeltlager im Püttlachtal bei Pottenstein planten, waren es wiederum die Amis, die Zelte, Feldbetten, Decken und Verpflegung zur Verfügung stellten und diese Dinge auch von Nürnberg in die Fränkische Schweiz brachten und wieder abholten."[51]

Vom logistischen Nutzen des Militärs berichtet ebenso das im August 1946 wieder zugelassene württembergische Mitteilungsblatt „Aufstieg" anläßlich einer „Fahrt nach Alt-Heidelberg mit dem US-Lastwagen der Lauffener Jugendgruppe 1947".[52] Die Münchner Naturfreunde, im Januar 1946 von der US-Administration anerkannt, nutzten beim Bau einer ihrer Hütten für insgesamt 31 Fahrten amerikanische Militärfahrzeuge.[53] In Backnang ermöglichte erst das amerikanische Revisionsgericht aus Nürnberg, daß das von einem SA-Obersturmführer 1936 übernommene Sechselberghaus gegen vielfältige *deutsche* Widerstände nach fünfjährigem Rechtsstreit wieder in Naturfreundebesitz übergehen konnte.[54] In der amerikanischen Zone stellte im April 1947 die erste Interzonenkonferenz in Frankfurt am Main die Weichen für den Wiederaufbau einer deutschen Gesamtorganisation.[55] Andernorts, so im zonenübergreifend verwalteten Berlin, mußte die Zulassung selbst regionaler Organisationen bis 1949 warten.[56]

Schon zur ersten schwäbischen Landeskonferenz nach Wiederzulassung registrierte Emil Birkert auch Konflikte der amerikanischen Genossen mit ihrer eigenen

51 Kurt Hahn, Ausgangspunkt Nürnberg, in: Wir sind die grüne Garde (Anm. 49), S. 171–180, hier S. 174.

52 Ebd., S. 217.

53 Günter Denzl, Sylvia Schlund und Ingeborg Wagner, Festschrift 100 Jahre Naturfreunde Deutschlands Bezirk München e. V. Hrsg. von den Naturfreunden Deutschlands, Bezirk München, München 2005, S. 50.

54 Birkert (Anm. 8), S. 187–190.

55 Vgl. Christiane Dulk, Neubeginn, in: Mit uns zieht die neue Zeit. Die Naturfreunde. Zur Geschichte eines alternativen Verbandes in der Arbeiterkulturbewegung. Hrsg. von Jochen Zimmer, Köln 1984, S. 118–140, hier S. 123.

56 Oliver Kersten, „Laßt weit zurück die Stätten eurer Fron!" Kontinuitäten und Brüche in der Naturfreundebewegung in der Region Berlin-Brandenburg von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Diss., FU Berlin 2004, S. 259.

Regierung – sein Gewährsmann war derjenige, dem die deutsche Organisation für seinen Brief an die „Frankfurter Rundschau" Dank schuldete:

„Zur ersten Landeskonferenz erreichte uns ein Telegramm der amerikanischen Naturfreunde und schon im Oktober 1945 erhielten wir eine Botschaft des Landes-Obmannes Schmidt aus New York, in dem er uns berichtete, was die amerikanischen Naturfreunde im Kampf gegen den Faschismus getan hatten. Sie reihten sich in die Wehrmacht ein und leisteten Überstunden, um das Kriegsmaterial herzustellen, beteiligten sich an zivilen Verteidigungs-Organisationen, führten eigene Kampagnen für Kriegsanleihen durch und unterstützten das Rote Kreuz mit Geld- und Blutspenden. Die Ortsgruppen des Ostens und Mittelwestens von Nordamerika sandten über 1000 Pakete mit Kleidern und Lebensmitteln an deutsche Naturfreunde.

Im Dezember 1947 wurde in [den] USA durch den Justizminister eine Liste von 132 Organisationen veröffentlicht, die wegen umstürzlerischem Charakter verboten wurden. Unter diesen Organisationen befanden sich auch die Naturfreunde, obwohl keinerlei Verhör[e] durchgeführt, keinem der führenden Funktionäre die Möglichkeit gegeben wurde, sich zu verteidigen, um Zweck und Ziel unserer Organisation klarzustellen."[57]

Es ging um folgenden Eintrag:

"Nature Friends of America.

Cited as a subversive and Communist organization since 1935. *(Attorney General Tom Clark, letters to Loyalty Review Board, released December 4, 1947, and September 21, 1948.)*"[58]

Offenbar seit 1935 (und ohne erkennbare Differenzierung in „Ost" und „West") war die Organisation ins Aktionsfeld antikommunistischer Hysterie geraten – durch bloße Beschuldigungen und ohne konkrete Begründungen. Dies geschah unabhängig davon, daß ein Großteil des Vereinslebens unpolitisch und selbst politische Aktivitäten parteiübergreifend waren, zu einer Zeit, als der Bericht des (sozialdemokratisch geprägten) Zentralausschusses in Zürich frühere Unterschiede und Spannungen zwischen den amerikanischen Gauen und mit der Internationale als überwunden betrachtete: „1939 gelang es, zwischen den beiden Gauen Ost und West in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Einigung zu erzielen, so daß seither eine Landesleitung Amerika mit Sitz in New York ihre Funktionen ausübt. Die Zusammenarbeit der neuen Landesleitung mit dem Zentralausschuß ist ersprießlich."[59]

Die Arbeit in beiden Gauen ging zunächst weiter und trotz der sich andeutenden Krisen konnte ein neues Naturfreundehauses bei Boyertown eröffnet werden, das den Namen „Pennsylvania Dutch Day" erhielt.[60] Lang genutzt wurde es wohl nicht. Selbst

57 Birkert (Anm. 8), S. 114.

58 Guide To Subversive Organizations and Publications (and Appendixes). Revised Ed. December 1th, 1961. Hrsg. vom Committee on Un-American Activities, Washington, D.C., 1961, S. 124.

59 *Der Naturfreund*, 1940, S. 3; zit nach: Lampasiak, Gruber, und Pils (Anm. 1), S. 44.

60 Ebd., S. 45.

Camp Midvale, die früher so zentrale Freizeiteinrichtung der New Yorker Ortsgruppe, ging auf verschlungenen Wegen in andere Hände über. Noch unter der Ägide der Nature Friends wurde es 1947 wegen seiner antirassistischen Politik zum Ziel von Angriffen nach dem Muster des Ku-Klux-Klan, wie die „New York Times" berichtete: "A fiery cross, made of saplings covered with gasoline-soaked burlap, was hoisted tonight up the metal flagpole on the grounds of the Nature Friends Camp, a summer holiday resort for whites and Negroes at Stonetown near here, by some unidentified persons who left a crude message threatening Communists."[61]

Die spätere Geschichte des Hauses ist unklar, auch wenn sich die Naturfreunde-Idee dort wieder einfindet: Eine Ethical Culture Society übernahm es 1968 als ökologisches Beispielprojekt.[62] Es scheint sowohl Ökozentrum wie freie Alternativschule gewesen zu sein.[63] Seit 1974 wird es als Weis Ecological Center betrieben.[64]

Unabhängig von ihrer parteiübergreifenden Linie erfaßte die Nature Friends also der Sog des House of Anti-American Activities Committee (HUAC), einer institutionellen Struktur politischer Verfolgung, die als McCarthyism notorisch wurde. Das HUAC sollte ursprünglich kommunistische wie faschistische Tätigkeiten beobachten; nach dem „Smith Act" von 1940 richtete es sich vor allem gegen politisch unerwünschte „aliens" (Fremde im legalistischen Sinn).[65] Für die Auflösung des Ost-Gaus besonders bedeutsam ist der „McCarran Act" oder „Internal Security Act" vom 23. September 1950, der forderte, „subversive" Organisationen der Kontrolle eines Subversive Activities Control Board zu unterwerfen. Er differenzierte nach drei Kategorien des Subversiven: die Kommunistische Partei der USA (KPUSA), ihre „Frontorganisationen" und sogenannte infiltrierte Organisationen. Die Zuordnung der Naturfreunde blieb vage, denn es ging nicht um deren Verbot, sondern offenbar um die Einschüchterung der Mitglieder und Sympathisanten.

Der amerikanische Historiker Howard Zinn beschreibt das Umfeld, in dem McCarthy und seine Helfer die Nature Friends wahrnahmen: "Truman's executive order on loyalty in 1947 required the Department of Justice to draw up a list of organizations it decided were 'totalitarian, fascist, communist or subversive [...] or as seeking to alter the form of government of the United States by unconstitutional means.' Not only membership in, but also 'sympathetic association' with, any organization on the Attorney General's list would be considered in determining disloyalty. By 1954, there were hundreds of groups on this list, including, besides the Communist party and the Ku Klux Klan, the Chopin Cultural Center, the Cervantes Fraternal Society, the Committee for the Negro in the Arts, the Committee for the Protection of the Bill of Rights,

61 Fiery Cross in Jersey, in: *New York Times,* 14. August 1948, S. 14.

62 Andy Lanset, Nature Friends of America, in: Encyclopedia of the American Left. Hrsg. von Mari Jo Buhle, Paul Buhle und Dan Georgakas, New York 1990, S. 512.

63 Siehe http://www.lists.village.virginia.edu/lists_archive/sixties-l/0365.html (12. 1. 2006).

64 Siehe http://www.geocities.com/highlands_pool/history04.htm?200531 (12. 1. 2006).

65 Siehe McCarthyism. The Great American Red Scare. A Documentary Record. Hrsg. von Albert Fried, New York 1997.

the League of American Writers, the Nature Friends of America, People's Drama, the Washington Bookshop Association, and the Yugoslav Seaman's Club."[66]

Demgegenüber führte die relative Unabhängigkeit des Verbandes innerhalb der amerikanischen Linken, sein besonderer „deutscher" Vereinscharakter und vielleicht auch seine geringe Größe dazu, daß er der parteioffiziellen Geschichtsschreibung der KPUSA – die doch angeblich Auftraggeber war – keiner Erwähnung wert ist.[67] Solidarische Unterstützung scheint von dieser Seite zumindest offiziell nicht gekommen zu sein.

Inwiefern konkrete Verbandsaktionen dazu geführt haben, daß die Naturfreunde observiert und verfolgt wurden, ist nicht klar. Die Unterlagen in der Tamiment Library belegen wohl, daß sie tätig wurden im Fall der Scottsboro Boys (einer Gruppe schwarzer Jungen, denen Vergewaltigung vorgeworfen wurde), bei der Verteidigung der Rosenbergs (einem Ehepaar, daß wegen Spionage für die Sowjetunion zum Tode verurteilt worden war) und in der Abraham-Lincoln-Brigade (die im Spanischen Bürgerkrieg gegen Franco kämpfte).[68] Die Quellen deuten darauf hin, daß die Aufnahme der Naturfreunde in die Liste des Generalstaatsanwalts Austritte und Auflösungen von Ortsgruppen nach sich zog.[69] Und persönliche Erinnerungen zeigen, wie bis in die fünfziger Jahre hinein die Mitgliedschaft durchaus zum Kündigungsgrund z. B. im akademischen Bereich geriet – dies auf der Grundlage einer Sippenhaftung und selbst in Regionen, in denen der Verband gar nicht aktiv war: "I remember I was living a good part of that period in Atlanta, Georgia, and in order to continue teaching at Georgia State University, a friend of mine had to sign an oath in which he swore not only that he was not a member of a long list of different organizations, including the Yugoslav Seamen's Club and Nature Friends of America, but that no relative of his had been a member of these organizations."[70]

Um die Mitte der fünfziger Jahre begannen sich die Angriffe abzuschwächen. In einem 1956 vor dem Obersten Gerichtshof verhandelten Fall stellte sich die Mehrheit der Richter gegen die herrschende Praxis, daß die Mitgliedschaft in einer „subversiven" Organisation allein ausreichte, um Angestellte aus der öffentlichen Verwaltung zu entlassen. Drei diese Mehrheitsentscheidung nicht teilende Richter bezogen sich ausdrücklich auf die Naturfreunde: Wer mit ihnen sympathisierende Kontakte aufrechterhielt und für sie Geld spendete, sollte nicht wieder in seinen Beruf eingesetzt werden.[71]

Der öffentlichkeitswirksame Fall führte dazu, daß der Verband – vermutlich einmalig – in der amerikanischen Massenpresse auftauchte. Die „New York Times" und

66 Howard Zinn, A People's History of the United States, London 1980, S. 424.

67 Sie bleiben z. B. unerwähnt in: Highlights of a Fighting History. 60 Years of the Communist Party USA. Hrsg. von Philip Bart, New York 1979.

68 Lanset (Anm. 62), S. 512.

69 Ebd.

70 Siehe http://www.cadaverpolitik.com (31. 5. 2005). Zum Zeitpunkt der Überprüfung der Zitate war diese Quelle wegen einer Überarbeitung nicht zugänglich.

71 Minderheitsvotum zur Entscheidung des Supreme Court 351 U. S. 536 [1956].

das „Time Magazine" berichteten 1956, daß Kendrick M. Cole an Naturfreundeveranstaltungen teilgenommen habe, deswegen von seinem Posten bei der Drogenbehörde in New York entlassen worden und schließlich freigesprochen worden sei.[72] Auf den Fall berief sich James Kutcher, Aktivist der Socialist Party of America, wodurch Coles Freispruch zum Präzedenzfall avancierte. Kutcher, dem militärische Pensionsansprüche gestrichen werden sollten, beschreibt dies in seinen Erinnerungen mit folgenden Worten: "On June 11, the Supreme Court ruled in the case of Kendrick M. Cole, who had been fired from the Federal Food and Drug Administration because of alleged association with the Nature Friends of America, which was on the attorney general's list, that the procedures used in the 'loyalty' purge were illegal when used against government workers in 'nonsensitive' jobs."[73]

Aber selbst wenn einzelne Mitglieder nicht mehr verfolgt wurden überstand die Organisation die Semiillegalisierung nicht. Beigetragen dazu hat möglicherweise, daß der Gau Ost weder die Unterstützung der kalifornischen noch der europäischen Naturfreunde erhielt. Die (sozialdemokratisch orientierte) Zentrale in Zürich jedenfalls stellte die Trennung der Gaue Nordamerikas schon früh als eine ideologische dar, sympathisierte mit dem kalifornischen Verbandsteil und sah die Schuld eindeutig bei jenen „Leuten, die keinen Unterschied machten zwischen einer politischen Partei und der Naturfreundebewegung, die ja kulturelle, sportliche und erzieherische Aufgaben hat. Das führte schon frühzeitig zu Differenzen zwischen den Ortsgruppen des Westens und des Ostens: denn im Westen Amerikas hatte sich unabhängig vom Osten ebenfalls eine Bewegung entwickelt. So gelang es auch erst nach großen Mühen und vielen Verhandlungen, eine einheitliche Landesorganisation in Amerika zu schaffen, gebildet aus den drei Gauen Osten, Westen und Mittelwesten.

Es war am 9. Juli 1940, als sich in den Rocky Mountains, dem amerikanischen National-Naturschutzpark, 85 Delegierte und Gäste aus 15 Ortsgruppen erstmals trafen, um gemeinsame Fragen der Naturfreundebewegung zu behandeln. Der Tagungsort lag ungefähr in der Mitte des amerikanischen Kontinents, und trotzdem hatten die Delegierten einige tausend Kilometer zurückzulegen, um sich hier zu treffen. Es wurden eine Reihe von Resolutionen über die zukünftige Arbeit gefaßt, und man glaubte, den Grundstein zu einer Aufwärtsentwicklung gelegt zu haben. Aber leider verfolgten die führenden Leute in New York ihre Parteipolitik weiter, was dann zur Spaltung der Bewegung führte, da die Regierung die Naturfreunde als eine jener Organisationen erklärte, die unzuverlässig, das heißt kommunistisch verdächtig seien. Die Ortsgruppen im Westen lösten sich wieder von der Landesleitung im Osten. Die eigenen Ortsgruppen im Osten fielen von der Landesleitung ab; denn jede wollte auf ihre Art retten, was zu retten ist. Alle Versuche von einsichtigen Genossen, alle Einwände und

72 Vgl. Security Program Setup Is Due For Some Changes, in: *New York Times*, 17. Juni 1956, S. 176; *Time*, 25. Juni 1956 (auch bei: http://www.time-proxy.yaga.com/time/archive/preview/0,10987,824245,00.html [12. 1. 2006]).

73 Siehe http://www.soc.umn.edu/~samaha/cases/legless_veteran.html (12. 1. 2006).

Ratschläge des Zentralausschusses wurden in den Wind geschlagen. Die Differenzen wurden unüberbrückbar, bis sich die Landesleitung selbst auflösen mußte."[74]

Generalsekretär Hans Weltis Bericht auf der Züricher Sitzung des Hauptausschusses der NFI Ende 1952 verdeutlicht die Wirrnisse regionaler und politischer Einschätzungen: „Heute hat es [den] Anschein, als ob sich der Gau Ost, in welchem sich die Landesleitung (New York) befindet, von der Landesleitung losgesagt hat. Während sich eine Ortsgruppe aufgelöst hat, versuchen andere im Gau West (San Francisco) unterzukommen."[75]

Noch aber glaubten die amerikanischen Naturfreunde an eine generelle Überwindung der Blockstrukturen – zumindest in Europa. So schrieb Georg Schmidt an Hans Frank: „Im allgemeinen hört man nur immer Klagen, daß die Naturfreunde leider in der russischen Zone nicht erlaubt waren und daß es wie Böswilligkeit der Russen aussieht, keine Erlaubnis zu geben. Oftmals dachte ich mir schon, daß andere Gründe vorlagen, denn in Ungarn, welches doch auch hinter dem eisernen Vorhang liegt, waren die Naturfreunde erlaubt [...]. Es freut mich, daß jetzt auch in der Ostzone die Naturfreundebewegung ins Leben gerufen wird, und zwar scheint mir Euer Weg der einzig richtige zu sein.[76]

Schmidts blocküber greifender Ansatz scheiterte. Auch ein Bericht zum Treffen der Naturfreunde-Internationale 1954 beantwortete die Frage nach der Schuld am innerамerikanischen Konflikt durch Parteinahme zu Ungunsten von „Amerika Ost": „Der endgültige Zerfall der Ortsgruppen Amerika-Ost ist nun Tatsache. Er überrascht keineswegs; die politische Wühlarbeit der linksextremistischen Elemente hat ihr Ziel erreicht. [...] Einige Ortsgruppen sowie Einzelmitglieder im Osten wandten sich an den Western-District betreffs Anschluß. Dieser Punkt beschäftigte wiederholt die Versammlungen mit dem Resultat, daß sich der Westen infolge der Gefahr, auf die subversive Liste zu kommen, von diesem Verhalten distanzierte."[77]

Deutlich benannt wurde Furcht als Grund für die kalifornische Zurückhaltung sowie die vorgeblichen oder tatsächlichen Selbstauflösungen im Osten und Mittelwesten: „Die ehemaligen Ortsgruppen des Ostens", so der Naturfreunde-Historiker Gerald Schügerl, „wurden zu Wanderklubs oder schlossen sich anderen Dachorganisationen an. Die Ortsgruppe Syracuse wurde zu ‚Forky's Pond Outdoor Club', Chicago zu ‚Midwest Campers', Milwaukee zu ‚Friends of Nature' und New York zur ‚Metropolitan Recreation Association'."[78] Die Rekonstruktion des Schicksals der ehemaligen Ortsgruppen und ihrer Mitglieder im früheren Ost-Gau werden durch solche Namensänderungen erheblich erschwert.

74 Albert Georgi-Valtin, Die Naturfreundebewegung in Amerika. Naturfreunde im Osten Amerikas, in: Denkschrift zum 60jährigen Bestehen des TVdN (Anm. 18), S. 86–87; 86. Dies ist die einzige Quelle, in der von drei Gauen die Rede ist. In der Regel wurden der Osten und der Mittelwesten zusammengefaßt.

75 Zit. nach Lampasiak, Gruber und Pils (Anm. 1), S. 49.

76 Zit. bei Oliver Kersten, Zeittafel zur Geschichte der Naturfreunde in Berlin-Brandenburg von 1945 bis 1953, Berlin o. J.; Eintrag zum 20. März 1948.

77 Zit nach Schügerl (Anm. 29), S. 164.

78 Ebd.

Die Erosion von „Amerika-Ost" spiegelt sich in den Mitgliederzahlen. Walter Wieland, ein Zeitzeuge, der von 1925 bis 1927 bei den Naturfreunden in Chicago aktiv war und dann nach Deutschland zurückkehrte, fand seine alte Ortsgruppe 1952 auf einen „kümmerlichen Rest geschrumpft" und völlig überaltert vor.[79] Emil Birkert zählte noch 1943 in den USA etwa 1700 Mitglieder und 10 Naturfreundehäuser;[80] im Jahresbericht der NFI für 1956, also in der Spätphase der McCarthy-Ära und einige Jahre nach Celerina, war der Mitgliederstand dann mehr als halbiert.[81]

1957 wurde das Organ der NFI, „Der Naturfreund", in den USA noch von 250 Mitgliedsfamilien bezogen. Die englischsprachige Zeitschrift „Nature Friends" bediente die Mitglieder vor Ort,[82] doch mit den wenigen verbliebenen Einzelmitgliedern aus „Amerika Ost" blieb der Kontakt eher sporadisch: „Mit dem Osten des Landes, der keine organisatorisch zusammengefügte Naturfreunde-Organisation mehr hat, sind wir noch in Verbindung mit einzelnen, alten Funktionären. So geht unser internationales Organ in je einigen Exemplaren nach New York, Midvale, Wanaque, Cicero, Syracuse und nach Rochester."[83]

Umstritten ist, wie es konkret zur Auflösung der Naturfreunde außerhalb Kaliforniens gekommen war. Noch 1975 bemerkte die Jubiläumsnummer der deutschen Mitgliederzeitschrift „Wandern und Bergsteigen" etwas verschämt, daß 1950 in Celerina zwar „Amerika-West" vertreten, aber „Amerika-Ost" lediglich entschuldigt war.[84] Anders klingt es, wenn Jochen Zimmer feststellt, daß anläßlich dieses Treffens „[d]ie mehrheitlich kommunistischen Nationalverbände, der Gau USA-Ost und die französische ‚Fédération Sportive Gymnique du Travail (FSGT)' [...] faktisch aus der NFI ausgeschlossen" wurden; „ein Aufnahmeersuchen der ungarischen Naturfreunde wird abgelehnt".[85] In dieser Lesart wirkten der rabiate Antikommunismus eines McCarthy und die Aktivitäten der NFI bei der Eliminierung des amerikanischen Verbands außerhalb Kaliforniens in zufälliger, aber durchaus effektiver Weise zusammen.

79 Walter Wieland an Wulf Erdmann, 8. September 1986. Dieser Brief sowie 32 Fotos aus der Zeit zwischen 1925 und 1952, zentrale Bilddokumente zur Geschichte der Naturfreunde im Mittelwesten, befinden sich im eco-Archiv.

80 Birkert (Anm. 8), S. 45–46.

81

Jahr	Amerika-Ost	Amerika-West
1951	855	682
1952	633	685
1953	—	715
1954	—	703
1955	—	686
1956	—	695

Jahresbericht der NFI 1956, Zürich 1956, S. 18.

82 Schügerl (Anm. 29), S. 146 und 149.

83 Jahresbericht der NFI 1956, Zürich 1956, S. 24.

84 Albert Georgi-Bader, Zeiten der Bewährung, in: *Wandern und Bergsteigen. Zeitschrift der deutschen Naturfreunde*, Jg. 22 (1970), H. 3, S. 10–12, hier S. 12.

85 Jochen Zimmer, Das Abseits als vermiedener Irrweg, in: Wir sind die grüne Garde (Anm. 49), S. 93 bis 170, hier S. 107.

Von den sechziger Jahren in die Gegenwart

Seit Celerina beschränkt sich – von Einzelpersonen abgesehen – die Geschichte der US-Naturfreunde auf Kalifornien, dessen drei Ortsgruppen Wieland noch in den frühen fünfziger Jahren „ein reges Leben" bescheinigte. Dies bestätigt auch J. L. Behmer, der (obwohl aus Pennsylvania) als amerikanischer Vertreter bei der NFI-Tagung 1975 referierte: „Ich wohne in Schwenksville (PA), ich bin Mitglied der kalifornischen Naturfreunde. 1920 bin ich in Wien dem TVN beigetreten, später ausgewandert, dann war ich 20 Jahre Präsident der Ortsgruppe New York. Leider sind alle Ortsgruppen des TVN im Osten der USA mit Beginn des Zweiten Weltkrieges durch die amerikanischen Behörden aufgelöst worden. Von den ehemaligen Mitgliedern der Ortsgruppen New York, Chicago, Boston, Philadelphia usw. leben nur noch einige ältere Freunde. Wir haben es leider versäumt, unsere eigenen Nachkommen der Naturfreunde-Organisation zuzuführen. Viele junge Menschen in den USA haben aber erkannt, daß Umweltschutz und die Erhaltung einer natürlichen Lebensweise notwendiger ist als je. Man beginnt umzudenken, und es ist zu hoffen, daß auch in den östlichen Staaten der USA die Naturfreunde wieder erstehen können."[86]

NFI-Präsident Erwin Schneider versprach: „Wir werden, so weit es an uns liegt, zusammen mit unseren kalifornischen Freunden, alles tun, um die Naturfreunde-Organisation im Osten Amerikas wieder gründen zu können."[87] Doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Als Teil der Arbeiterbewegung verstanden sich die kalifornischen Naturfreunde nicht mehr. Allerdings spielt Tradition bis heute eine große Rolle, denn aus ihr entwikkelte sich ein eher „europäisches" Spektrum an Aktivitäten, so Fred Zahn in seinem Gastbeitrag in „Wandern und Bergsteigen" im Jahr 1975:

„Die Geschichte der amerikanischen Naturfreunde geht auf das Jahr 1912 [!] zurück. Wandernde Handwerksburschen sorgten für die Verbreitung der Naturfreunde-Idee. In San Francisco gründeten deutsche Einwanderer die erste Ortsgruppe. Im Jahre 1920 folgte Los Angeles und ein Jahr später Oakland. Diese drei Ortsgruppen schlossen sich 1927 zusammen und wurden ein eingetragener Verein.

Ständig wurde nun für die Naturfreunde-Idee geworben. Dabei stützte man sich in der Hauptsache auf Lichtbild- und Filmvorführungen sowie Vorträge. Obwohl sich die Werbung auf den gewerkschaftlichen Bereich erstreckte, konnte kein nennenswerter Erfolg verzeichnet werden. Das obligatorische Auto jeder amerikanischen Familie, welches zur Überwindung der großen Entfernungen auch notwendig ist, und die bis vor wenigen Jahren unentgeltliche Übernachtung auf den Campingplätzen machten die Amerikaner unabhängig. Warum sollten da noch Verpflichtungen irgendeiner Organisation gegenüber übernommen werden? So bilden die ‚Deutschen' unter den

86 Protokoll des 9. Kongresses der NFI vom 26.–27. September 1975, Innsbruck 1976, S. 16.
87 Ebd.

Mitgliedern immer noch die Mehrheit. Seit Jahren blieb die Mitgliederzahl konstant bei rund 800 Mitgliedern; davon hat San Francisco allein 400 Mitglieder."[88]

Den wesentlichen Unterschied zum populären amerikanischen Sierra Club sieht Erich Fink aus Oakland in größerer Aktivität und Eigenleistung der Europäer: "In the Alpine countries today the club is active in all aspects of the ecological and naturalist-political movement similar to the activities of the Sierra Club in the U. S. The difference between the Sierra Club and the Nature Friends in Europe is that the Nature Friends own and maintain nearly a thousand clubhouses and mountain homes where members are involved in a variety of social and cultural activities."[89]

Der politische Bezugspunkt hat sich von der Arbeiterbewegung hin zu Ökologie und Naturerleben verschoben. Dafür kennzeichnend ist eine Verbindung der europäischen Naturfreunde-Idee mit dem ökologischen Denken des bekannten schottisch-amerikanischen Nationalpark-Aktivisten John Muir (1838–1914):

"What is the Nature Friend Club? In California it is an incorporated club, an association of hikers, mountaineers, skiers and nature lovers whose aim is to perpetuate and further the interests of its members and others in outdoor sports and activities, to further and aid the protection of nature and its beauty and to conserve our nature's resources.

The club is of a non-political nature, although the members' declaration of love of nature involves some commitment to the environmental cause. Our club's parent club in Europe, just like the Sierra Club here, is actively involved in the political ecological movement on all levels.

Here in California our members have more of an inclination to be participants and friendly users of the pleasures of nature: hiking, skiing, mountaineering and outdoor recreational activities."[90]

Den Prozeß der „Amerikanisierung" veranschaulichte Erich Fink anläßlich des 50. Jubiläums von Oaklands Naturfreunden. Obwohl in Englisch verfaßt, verweisen die Anzeigen der Festschrift auf überwiegend deutschstämmige Namen und europäische Importgüter. Das Politische, so Fink, verschwand zusammen mit der Dominanz der deutschen Sprache: "All members in the 1920's spoke German. All meetings were conducted in German. Until the early 1930's, membership in a union was also required before becoming a Nature Friend. This aspect of our organization has nearly disappeared." Statt dem Bekenntnis des Grußes „Berg frei", die Bergwelt allen zu öffnen, versteht Fink ihn romantisch als „freedom lives in the mountains". Historisch, so gesteht er zu, waren die Nature Friends „usually of a political persuasion a bit to the left", und auch die Nachkriegskrise taucht, ziemlich einseitig interpretiert, noch einmal auf: "Unfortunately, due perhaps to the irresponsibility of a few political fanatics, those branches [in the East] have disappeared as Nature Friends since the end of

88 Zahn (Anm. 13), S. 19.

89 Schlußwort „Berg frei", in: Erich Fink, California Nature Friends. Oakland, San Francisco, Los Angeles, Oakland 1986 (unpag.).

90 Einleitung „Nature Friends", ebd.

World War II." Sogar in Kalifornien habe es – wegen der Häuser – kleinere Konflikte mit der Regierung gegeben, aber die seien bereinigt. Die gegenwärtige Organisation „represents a wider cross section of the population". Sie sei „mainly engaged in social family type recreational activities".[91]

Ehedem links, heute eine Verbindung ökologischen Revoltierens gegen die Vorherrschaft des Technologischen und der Ort einer gemeinschaftsstiftender Freizeitgestaltung – in diese fast maschinenstürmerische Schublade steckte den Verein ein längerer Artikel in der „Los Angeles Times" aus den siebziger Jahren.[92] Mit den europäischen Naturfreunden vergleichbare politische Aktionen unterblieben in den USA seit längerem. Transatlantische Kontakte spielten deshalb weder in der wesentlich von Naturfreunden getragenen Ostermarschbewegung der fünfziger und sechziger Jahre, die auch in den USA übliche außerparlamentarische Aktionsformen anwandte,[93] noch bei den Solidaritätsaktionen der deutschen Naturfreunde während des Vietnamkriegs eine Rolle.[94] Und selbst wenn amerikanische Kritiker seit den sechziger Jahren die Antiatom-Aktionen der deutschen Naturfreunde inhaltlich beeinflußten,[95] verbandsintern fand ein solcher Austausch nicht statt.

In den achtziger Jahren schwankten die Mitgliederzahlen in den USA zwischen 832 (1981), 771 (1984) und 854 (1994).[96] Ein Vergleich der Jahre 1993 (808 Mitglieder), 1994 (854 Mitglieder) und 1995 (834 Mitglieder) verrät eine relativ große und kurzfristige Fluktuation.[97] Nur im südlichen Kalifornien spielten Nichtdeutschstämmige eine Rolle: "Our Los Angeles club is not as large in membership as the two clubs in Northern California. Our membership has been hovering around 100 in the past few years while Oakland has over 200 and San Francisco nearly 500. There are also only a handful of old-timers left who built up the club and the origin of our membership is much more diverse in ethnic background and nationality."[98]

Charakteristisch für die hinsichtlich des Vereinslebens und deren Behausung immer wieder gelobte „European atmosphere" sind die „volkstümlichen" Bezüge, denn „[o]ur beer is cold and the smiles warm". Populär sind z. B. das Schuhplatteln und der Maibaum. Welches europäische Naturfreundehaus, welche europäische Ortsgruppe würde schon an den Anfang einer Festschrift ein „Eins Zwei Drei – Suffa!!!" setzen?[99]

91 50 Years The Nature Friends Branch Oakland 1921–1971. Hrsg. von Erich Fink, Oakland 1971 (unpag.).

92 Bert Mann, Revolt Against the Machine Age. Nature Friends Thrive on Life Outdoors, in: *Los Angeles Times*, 10. September 1972.

93 Vgl. z. B. Kersten, „Laßt weit zurück die Stätten eurer Fron!" (Anm. 56), S. 292 f.

94 Vgl. z. B. Herbert Faller, Hilfen für Vietnam, in: Hundert Jahre Kampf um die freie Natur (Anm. 39), S. 115 f.

95 Vgl. z. B. Zimmer, Das Abseits als vermiedener Irrweg (Anm. 85), S. 149 f.

96 Mitgliederstatistik in: *Naturfreunde International*, Jg. 5 (1981), H. 3/4.

97 Bericht zum XVI. Kongress der NFI. 20. bis 22. September 1996 [in] Sevrier/Frankreich, Wien 1996, S. 35.

98 Fink, 50 Years (Anm. 91).

99 Die Änderung vom (oktoberfest-)„bayerischen" „Oans, zwoa, gsuffa" zur verwendeten Formulierung hat ihren eigenen Reiz, betont sie doch theatralische wie sprachliche Distanz zur ursprünglichen Version.

Allerdings verstärkt dies in den puritanisch beeinflußten USA weniger eine öffentliche Wahrnehmung als Umweltorganisation denn als die eines Verbands für Bier und Wandern, letzteres besonders eindrücklich, wenn das Naturfreundehaus „Muir Woods" als „A pub in the woods"[100] charakterisiert wird und die ganze Organisation als „Pfiff!: Beer + Hiking = Naturfreunde"![101] Ist dies also das Feld, in dem die kalifornischen Naturfreunde ihren Existenzgrund gefunden haben?

Weitere Forschungen könnten sich exemplarisch auf fünf wesentliche, kulturelle, ökologische und natursportliche Aspekte einschließende Fragenkomplexe richten:

1. Welche Rolle spielten die Nature Friends of America innerhalb einer durch vielfältige Herkunftsregionen und komplizierte Strukturen geprägten amerikanischen Arbeiterbewegung sowohl im Hinblick einer starken Fixierung auf ein deutsches und österreichisches Klientel sowie deren Sprache als auch hinsichtlich des Zwiespalts zwischen einem politischen und einem freizeitkulturellen Selbstverständnis?

2. Warum gelang es den Nature Friends of America trotz des (relativen) Anwachsens der Linken in den 1930er Jahren nicht, ihre Mitgliederzahlen, Aktivitäten und öffentliche Präsenz signifikant zu steigern?

3. Welche Bedeutung hatten die vor allem die deutschen Naturfreunde prägenden politischen Auseinandersetzungen von den 1920er Jahren bis zum Kalten Krieg für die amerikanische Organisation und ihre beiden unterschiedlichen Hauptzweige, und welche Rolle spielte in diesem Zusammenhang die Naturfreunde-Internationale?

4. Welche inner- wie außerverbandlichen Reaktionen erfolgten im amerikanischen wie im europäischen Kontext auf das faktische Verbot des Ost-Gaus in den frühen 1950er Jahren? Was geschah mit und in den aufgelösten und sich auflösenden Mitgliedsgruppen?

5. Mit deutlichem Gegenwartsbezug und angesichts einer auch in manchen europäischen Landesverbänden anhaltenden Diskussion zum politischen Selbstverständnis der Naturfreunde: Inwieweit ist das amerikanische Beispiel, ihre linke Vorgeschichte und dann Einpassung in eine eigentümliche kulturelle Nische geeignet, gegenwärtige Diskussionen in den Ursprungsländern des Verbands zu befruchten?

100 Siehe http://www.sunset.com/sunset/Premium/Travel/1998/01-Jan/TravelGuide98/TGMuirWoods-Pub198.html (12. 1. 2006).

101 Siehe http://www.hifimundo.com/public/blog/2005/04/beer-hiking-naturfreunde (12. 1. 2006).

Juwelen oder gewöhnliche Glassteinchen im Streit um den Faschismusbegriff?*

Von Manfred Weißbecker

Die originelle Art und Weise, in der die Zeitschrift „Erwägen Wissen Ethik" (vormals „Ethik und Sozialwissenschaften") Debatten um den Faschismusbegriff organisiert und publiziert, ist bereits bekannt. Ihrem „erwägungskulturellen" Format folgt auch der vorliegende Band. Dieser setzt im Grunde fort, was vor Jahr und Tag seinen Niederschlag in der von Werner Loh und Wolfgang Wippermann herausgegebenen Publikation „‚Faschismus' – kontrovers" gefunden hatte.[1] Nun waren erneut einige Gelehrte – zu ihrer Auswahl wird noch etwas zu bemerken sein – eingeladen, zu einem einleitenden Beitrag auf knapp bemessenem Raum Stellung zu nehmen. Hatte zuvor Wippermanns Text „Was ist Faschismus – Geschichte und Theoriegeschichte" im Mittelpunkt von Auseinandersetzungen um den Begriff des generischen Faschismus gestanden,[2] so bemühte sich nunmehr der britische Historiker Roger Griffin (bekannt durch sein 1991 veröffentlichtes und leider nicht in deutscher Übersetzung vorliegendes Buch „The Nature of Fascism") um das bis in die Gegenwart reichende Thema „Fascim's new faces (and new facelessness) in the ‚post-fascist' epoch" (S. 29–67). Dem folgen zunächst Kommentare von David Baker (Warwick, Großbritannien), Jeffrey M. Bale (Monterey, USA), Tamir Bar-On (Toronto, Kanada), Alexander De Grand (North Carolina, USA), Martin Durham (Wolverhampton, Großbritannien), Roger Eatwell (Bath, Großbritannien), Peter Fritzsche (Illinois, USA), A. James Gregor (Berkeley, USA), Siegfried Jäger (Duisburg und Essen), Klaus Holz (Villigst), Aristotle Kallis (Lancaster, Großbritannien), Melitta Konopka (Bochum), Bärbel Meurer (Osnabrück), Philip Morgan (Hull, Großbritannien), Ernst Nolte (Berlin), Kevin Passmore (Cardiff, Großbritannien), Stanley Griffin Payne (Madison, USA), Friedrich Pohlmann (Freiburg im Breisgau), Karin Priester (Münster), Sven Reichardt (Konstanz), David D. Roberts (Georgia, USA), Albert Scherr (Darmstadt), Alfred Schobert (Duisburg), Robert J. Soucy (Oberlin, USA), Mario Snajder (Jerusalem, Israel), Andreas Umland (Kiew, Ukraine), Leonard Weinberg (Nevada, USA), Jan Weyand (Erlangen und Nürnberg) und Wolfgang Wippermann (Berlin).

* Diskussion und Rezension von:
Fascism Past and Present, West and East. An International Debate on Concepts and Cases in the Comparative Study of the Extreme Right. Hrsg. von Roger Griffin, Werner Loh und Andreas Umland. With an Afterword by Walter Laqueur (= Soviet and Post-Soviet Politics and Society, Bd. 35). – Stuttgart: Ibidem-Verlag 2006. 510 S.

1 Stuttgart: Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft mbH 2002. 252 S.

2 Das entscheidende Kriterium des Faschismusbegriffs sieht Wippermann darin, „ob die jeweilige politische Erscheinung – seien es Personen, Parteien oder Regime – wirklich Ähnlichkeiten mit dem namen- und stilbildenden italienische Faschismus hatte oder nicht". Ebd., S. 54.

Zu diesen 27 Beiträgen nimmt Griffin in einer ersten Replik detailliert Stellung (S. 243–283), womit zugleich die zweite Debattenrunde eingeleitet wird. An dieser beteiligen sich noch einmal 21 Historiker und Sozialwissenschaftler,[3] teils euphorisch-zustimmend, teils distanziert oder auch um ausgleichende und weiterführende Vorschläge bemüht, ohne indessen in der Sache wesentlich Neues liefern zu können. Die abschließende und bilanzierende Sinndeutung des Themas und der Debatte ist wiederum Griffin zugebilligt worden (S. 411–457). Ergänzt wird der Band um eine am Rande geführte Debatte zwischen Gregor und Umland, in deren Mittelpunkt die Frage steht, ob es sich bei dem russischen „Eurasier" Alexander Dugin – er kommt in einem Appendix „Fascism – borderless and red" selbst zu Wort – um einen Faschisten handelt oder eher um einen pseudorassistischen Geopolitiker. Daß der Bogen insgesamt von den deutsch-völkischen Nationalisten des späten 19. Jahrhunderts bis zu den osteuropäischen postkommunistischen Ultranationalismen, insbesondere zum russischen Rechtsextremismus des frühen 21. Jahrhunderts, gespannt worden ist, veranlaßte wohl Verlag und Herausgeber dazu, den Band in eine Reihe aufzunehmen, die bislang ausschließlich Themen aus der sowjetischen und postsowjetischen Gesellschaft spiegelte. Ein kurzes und gerade den letzten Aspekt betonendes, gewisse Zweifel am Sinn der Dugin-Debatte nährendes Nachwort von Walter Laqueur beschließt den Band.

Führte der erhebliche Aufwand zu tragfähigen Ergebnissen? Wird der Band den vielfältigen und um die Zukunft bangenden Erwartungen der Gegner jener weltweit anzutreffenden Erscheinungen gerecht, die erneut als faschistisch zu bezeichnen sind bzw. dem historischen Faschismus ähneln oder die möglicherweise ein völlig neues, bislang begrifflich nicht erfaßtes Phänomen darstellen? Welche Erkenntnisse liefert das Buch zur Erhellung des Zustands unserer heutigen Gesellschaft? Eine eindeutige Antwort auf solche und andere Fragen kann hier nicht gegeben werden. Dies ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, daß neben zahlreichen anregenden Fragestellungen und Thesen auch unzureichende, teils sogar verwunderliche Aussagen stehen. Ferner lassen sich gravierende methodische Schwächen und durch sie bedingte Fehlstellen konstatieren. Manche Aussage zeugt zudem von relativ geringer Kenntnis des historischen Geschehens und des Standes seiner bisherigen wissenschaftlichen Erforschung. All das scheint einen der Diskutanten veranlaßt zu haben, einerseits von „Juwelen", die angekündigt worden seien, und andererseits von „gewöhnlichen Glassteinchen" zu sprechen, die es schließlich doch nur geworden seien (Pohlmann, S. 179). Eine andere Autorin wirft Griffin vor, er betreibe eine „kulturalistisches Glasperlenspiel" (Priester, S. 193). Ein Politikwissenschaftler meinte sogar, der Hauptartikel stelle ein intellektuelles „nose blowing" dar (Baker, S. 74).[4]

Aus der Sicht des Rezensenten kann insbesondere begrüßt werden, daß der Faschismusbegriff verwendet, also nicht allein auf das italienische Beispiel – weithin sogar

3 Auf eine zweite Wortmeldung verzichteten Bar-On, De Grand, Fritzsche, Morgan, Payne und Scherr.

4 Insofern kann man gespannt sein auf das für 2007 angekündigte Buch „Theories and Models of Fascism", in dem sich Baker ausführlich mit Griffin auseinandersetzen wird.

unter Ausschluß des Nationalsozialismus – begrenzt wird. Ausgehend vom europäischen Beispiel ist die internationale Dimension des Gattungsbegriffs im Blick. Ebenso sinnvoll erscheinen alle Fragen, die darüber hinaus auch nach Ursachen, Wesen, Merkmalen und internationalen Dimensionen von Faschismus gestellt werden. Schließlich erscheinen auch die Vergleiche über die Zäsur des Jahres 1945 hinweg – Griffin spricht von *pre fascism, interwar fascism und postwar fascism* – als notwendig.[5] Tatsächlich wird wohl nur so[6] eine Faschismustheorie zu entwickeln sein, die mehr besagt als jene Hypothesen, welche sich lediglich auf einen speziellen historischen Zeitabschnitt beziehen. Demgegenüber hebt Griffin ein einzelnes, durchgängig feststellbares Merkmal hervor. Weil er dieses allerdings verabsolutiert, hält die von ihm dargelegte und von fast einem Dutzend der Beteiligten unterstützte neue „Theorie des Faschismus" allerdings nur bedingt einer Prüfung stand. Das gilt ebenso für das vorwiegend verwendete Methodenkonstrukt. Insbesondere sind es drei der Grundgedanken Griffins, die im vorliegenden Band lebhaft, kontrovers und letztlich unentschieden diskutiert worden sind; sie sollen auch in den folgenden Bemerkungen kritisch beleuchtet werden.

Zum einen geht es dabei um die bereits früher von Griffin geforderte Einbeziehung des Nationalismus in die Suche nach einem Faschismusbegriff. Dies verdichtet er hier zu der These, das „definitorische Minimum" des Faschismus sei lediglich im Bereich seiner Ideologie zu sehen und bestehe in einem ultranationalistischen Mythos nationaler Wiedergeburt, wofür der Begriff Palingenese steht – *that* „embraces a vast range of highly diverse concrete historical permutations" (S. 29). Von Faschismus könne also demnach immer dann gesprochen werden, wenn sich Visionen bemerkbar gemacht hätten oder machen, welche auf die Wiederherstellung einer „nationalen Gemeinschaft" zielen. Insofern dürfe Faschismus auch nicht als eine Erscheinung einer speziellen Epoche gesehen werden, sondern als ein über mehrere Epochen hinweg

5 Leider äußert sich Griffin nicht zu den Auffassungen des (an der Debatte nicht beteiligten) New Yorker Historikers Robert O. Paxton, der seine „Anatomie des Faschismus" von dessen Taten her ableitet und nicht von den Proklamationen, Programmen, Ideologemen seiner Repräsentanten. Siehe dazu u. a. Werner Röhrs Rezension des Buches von Paxton in: *Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsforschung,* H. 28 (2006), S. 97–102.

6 In meiner Besprechung des Bandes „‚Faschismus' – kontrovers" (erschienen unter dem Titel „Begrenzte Vielfalt in Kontroversen zum Faschismus-Begriff", in: *Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung,* Nr. 58, Juni 2004, S. 195–200) sei hier des Verfassers generelle Auffassung zitiert: „Dass es unterschiedliche Auffassungen über den Begriff *Faschismus* gibt, darf als altbekannte und unanfechtbare Tatsache gelten. Streit darüber, was mit ihm bezeichnet werden soll, existiert im Grunde seit jenem Zeitpunkt, da faschistische Bewegungen erstmals in europäischen Ländern in Erscheinung traten. Stets wurde er erbittert geführt; in manchen Zeiten besonders intensiv, in anderen weniger. Ungleiche Interessen bedingen nun einmal divergierende Sichten auf die Geschichte. Daher sollte sich keiner wundern, wenn für eine Reihe von Historikern – in ihre Zeiten eingebunden wie andere auch – weniger das zu zählen scheint, was tatsächlich geschehen ist, mehr dagegen das, was sie selbst gern als Geschehenes sehen möchte. Dennoch sollte jeder Geschichtswissenschaftler, liegt ihm mehr an historischer Wahrheit als an historisierender Meinung, den Versuch wagen, möglichst viele Interpretationen geschichtlicher Ereignisse miteinander zu vergleichen, jede von diesen selbst nach einem Körnchen Wahrheit abzuklopfen und alles in größtmöglicher Unvoreingenommenheit zu prüfen. Es könnte also ein großes Verdienst sein, möglichst viel gleichsam unter einen Hut zu bringen, sich konkret auf andere Meinungen zu beziehen, um schließlich auf gesicherter Grundlage vielfältiger Auffassungen zu einem abgerundeten Bild zu gelangen." Ebd., S. 195.

auftretendes Phänomen. In diesem Modell spielen indessen gesellschaftliche Zusammenhänge, sozialökonomische und politische Strukturen sowie konkrete historische Situationen keine Rolle. Alles das wird ausgeklammert und bleibt unberücksichtigt – das sich logisch daraus ergebende Verschwimmen von Begriffskonturen und deren willkürliche Verwendung werden gleichsam billigend in Kauf genommen.

Keine politische Bewegung, keine Strömung, keine Partei usw. kann auf ihre Ideologie reduziert werden – eigentlich eine geschichtswissenschaftliche Binsenweisheit. Wird diese mißachtet, offenbart sich dem Betrachter nichts anderes als ein ahistorischer Umgang mit allen anderen Faktoren aus dem umfangreichen Katalog aller Definitionsfaktoren, mit denen geschichtlich gegebene komplexe Erscheinungen zu analysieren nötig ist. Das Verabsolutieren eines einzigen Aspekts aus der Geschichte des Faschismus gerät so wieder einmal zu einer letztlich monokausalen Betrachtungsweise, was bekanntlich mit mehr oder weniger guten Gründen marxistischen Faschismusforschern vorgeworfen worden ist, nun aber als Grundlage für die Arbeit aller *non-marxist historians* angeboten wird.

Nachdrücklich wenden sich mehrere Autoren gegen Griffins „palingenetische" Erklärungsversuche. Da wird mit Recht die fehlende Trennschärfe gegenüber rechtskonservativen Strömungen bemängelt. Manche haben das jeweilige konkrete Interessenkartell im Auge, ohne das – allen Sehnsüchten nach Wiedergeburt zum Trotz – nirgendwo der Faschismus an die Macht hätte gelangen können (Konopka, S. 144). Ein weiterer Einwand gilt der Gefahr, daß mit der faschistischen Ideologie auch die Perspektive der Täter von Auschwitz eingenommen werden könne (Meurer, S. 153). Von Belang erscheint ferner die Feststellung, eine Beschränkung „nationaler Wiedergeburtsbestrebungen" auf den Faschismus lasse sich schlicht und einfach empirisch nicht belegen. Holz und Weyand verweisen beispielsweise in ihrem ersten Beitrag („‚Wiedergeburt' – ein nationalistisches Geschichtsbild") auf jene auf Deutschlands Nationwerdung zielenden antisemitischen Äußerungen, die aus dem Jahre 1879 und aus der Feder Heinrich von Treitschkes stammen. Sie fragen, ob dieser Historiker von Griffin nicht folgerichtig ebenfalls als Faschist bezeichnet werden müßte. Vertieft man diesem Gedankengang, wäre noch weiter in die deutsche Geschichte einzutauchen und ebenso jener deutsche Nationalismus zu befragen, der vor allem im Kampf gegen Napoleon in Erscheinung trat. Außerdem spielen bei Griffin – leider auch bei den meisten seiner Kritiker – jene Probleme keine Rolle, die in den antikolonialen Befreiungskämpfen nach dem Zweiten Weltkrieg und im Rahmen des Kalten Krieges gesichtet werden konnten und die mit komplizierten Aspekten einer Konstituierung von Nationen insbesondere auf dem afrikanischen Kontinent verknüpft gewesen sind. Nach vergleichbaren Prozessen im islamischen Raum wird nicht gefragt.

In seiner ersten Replik unternimmt Griffin den Versuch, dem „Mythos nationaler Wiedergeburt" ein weiteres Kriterium hinzuzufügen: Von Faschismus sei zu sprechen, wenn der Ultranationalismus zugleich das Ziel verfolge, bestehende politische und gesellschaftliche Verhältnisse revolutionär zu verändern (S. 264 f.). Auch das geht nicht über die Begrenztheit einer reinen, noch dazu auf einen einzigen Punkt fixierten ideologiegeschichtlichen Betrachtungsweise hinaus. Möglicherweise könnte für

weitere Debatten zu allen wesentlichen Inhaltsmomenten faschistischer Ideologie das von Holz und Weyand in ihrem zweiten Beitrag entwickelte Modell nützlich sein, auch wenn es in zu geringem Maße die Bereitschaft zu Gewalt, Terror und Krieg bei der Lösung innen- und/oder außenpolitischer Konflikte sowie das demagogische Moment sozialpolitischer Massenbeeinflussung berücksichtigt. Sie betrachten folgende Merkmale in ihrer Kombination als faschistisch: „a) der Nationalismus im Allgemeinen und der Mythos nationaler Wiedergeburt im Besonderen, b) die Ablehnung der Demokratie als Organisationsform des Politischen, c) der ‚Kampf' gegen Kommunismus und Sozialdemokratie als Versuch, den Klassenkampf zugunsten einer Volksgemeinschaft zu beenden, d) die Opposition gegen Pluralismus als Lebensform (und für gemeinschaftlich verbindende Normen), e) die nationalistische und rassistische Abwertung anderer ‚Völker' (und der Kampf für die ‚ethnische Reinheit' der eigenen Gruppe), f) in der Regel der Antisemitismus, g) die Ankündigung und Verherrlichung von Gewalt, verbunden mit einer Heroisierung des ‚soldatischen Mannes'" (S. 322). Darauf reagierte Griffin allerdings nur lakonisch, alles das sei in seinem Palingenesebegriff enthalten (S. 433 f.), womit er zugleich Unkenntnis jener Bemühungen demonstriert, die beispielsweise Umberto Eco in seinen Betrachtungen zum „Urfaschismus"[7] oder der in der DDR lebende Schriftsteller Franz Fühmann zur Charakterisierung der Bestandteile faschistischen Denkens unternommen hatten.[8] Am Rande sei hier noch vermerkt, daß selbstverständlich auch alle jene Elemente und Aktionen in einen solchen analytischen Blick zu nehmen wären, welche in Widerstand und Anti-Hitler-Koalition auf nationalen oder gar nationalistischen Denk- und Verhaltensstrukturen beruhten.

Im vorliegenden Band erfolgt die Bestimmung dessen, was als palingenetisch bezeichnet wird, merkwürdig unbestimmt und vage. Mal geht die Rede vom völkischen Nationalismus, mal von einem Ultranationalismus, mal von einer chauvinistischen Form des Nationalismus, mal von einem integralen oder aggressiven bzw. populistischen Ultranationalismus. So schwierig es sein dürfte, hierzu jeweilige Definitionen anzubieten, so sehr muß bedauert werden, daß es generell zum Problemfeld Nationalismus nicht einmal den Ansatz theoretischer Verarbeitung oder auch den zu

7 Umberto Eco, Urfaschismus. Woran erkennt man faschistisches Denken? Was unterscheidet den Nationalsozialismus vom Faschismus? Ein kleines antifaschistisches Vademecum, ein Führer für die Verwirrten, in: *Die Zeit*, Nr. 28 v. 7.7.1995, S. 47 f. Ohne es konkret auszuführen, machte Eco mit der Bestimmung von vierzehn Punkten „urfaschistischen Denkens" deutlich, daß faschistische Ideologie durchaus eingebettet ist in einen breiten Strom konservativen Denkens.

8 Bereits 1973 schrieb der Schriftsteller: „Angesichts des inflationären Gebrauchs des Wortes ‚faschistisch' täte eine genaue Bestimmung schon not [...] Gemeinsam im Ideologischen scheint mir bei allen Spielarten jüngster Vergangenheit und Gegenwart: elitäre Massenverachtung bei gleichzeitiger Sehnsucht nach dem Aufgehen im Anonymen (‚Magie der Viererreihe'); militanter Nationalismus bei gleichzeitigem Bemühen, eine Internationalität herzustellen; starres Schwarz-Weiß-Denken; Verherrlichung des Brutalen, Grausamen, Blutigen, Vorgesellschaftlichen bei gleichzeitiger Faszination durch Technisch-Industrielles; Verlangen nach Militarisierung des gesamten gesellschaftlichen, ja persönlichen, ja privaten Lebens bei gleichzeitiger Bejahung des anarchischen Kampfes aller gegen alle; Denunziation von Vernunft, Gewissen und Bewußtsein; Führerprinzip; Demagogie; Fanatismus; extremer Antikommunismus – und eben dies alles zusammen, nicht isoliert." Franz Fühmann, Zweiundzwanzig Tage oder die Hälfte des Lebens, Rostock 1973, S. 94.

einer Auseinandersetzung mit der reichhaltigen Literatur gibt. Möglicherweise waren die Herausgeber mehr daran interessiert, mit ihrem Faschismusbegriff in eine Breite zu weisen und politisch dominierende totalitarismustheoretische Deutungen geschichtlicher Vorgänge des 20. Jahrhunderts und der heutigen Zeiten zu unterstützen. Wenn dem heutigen Rechtsextremismus erfolgreich begegnet werden soll, dann kommt es sicher darauf an, ihn „als eine moderne Reaktion auf die Strukturen, Widersprüche und Entwicklungstendenzen der Gegenwartsgesellschaft zu begreifen, nicht nur und primär als Weiterwirken oder Wiederbelebung des historischen Faschismus [...]" (Scherr, S. 210).

Ablehnung erfährt zum zweiten zumeist der Versuch Griffins, unterschiedliche Organisationsstrukturen faschistischer Bewegungen biologistisch zu deuten: die straff organisierte Massenpartei der NSDAP gilt ihm als Schleim- oder Schimmelpilz (*„slime mould", myxomycota*), hingegen die aus Kleinstgruppen bestehende und polyzentrisch organisierte rechtsextreme Szene in Nachkriegszeit und Gegenwart als „rhizomartig" wuchernd. Der Vorschlag, statt dessen lieber von der „Wandlungsfähigkeit eines Chamäleons" zu sprechen (Konopka, S. 146), trifft ebensowenig den Kern des organisationsgeschichtlichen Kontinuitätsproblems. So kann auch die Unzulänglichkeit der Methodik im Vergleichen unterschiedlicher gesellschaftlicher Verhältnisse überwunden werden. Parteiengeschichtliche und -soziologische Forschungen zu berücksichtigen hielt Griffin nicht für nötig. Drastisch kontert Wippermann: „Schimmelpilze sind oder machen Käse, aber keine Faschismustheorie" (S. 239 ff.), während Gregor vieles von der Metaphorik Griffins ganz und gar für sinnlos *(pointless)* erklärt (S. 316). Hingegen sind Warnungen davor erlaubt, Sprachbilder aus dem Bildspendebereich des „Organischen" oder „Biologischen" unter einen nicht zu rechtfertigenden „Pauschalverdacht" zu stellen. Oft, ja allzu oft wird in die Begriffswelt anderer Wissenschaftsdisziplinen geschaut, wenn es gilt, komplizierte Vorgänge zu veranschaulichen und zu illustrieren. Dieser Wunsch birgt indessen wohl immer gewisse Risiken, vielleicht bezeugt er sogar Schwierigkeiten, sich im eigenen Fachgebiet angemessen auszudrükken. Das Plädoyer von Schobert und Jäger für eine „Kollektivsymbolik" als „Gesamtheit aller kollektiv stereotypen ‚Bildlichkeit' (Symbole, Allegorien, Vergleiche, Metaphern, Synekdochen usw.)" (S. 382) dürfte jedoch kaum zu tiefgründigeren Ergebnissen geschichtswissenschaftlicher Arbeit führen.

Zahlreiche kritische Bemerkungen lassen einen dritten Schwerpunkt der Debatte erkennen. Sie gelten der Art und Weise, in der Griffin Vergleiche zwischen faschistischen Organisationsstrukturen vor und nach 1945 anstellt und dies in zwei Schemata komprimiert (S. 283 f.).[9] Das erste widerspiegelt den Stand der Führungsstruktur der NSDAP aus dem Jahr 1936, das zweite die vernetzte Gruppenstruktur und die vielgestaltigen Verbindungen französischer rechtsextremer Organisationen aus dem Jahr 1992. Dem kritischen Publikum kann sich die „Logik" solchen Vergleichens nicht

9 Griffin stellt diese Schemata an das Ende seiner ersten Replik, die er auch nutzte, um die Wogen der Empörung gegen einige Attitüden seiner überzogenen Diskreditierung deutscher Historiker zu glätten.

erschließen (u. a. Weinberg, S. 237). Ein Unterschied zwischen dem Faschismus an der Macht und dem als Bewegung scheint für Griffin nicht zu bestehen. Auch wenn er sich auf Max Weber und die Konstruktion eines „Ideal-Typus" beruft – es bleibt sein Geheimnis, weshalb er nicht die heutigen Strukturen rechtsextremer Kreise mit jenen vergleicht, aus denen in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die NSDAP erwuchs. Auch damals existierten zahllose Gruppen und Grüppchen, Parteien und Vereine, Bünde und informelle Kreise unterschiedlichster Art, die samt und sonders einer „nationalen Wiedergeburt" des im Ersten Weltkrieg geschlagenen Deutschen Reiches sowie einer Beseitigung der Weimarer Republik lautstark das Wort redeten. Da wäre eher die Frage hilfreich gewesen, welche Ursachen ausgerechnet die NSDAP zur stärksten und schließlich zur dominierenden Organisation heranwachsen ließen, welche Rolle dabei die Interessen jener Kräfte spielten, die ebenfalls nationalistischer Ideologie anhingen, sich politisch jedoch anders organisierten. Verfügt Griffin wirklich nicht über entsprechende geschichtliche Kenntnisse, oder sollen solche Tatsachen einfach übersehen werden, die nicht in seinen Denkrahmen und seine „metapolitischen" Überlegungen passen? Wenn einer seiner vehementesten Verteidiger meint, Griffin habe „relativ neue" und deshalb besonders zu beachtende Phänomene rechtsextremen Netzwerk-Wirkens beschrieben, wird wiederum das vergangene Geschehen nicht befragt. Nicht nur in der deutschen Geschichte und auch nicht allein von seiten der Faschisten hat es „gezielte Einflussnahme auf politische, intellektuelle und akademische Meinungsführer, Multiplikatoren und Nachwuchskräfte" gegeben, erst recht nicht den Versuch, „eine allmähliche Verschiebung des öffentlichen Diskurses nach rechts und eine dauerhafte Etablierung kryptofaschistischer Texte als Lehrbücher" zu erreichen (Umland, S. 398 f.).

Über jene hier in den Vordergrund gestellten drei Diskussionsschwerpunkte hinaus spielt in den Debatten auch die Behauptung Griffins, in der englischsprachigen Literatur herrsche über seine Thesen ein „Neuer Konsens", eine Rolle, was Eatwell mit seinen Erläuterungen zu den Auffassungen von Baker, Passmore, Payne, Paxton u. a. m. sachkundig widerlegt.[10] Breiten Umfang nimmt die Abwehr der außerordentlich zugespitzten Formulierungen Griffins zur (west)deutschen Geschichtsschreibung ein. Diese sei überwiegend altmodisch, dogmatisch, orthodox und provinziell, heißt es in missionarisch eifernden Tönen. Gegen solche aus der anglo-amerikanischen Historikerzunft stammende Kollegenschelte und gegen die Tendenz schulmeisterlicher Diskreditierung deutscher Geschichtsschreiber erhebt sich Protest, von den zustimmenden Äußerungen Reichardts und Umlands[11] einmal abgesehen (S. 196 ff., 224 ff.). Zumeist wird auch der Vorwurf zurückgewiesen, in Deutschland die außerordentliche

10 Siehe dazu auch Roger Eatwell, Zur Natur des „generischen Faschismus" – Das „faschistische Minimum" und die „faschistische Matrix", in: Rechtsextreme Ideologien in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Uwe Backes, Köln u. a. 2003, S. 93–123.

11 Umland spricht sogar von der Notwendigkeit einer „Verwissenschaftlichung der theoretischen Erfassung des Faschismus" und fordert eine „Entschlackung" der deutschen Geschichtsschreibung, was Griffin in seiner Replik als schmeichlerisch bezeichnet (S. 263).

Bedeutsamkeit der Arbeiten Ernst Noltes nicht erkannt zu haben;[12] vermutlich deshalb boten ihm die Herausgeber Gelegenheit, sich selbst zu äußern. Empört reagieren manche der deutschen Diskussionsteilnehmer auf die Empfehlung, sie müßten noch einmal in die Schule gehen und den „Schlamm eines endlosen Pluralismus" (sic!) verlassen. Deutliche Kritik beinhaltet die Forderung an Griffin, über den Tellerrand seines Faches zu schauen und zur Kenntnis zu nehmen, daß es in Deutschland „in Politikwissenschaft und Soziologie eine sehr produktive, kaum noch übersehbare Forschung zu Rechtsextremismus, Rechtsradikalismus, Neo-Faschismus, Rechtspopulismus und der (intellektuellen) Neuen Rechten" gibt (Priester, S. 191).

Die klare, jedoch in keiner Weise inhaltlich erläuterte Abgrenzung Griffins von jeglicher Form historisch-materialistischer Faschismusauffassungen stößt hingegen nur vereinzelt auf Protest. Das mag daran liegen, daß deren Verfechter kaum am Projekt beteiligt waren; auch jene blieben außen vor, die in der vorhergehenden Debatte noch zu Wort gekommen waren, darunter so renommierte Wissenschaftler wie Reinhard Kühnl oder Werner Röhr. Beide werden von Griffin gelegentlich zitiert, jedoch nur um seine Kritik am Umgang mit dem Faschismusbegriff in der Bundesrepublik bzw. das Verdikt über die Faschismusforschung in der DDR zu erhärten (S. 446 f., 456 f.), auf die von ihnen in der Sache vertretenen Positionen wird nicht eingegangen. So erscheint das marxistische Faschismusbild allein als ein auf der Quellengrundlage seiner Gegner zurechtgemachtes Bild. Es genügt den meisten die einfache, undifferenzierte und letztlich auch wahrheitswidrige Behauptung, marxistische Historiker hätten ausschließlich ökonomischen Reduktionismus betrieben. Manche tragen ihre Aussage, nicht zu den marxistischen Denkern zu gehören, wie einen Schutzschild vor sich her. Eine Soziologin zeigt sich jedoch verwundert über den apodiktisch-verurteilenden Ton, in dem von marxistischer Wissenschaft gesprochen werde, und erklärt: „M. E. gibt es nur gute oder schlechte Wissenschaft [gemeint ist hier gewiß ein gutes oder schlechtes Ergebnis wissenschaftlichen Arbeitens – M. W.], marxistische Ansätze sind so wenig von vornherein falsch, wie es umgekehrt schon eine Leistung ist, ein Anti-Marxist zu sein. Es mag ja sein, dass einige Marxisten einen ‚ökonomisch verengten' Faschismusbegriff hatten. Das ist aber doch nicht schlimmer, als innerhalb einer Faschismustheorie gar nicht von der Ökonomie zu reden [...] Ohne die Weltwirtschaftskrise – die doch wohl eine Krise des Kapitalismus war – ist der Faschismus als europäisches Phänomen schwerlich zu erklären. Immerhin haben die marxistischen Debatten das Verdienst

12 Am deutlichsten widerspricht dem Meurer, die allerdings den „Historikerstreit" der achtziger Jahre als anachronistisch bezeichnet und nahezu apodiktisch erklärt, von Nolte würde heute niemand mehr reden, da dieser sich „endgültig in eine Außenseiterposition manövriert" habe (S. 340). Demgegenüber behauptet Pohlmann, die Thesen Noltes seien nicht „widerlegt" worden, es habe sich beim „Historikerstreit" lediglich um eine „Auseinandersetzung" gehandelt, „in der sich auf Noltes Gegenseite ideologische Prämissen bündelten, die im Mentalitätengefüge der zweiten Hälfte der alten Bundesrepublik dominant geworden waren (die Ablehnung des vergleichenden Totalitarismusmodells, die kühle Sympathie mit dem real existierenden Sozialismus, der Anti-Antikommunismus etc.)" (S. 360). Für notwendig hält Pohlmann eine Modifikation des Diktums von Max Horkheimer zu dem aus Noltes Auffassungen sich zwangsläufig ergebenen Satz: „Wer vom Kommunismus nicht reden will, sollte vom Faschismus schweigen" (S. 362).

gehabt, die Ökonomie als Faktor wieder zu betonen" (S. 341). Übrigens: Keiner fragt nach Irrtümern und Fehleinschätzungen nichtmarxistischer Historiker!

Alles in allem: Es liegt ein Buch vor, das Leser möglicherweise gut als eine Art Nachschlagewerk nutzen können, um die unterschiedlichen Akzentsetzungen in den Ansichten der beteiligten Autoren über den Faschismus in Vergangenheit und Gegenwart zu eruieren. Erkennbar ist auch der gegenwärtig erreichte Stand an Streitfragen sowie an akademischer Streitkultur. Insofern bietet die zweite Auflage der vor allem von Werner Loh in der Zeitschrift „Erwägen Wissen Ethik" initiierten Debatte um den Faschismusbegriff einigen Raum zu weiterem Nachdenken. Das Ergebnis fiel umfangreicher aus als das der ersten, es erstreckt sich auf ein breiteres geschichtliches Terrain und berührt in stärkerem Maße politisch aktuelle Probleme. Ob der Schritt vom Wippermann-Band zum vorliegenden Werk auch ertragreicher und lohnender gewesen ist, darf bezweifelt werden. Es handelt sich eben nicht um ein „Juwel" ...

KPdSU(B), Komintern und die Sowjetbewegung in China 1931–1937*

Von Helmut Peters

Gegenwart wächst aus der Geschichte. So hat z. B. auch das extrem unterschiedliche Herangehen der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh) an den Aufbau des Sozialismus in der Volksrepublik China in der Zeit vor und nach 1978 seine spezifischen historischen Wurzeln. Ihre Kenntnis kann helfen, die Hintergründe für Ereignisse wie z. B. den Abbruch der Phase der Neuen Demokratie durch Mao Zedong 1952 und die fundamentale Wende der KPCh zur Entwicklung einer Reform- und Öffnungspolitik 1978 aufzuhellen. Dokumentationen zur neueren Geschichte Chinas sind deshalb zugleich für wissenschaftliche Untersuchungen zur Gegenwart des Landes eine unentbehrliche Hilfe.

Eine verdienstvolle Arbeit leistet hierbei seit einem Jahrzehnt eine internationale Arbeitsgruppe von Wissenschaftlern aus Rußland und der Bundesrepublik unter der gemeinsamen Leitung von Michael Leontjewitsch Titarenko, Direktor des Instituts für den Fernen Osten der Russischen Akademie der Wissenschaften, und Mechthild Leutner, Ostasiatisches Seminar der Freien Universität Berlin. Sie stellte sich das Ziel, auf der Grundlage der im ehemaligen Parteiarchiv der KPdSU(B) vorhandenen Materialien die Geschichte der Beziehungen zwischen der KPdSU(B), der Komintern und der KP Chinas seit Mitte der 1920er Jahre dokumentarisch aufzuarbeiten.[1]

Wie bei den vorangegangenen Veröffentlichungen sind auch bei dieser Dokumentation eine allgemeine Einleitung und eine inhaltliche Einführung in die historische Problematik vorangestellt. Der Leser wird mit dem Charakter und den Besonderheiten der Dokumentation bekannt gemacht, und er erhält mit den zwei Kapiteln „Der Niedergang der Sowjetbewegung in China" (Teil 1) und „Die Wende zur Politik der antijapanischen nationalen Einheitsfront" (Teil 2) eine Art Lesehilfe für die Nutzung der nachfolgenden Dokumentation. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis,

* Rezension und Diskussion von:
KPdSU(B), Komintern und die Sowjetbewegung in China. Hrsg. vom Staatsarchiv für soziale und politische Geschichte, dem Ostasiatischen Seminar der Freien Universität Berlin und dem Institut für den Fernen Osten der Russischen Akademie der Wissenschaften. Herausgeberrat: Mechthild Leutner, M. L. Titarenko u. a. **Dokumente. Bd. IV: 1931–1937. 2 Teile** (= Berliner China-Studien. Quellen und Dokumente. Hrsg. von Mechthild Leutner, Bd. 3). – Münster, Berlin, Hamburg, London und Wien: Lit Verlag 2006. **Teil 1**: S. 1–1053. **Teil 2**: XXXVI, S. 1055–1480; fortl. Pag.

1 Die ersten Ergebnisse dieser Zusammenarbeit waren die Dokumentationen KPdSU(B), Komintern und die national-revolutionäre Bewegung in China. Dokumente, Bd. 2: 1926–1927. 2 Teile, Münster 1998, sowie Komintern und die Sowjetbewegung in China. Dokumente, Bd. 3: 1927–1931, 2 Teile, Münster 2000. Eine entsprechende Dokumentation für den Zeitabschnitt bis 1925 hatten Wissenschaftler Berliner Universitäten zuvor veröffentlicht: RKP(B), Komintern und die nationalrevolutionäre Bewegung in China. Hrsg. von Kuo Hueng-yü, Mechthild Leutner und Roland Felber, Bd. 1: 1921–1925, Paderborn, München, Wien und Zürich 1994.

ein Namensverzeichnis und -index sowie eine Unzahl akribisch recherchierter Fußnoten runden den wissenschaftlichen Wert dieser Arbeit ab.

Die Veröffentlichung enthält 412 historische Materialien überwiegend in deutscher Übersetzung, die anderen sind in der englischen bzw. französischen Originalfassung aufgenommen worden. Mit einem Anteil von etwa 37 Prozent ist die Politische Kommission des Politsekretariats des EKKI in der Dokumentation vertreten, gefolgt von der Vertretung des EKKI in Shanghai mit etwa 22 Prozent, der Delegation der KPCh beim EKKI mit etwa 15 Prozent und das ZK der KPCh mit etwa 12 Prozent. Leider erhält der Leser bei Tagungsprotokollen von Institutionen des EKKI überwiegend lediglich Einblick in die Tagesordnung und in die allgemeine Beschlußfassung. Auch erscheint der Anteil von Quellen seitens der KPCh in der Dokumentation der Beziehungen zwischen Moskau und der chinesischen Seite untergewichtet. Ungeachtet dessen ist dennoch ersichtlich, daß die Beschlüsse, Weisungen und Empfehlungen der von Wang Ming von 1931 bis 1937 geleiteten Delegation des ZK der KPCh beim EKKI gemeinsam mit dem Ostsekretariat des EKKI ausgearbeitet und von der Führung der KPdSU(B) und des EKKI gebilligt wurden.

Zur Person und Tätigkeit des Militärberaters der Kominter beim ZK der KPCh von November 1932 bis September 1939, dem deutschen Kommunisten Otto Braun, finden sich fünf aufschlußreiche Dokumente, auf die ich an anderer Stelle gesondert eingehen werde.

Die Dokumentation enthält einen großen Anteil an Materialien, die erstmals publiziert worden sind. Sie ermöglichen, unsere Kenntnisse über Positionen der KPdSU(B), der Komintern und der Vertretung des EKKI in China zu wichtigen Ereignissen im chinesischen Bürgerkrieg und beim Übergang zum nationalen Kampf gegen den japanischen Aggressor zu präzisieren und zu vertiefen. Das betrifft z. B. die „Verteidigung Shanghais" (Anfang 1932) gegen den japanischen Angriff, die Problematik der 19. Armee im Zusammenhang mit den „Fujian-Ereignissen" (Ende 1933 / Anfang 1934), die Aufgabe des Zentralen Sowjetgebietes im Herbst 1934 nach Zustimmung durch Moskau, die Reaktion auf die Veränderungen in der Führung der KPCh im Ergebnis der Zunyi-Konferenz im Januar 1935 und nicht zuletzt der Umgang Moskaus mit führenden Kadern der KPCh wie Mao Zedong. Das betrifft auch die fast vollständige Veröffentlichung der Beschlüsse und Direktiven der Führungsorgane des EKKI in der chinesischen Frage bis zum VII. Weltkongreß der KI, die ebenso fast vollständige Wiedergabe des Telegrammwechsels zwischen dem EKKI und dem ZK der KPCh von 1932 bis 1934, der Materialien des Funkverkehrs zwischen beiden Seiten 1936 bis 1937 sowie der Berichte und Briefe der EKKI-Vertreter in Shanghai an das EKKI, deren Adressat vornehmlich der Sekretär des EKKI Josif Aronovič Pjatnickij war.

Die Dokumentation verdeutlicht die anhaltende finanzielle Unterstützung Moskaus für die KPCh und die Hilfe der Komintern bei der Ausbildung von Kadern. Der Leser kann sich an aussagekräftiger Berichten über Lage und Tätigkeit der Roten Gewerkschaften in China delektieren. Ihm wird auch klar, daß es für die Verfasser der Materialien aus unterschiedlichen Gründen äußerst schwierig war, die reale Situation für die revolutionäre Bewegung in China exakt zu erfassen. Dabei spielten

auch unterschiedliche Sichten und Herangehensweisen eine Rolle, wie die tiefergehenden Auseinandersetzungen in der Shanghaier Vertretung des EKKI zwischen Arthur Ewert bzw. Braun und Manfred „Fred" Stern in den Jahren 1933/34 verdeutlichen können. Nicht zuletzt führte die sich in China mit der japanischen Aggression entwickelnde nationale Krise zu euphorischen Überschätzungen der revolutionären Möglichkeiten.[2]

Die Herausgeber nutzten die neu erschlossenen Quellen, um in ihren Darlegungen bisherige Erkenntnisse zu präzisieren und zu vertiefen. Sie unterscheiden z. B. in dem Kapitel „Niedergang der Sowjetbewegung in China (September 1931 bis Juli 1935)" zwei Phasen. Kennzeichnend für die erste Phase (September 1931 bis Ende 1932) ist für sie, daß die KPdSU(B) und die Komintern die Veränderungen nicht zur Kenntnis nahmen und an ihrem Kurs festhielten, die Guomindang-Regierung zu stürzen und China zu sowjetisieren. Das Kennzeichen der zweiten Phase (Anfang 1933 bis März 1935) sehen sie darin, daß Moskau unter dem Druck wesentlicher Veränderungen der Lage seinen politischen Kurs zur „Überwindung der politischen Isolierung der KPCh und der Sowjetgebiete" *taktisch* veränderte. Faktoren, die eine neue Situation in China herbeiführten, sehen die Herausgeber in der anwachsenden antijapanischen patriotischen Bewegung, im sich entwickelnden Partisanenkampf in der Mandschurei, in der Bewegung nichtkommunistischer Kräfte gegen Tschiang Kaishek, in der ständig schwieriger werdenden Situation der KPCh in den „weißen" Gebieten und in den ersten großen Niederlagen der Sowjetgebiete in Zentralchina (Teil 1, S. 69).

Aus der Vielzahl der Probleme, die die Dokumentation widerspiegelt und die von den Autoren im einzelnen betrachtet werden, können hier nur einige diskutiert werden. Die Dokumente erlauben, manche Geschehnisse auch etwas anders zu sehen.

Die japanische Invasion berührte nicht nur die Frage einer neuen Aufteilung Chinas unter den imperialistischen Mächten, sie stellte gleichzeitig die Frage nach dem Interesse Moskaus an der von Rußland gebauten Ostchinesischen Eisenbahn in der Mandschurei. Sie schloß auch nicht aus, daß die Okkupation der Mandschurei einem Angriff auf die UdSSR vorangehen konnte. Insofern brachte die damalige Losung der Komintern vom national-revolutionären Krieg des bewaffneten Volkes gegen die Eroberer, für die Unabhängigkeit und die territoriale Integrität des Landes bereits ein neues *strategisches* Element in die Politik Moskaus hinein. Allerdings führte die Einschätzung des Kräfteverhältnisses in China und der Welt durch Moskau („neuer Aufschwung der Weltrevolution", „Niedergang des Imperialismus", günstige Voraussetzungen für den Sturz Tschiang Kaisheks und die weitere „Sowjetisierung" Chinas) dazu, daß an der Stoßrichtung der alten Politik festgehalten wurde.

Das Politsekretariats des EKKI schätzte z. B. auf seiner Sitzung am 21. Oktober 1931 ein, daß „für unsere Sowjetbewegung jetzt breite Perspektiven zur Ausdehnung

2 Das betraf z. B. die Einschätzung der Lage in China 1932/33 durch die Komintern und die KPCh. Otto Braun bemerkte dazu, daß die Genossen der Komintern und des ZK der KPCh die damalige Situation als „revolutionären Aufschwung" einschätzten, „was unvermeidlich zu politischen Fehleinschätzungen und Zielsetzungen führen mußte, die dem realen Kräfteverhältnis [...] nicht entsprachen". Siehe: Otto Braun, Chinesische Aufzeichnungen (1932–1939), Berlin 1973, S. 9–10.

entstanden [sind], breite Möglichkeiten, in jene Gebiete einzudringen, wo die Herrschaft der Grundbesitzer nicht überwiegt, jedenfalls nicht so überwiegt wie in den Provinzen, die im ersten Ansturm von der Sowjetbewegung erobert wurden" (Teil 1, S. 123). Folgerichtig verabschiedete die provisorische Leitung des ZK der KPCh im Januar des darauf folgenden Jahres die Resolution „Über die Erringung des Sieges der Revolution zunächst in einer oder mehreren Provinzen". Dem entgegen wurde in den Berichten an das EKKI aus China regelmäßig auf die enormen Schwierigkeiten und auf eklatante Probleme in der KPCh und ihre enormen Schwierigkeiten bei der Entfaltung ihrer Arbeit vor allem in den „weißen" Gebieten aufmerksam gemacht. So entstand das bekannte und vereinfachte Bild vom Zurückbleiben des subjektiven Faktors hinter den herangereiften objektiven Bedingungen für die Revolution in seiner chinesischen Version. Diese Auffassung finden wir selbst am Ende dieser Etappe noch in der Führung der Komintern und damit sicherlich wohl auch in der Führung der KPdSU(B) vertreten. So stellte Georgi Dimitroff als Generalsekretär des EKKI auf der Sitzung des EKKI-Sekretariats am 23. Juli 1935 selbstkritisch fest: „Ich stand unter dem Einfluss dieser Bewunderung, dieser Liebe zur KPCh, aber wir haben uns gegenüber unseren chinesischen Kommunisten, unseren chinesischen Genossen nicht kritisch genug verhalten." Gleichzeitig vertrat er die Auffassung, daß es nunmehr in China mit der „Vereinigung der überwältigenden Mehrheit des chinesischen Volkes gegen die japanischen Eroberer" und dem Kampf für die „Bildung einer nationalen chinesischen Republik" um das „Moment des organisierten Massenkampfes bereits für die Sowjetmacht" und die „Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution" gehe (Teil 2, S. 1286).[3]

Die Komintern stellte sich in den nachfolgenden Monaten jedoch mehr und mehr auf die realen chinesischen Gegebenheiten ein und nahm damit wesentliche Korrekturen an ihrer Chinapolitik vor. Auf dem Hintergrund der Beschlüsse des VII. Weltkongresses der Komintern im August 1935 orientierte das EKKI noch im gleichen Monat darauf, im Interesse dieser Entwicklung die Wirtschaftspolitik in den Sowjetgebieten zu korrigieren, die „Schwankungen der Guomindang und ihrer militärischen Führer" angesichts der japanischen Aggression zu überwinden und den „sektiererischen Elementen in den eigenen Reihen" der KPCh ein Abfuhr zu erteilen (Teil 2, S. 1300 f.). Am 20. November 1935 wies Dimitroff das ZK der KPCh über Wang Ming an, „der Bildung eines vereinten Oberkommandos mit Tschiang Kaishek als Oberkommandierenden zuzustimmen unter der Bedingung der Bildung einer gesamtchinesischen Front gegen die japanischen Eroberer und der Hinwendung zu konkreten Kampfhandlungen gegen Japan" (Teil 2, S. 1314). Am 16. Dezember 1935 wurde das ZK der KPCh durch das EKKI-Sekretariat angewiesen, den „Xian-Zwischenfall"[4] auf

3 Diese Aussage Dimitroffs bedeutet eben nicht, wie die Autoren interpretieren, daß Moskau damit die Orientierung auf die Sowjetisierung Chinas schon fallengelassen hatte (Teil 2, S. 1073).

4 Gefangennahme Tschiang Kaisheks in Xian durch den Guomindang-General Zhang Xueliang, der mit diesem Schritt den Weg für eine nationale antijapanische Einheitsfront freiräumen wollte.

der Grundlage bestimmter Vereinbarungen[5] „entschlossen friedlich" beizulegen. In einem Telegramm vom 19. Januar 1936 wurde die vorgenommene Korrektur in der Chinapolitik des EKKI direkt benannt: „Klarer denn je ist jetzt der Fehler in der früheren Orientierung der Partei erkennbar – die Herstellung der Einheitsfront durch die Absetzung Tschiang Kaisheks und den Sturz der Nanjing-Regierung zu erreichen." Zugleich wurde das ZK der KPCh nachdrücklich aufgefordert, endlich ohne Wenn und Aber gemäß der neuen politischen Linie zu verfahren. „Die Partei verfolgt in Wirklichkeit einen Kurs zur Spaltung der Guomindang und nicht der Zusammenarbeit mit ihr. Selbst ein Abkommen mit Tschiang Kaishek und Nanking wird als Kapitulation Tschiang Kaisheks und Nankings angesehen [...] Alles das bedeutet Wasser auf die Mühle der projapanischen Elemente." Die Hauptaufgabe der Partei bestehe jetzt darin, praktisch den Abbruch des Bürgerkrieges zu erreichen. „Davon ausgehend muß die Partei einen Kurs der Unterstützung aller Maßnahmen der Guomindang und der Nanking-Regierung, die auf die Einstellung des Bürgerkrieges und die Vereinigung aller Kräfte des chinesischen Volkes zur Verteidigung der Integrität und Unabhängigkeit Chinas gegen die japanische Aggression abzielen, offen erklären und entschlossen durchführen." Durch das energische Einwirken des EKKI konnte sich schließlich auch die KPCh vom „Sowjetisierungskurs" lösen und einen entscheidenden Beitrag für das Zustandekommen der nationalen antijapanischen Einheitsfront leisten (Teil 2, S. 1319 f.).

Am 7. Juli 1937 provozierte Japan einen militärischen Zwischenfall an der Lugouqiao-Brücke bei Beijing, der den Beginn des antijapanischen Krieges in China einleitete. Und am 23. September 1937 wurde schließlich die nationale antijapanische Einheitsfront Chinas auf der Grundlage der Zusammenarbeit zwischen der Guomindang (GMD) und der KPCh offiziell gebildet.

In den Darlegungen der Autoren zur Dokumentation wird die Frage des Charakters der chinesischen Revolution nicht aufgeworfen und die 1927 beschlossene Sowjetisierungsstrategie der KPdSU(B) und der Komintern zur Disposition gestellt. Das verwundert, denn hier geht es um das Grundverständnis der chinesischen Frage. Diese Theorie und politische Praxis waren m. E. im Grunde eine Kopie sowjetischer Erfahrungen in der Interpretation Stalins und berücksichtigten in keiner Weise, daß die mittelalterlichen Verhältnisse in China stärker noch als im vorrevolutionären Rußland ausgeprägt waren. Für Moskau und damit auch für die KPCh hatte die chinesische Revolution einen bürgerlich-demokratischen Charakter und die Sowjets waren in China eine besondere Form der revolutionär-demokratischen Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft unter der alleinigen politischen Führung durch die Kommunistische Partei. Diese Diktatur, hieß es in einem Dokument des EKKI, würde, „indem sie die bürgerlich-demokratische Revolution zu Ende führt [...] das schnelle

5 Reorganisierung der GMD-Regierung bei Einbeziehung antijapanischer nationaler Kräfte; Sicherung der demokratischen Rechte des chinesischen Volkes; Einstellung der Politik der Vernichtung der Roten Armee und Aufnahme der Zusammenarbeit mit ihr im Kampf gegen Japan; Aufnahme der Zusammenarbeit mit Staaten, die mit dem Kampf des chinesischen Volkes gegen den japanischen Aggressor sympathisieren.

Hinüberwachsen dieser Revolution in die sozialistische Revolution" gewährleisten (Teil 1, S. 820).

Diese Auffassung korrespondierte zwar mit den entsprechenden Thesen zur nationalen und kolonialen Frage auf dem II. Kongreß der Kommunistischen Internationale.[6] Allerdings wurde dabei außer acht gelassen, was Lenin etwas später den Kommunisten in den Sowjetrepubliken des Kaukasus riet: Entwicklung der Sowjetmacht als Übergang zum Sozialismus *unter unbedingter Beachtung der Eigenart der Lage dieser Republiken,* die kein Kopieren der russischen Taktik zulassen würde.[7] Unbeachtet blieb vor allem die Korrektur in der Auffassung Lenins hinsichtlich des zu wählenden Übergang Sowjetrußlands zum Sozialismus, die er mit der Neuen Ökonomischen Politik vornahm. Dort stellte er bekanntlich im Unterschied zu den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution, in denen Kurs auf den direkten Übergang zum Sozialismus genommen worden war, am Beispiel Sowjetrußlands die Frage, wie der *Übergang aus mittelalterlichen Verhältnissen zum Sozialismus* erfolgen könnte.

Vor 1927 hatte es in der Komintern eine offene und kontroverse Diskussion über den Charakter der damaligen chinesischen Gesellschaft gegeben. Dabei standen sich zwei entgegengesetzte Meinungen gegenüber – die These, daß die chinesische Gesellschaft noch einen weitgehenden vorkapitalistischen Charakter tragen würde (Borodin, Vojtinskij, Varga u. a.), und die Aufassung, daß in China nur noch feudale Überreste existieren würden (Bubnow-Kommission, Bucharin u. a.).[8] Nachdem Stalin letztere favorisiert hatte, galt diese Auffassung fortan in der Komintern und damit auch in der KPCh als unumstößliche Wahrheit.

Varga äußerte sich 1937 noch einmal über die gesellschaftlichen Verhältnisse in China. Obwohl er nun von einem Prozeß des Übergangs zur bürgerlichen Gesellschaftsordnung in China sprach, mußte er doch konstatieren, daß die „vorkapitalistischen Agrarverhältnisse [...] bisher im Wesen erhalten geblieben" seien (Teil 2, S. 1337 f.). Das aber bedeutete nichts anderes, daß diese mittelalterlichen Agrarverhältnisse nach wie vor – rechnet man das Handwerk hinzu – zu mindestens 90 Prozent die ökonomischen und sozialen Verhältnisse und damit auch die Lebens- und Denkweise der entsprechenden Teile der Bevölkerung prägten. Daraus kann nur eine Schlußfolgerung gezogen werden: In China ging es noch stärker als in Sowjetrußland um die Beantwortung der Frage, wie der Übergang aus im wesentlichen vorkapitalistischen Verhältnissen zum Sozialismus vollzogen werden könne.

Entgegen der offiziellen Lesart vom „halbfeudalen" (und halbkolonialen) China haben auch chinesische Historiker diese These aufgestellt und unterstrichen.[9] Die chinesische Revolution hatte deshalb keinen bürgerlich-demokratischen Charakter, die

6 Siehe: W. I. Lenin, Werke, Bd. 31, Berlin 1959, S. 134.

7 Ebd., Bd. 32, Berlin 1967, S. 327.

8 Ich bin darauf in meiner Rezension zu den Bänden 2 und 3 dieser Dokumentationsreihe eingegangen. Siehe: *IWK,* Jg. 38 (2002), H. 1, S. 93–97.

9 Vgl. Chen Wentong, *Wissenschaftliche Zeitung der Parteischule des ZK der KPCh,* Jg. 4 (2005), H. 3, und *Renmin Wang* v. 18. August 2005; Qin Yong, Wang Xueliang und Liu Lijun, in: *Renmin Wang* v. 29. Februar 2004; Li Jiexing, *Dangdai Shijie yu Shehuizhuyi,* 2004, H. 3 u. a.

mittelalterlichen Verhältnisse konnten nicht „im Vorübergehen" überwunden werden. Sie hatte vielmehr einen antifeudalen, antiimperialistischen und demokratischen Charakter. Die Herangehensweise Moskaus an die chinesische Revolution und die damit verbundene Sowjetisierungsstrategie trugen deshalb von Anfang an den Keim ihres Scheiterns in sich. Die Hinwendung der KPCh 1945 zur Strategie der Neuen Demokratie, die den chinesischen Realitäten Rechnung trug, führte zum Sieg der Revolution von 1949. Die erneute Hinwendung Mao Zedongs zu den Auffassungen Stalins nach 1949 trug wesentlich dazu bei, daß das Land in die Katastrophen des „großen Sprungs nach vorn" und schließlich mit der „großen proletarischen Kulturrevolution" in eine bürgerkriegsartige Auseinandersetzung getrieben wurde.

Einige der veröffentlichten Dokumenten betreffen die Person und die Tätigkeit Otto Brauns (Kominternname: K. O. Wagner, chinesischer Name: Li De) als Militärberater des EKKI bei ZK der KPCh.[10] Seine Aufgabe bestand, wie er selbst schreibt, darin, „die Kommunistische Partei Chinas in ihrem doppelten Kampf gegen die Aggression des japanischen Imperialismus und das reaktionäre Regime Tschiang Kaischeks militärisch zu beraten".[11] Braun kam nach China, als sich der Niedergang der Sowjetbewegung abzuzeichnen begann, sie vom EKKI, von der Delegation des ZK der KPCh beim EKKI und vom ZK der KPCh selbst jedoch noch überschwenglich im Zeichen fortschreitender „Sowjetisierung" ganz Chinas gesehen wurde. Braun war offenbar der erste, der sich mit dieser Euphorie auseinandersetzte und „ein ehrliches Bild von der gegenwärtigen militärischen Situation" als Ausgangspunkt für die Militärpolitik der chinesischen Roten Armee zeichnete. Das Fazit seiner Untersuchung lautete: Das Territorium der ständigen und zeitweiligen Sowjetgebiete (vornehmlich bergige und rückständige Agrargebiete ohne Industriezentren) umfasste nicht ein Sechstel, sondern nur ein Vierundzwanzigstel des Gesamtterritoriums des Landes. Die Bevölkerung dieser Gebiete belief sich nicht auf 50 bis 60 Millionen, sondern nur auf etwa 10 Millionen Menschen. Die Rote Armee des Zentralen Sowjetgebietes zählte etwa 63 200 Mann (fast nur Bauern) mit 30 000 Gewehren und 16 Maschinengewehren. Ihr standen unmittelbar etwa 350 000 Mann GMD-Truppen (darunter die Elite der GMD-Streitkräfte) gegenüber, die zudem technisch in jeder Hinsicht absolut überlegen waren (Teil 1, S. 343–361).[12]

Braun fand damit in Moskau und in der Führung der KPCh beileibe nicht nur Zustimmung. Zur gleichen Zeit hatte er eine dann erfolgreich verlaufende Gegenoffensive der Roten Armee des Zentralen Sowjetgebietes gegen die GMD-Streitkräfte an der Nordfront im Winter 1933/34 angeregt.

10 Otto Braun übte diese Funktion von Herbst 1932 bis September 1933 in Shanghai und danach im Zentralen Sowjetgebiet aus. Auf der Konferenz in Zunyi im Januar 1935 wurde er von Mao Zedong wegen schwerer Fehler in der militärischen Taktik scharf angegriffen und faktisch aus dem Führungsstab der chinesischen Roten Armee entfernt. Nach Ankunft der chinesischen Roten Armee in Nord-Shaanxi im Oktober 1935 lehrte er bis zu seiner Rückkehr in die UdSSR im Spätsommer 1939 an der Antijapanischen Akademie der Roten Armee Chinas in Yanan.

11 Otto Braun (Anm. 2), S. 8.

12 Die Ausstattung mit Maschinengewehren und Artillerie entsprach etwa dem Niveau damaliger moderner Armeen.

In das Zentrale Sowjetgebiet kam Braun, als Tschiang Kaishek seinen 5. Feldzug zur Liquidierung dieses von der Außenwelt bereits weitestgehend isolierten Gebietes mit einer qualitativ neuen militärischen Taktik vorbereitete. Das Zentrale Sowjetgebiet befand sich bereits in der Lage einer strategischen Verteidigung. Hinzu kam, daß Braun vom militärischen Hauptberater des ZK der KPCh, Stern, vor der Abreise aus Shanghai verpflichtet worden war, alle seine Anweisungen zur militärischen Taktik im Zentralen Sowjetgebiet (z. B. die Vorstellung von einer regulären Kriegsführung im großen Stil, die Braun nicht teilte) bedingungslos zu vertreten. Das führte dazu, daß Braun in seiner Tätigkeit im Zentralen Sowjetgebiet in wichtigen Fragen zunächst einmal Sterns Weisungen (z. B. über einen Stellungskrieg) im Revolutionären Militärrat vortragen mußte. Der Vertreter des EKKI in Shanghai, Ewert, hatte Braun vor seiner Abreise zudem gebeten, im Zentralen Sowjetgebiet zur Versöhnung der widerstreitenden Kräfte in der dortigen Führung, vor allem zwischen Mao Zedong und Zhou Enlai, beizutragen.[13] Dabei geriet Braun letztlich selbst mehr und mehr in das Visier von Mao. Mao unterschob Braun auch Aussagen Sterns über die militärische Taktik, um ihn für Verluste der Roten Armee, vor allem nach dem Verlassen des Zentralen Sowjetgebietes, mit hauptverantwortlich zu machen. Brauns „Chinesischen Aufzeichnungen" können wir entnehmen, daß es daneben weiter gewichtige Fragen gab, in denen sich Braun und Mao gegenüberstanden. Dazu gehörten offenbar die Auffassung über Platz und Rolle des Partisanenkampfes im Kampf gegen Tschiang Kaishek, die Art und Weise der Nutzung der militärischen Widersprüche auf der gegnerischen Seite, die Stellung Chinas in der „Weltrevolution" und das Bestreben Maos, die UdSSR in die innerchinesischen Auseinandersetzungen hineinzuziehen.

Da Mao Zedong nach der Beratung in Zunyi die KPCh dominierte, wurde Braun nicht nur kaltgestellt, die Lage wurde für ihn bei seiner Rückkehr in die UdSSR auch bedrohlich. Mao hatte über seinen Bruder Mao Zemin in Moskau eine Anklageschrift übergeben lassen, in der der ehemalige Generalsekretär des ZK der KPCh, Bo Gu, der eng mit Braun zusammengearbeitet hatte, Otto Braun und ein weitere Kader der KPCh schwerer Verbrechen beschuldigt wurden. Darin wurde gefordert, daß die Angelegenheit Otto Braun, Bo Gu u. a. „sorgfältig und vollständig aufgeklärt werden muß" (Teil 2, S. 1366–1379). Um der Sache Nachdruck zu verleihen, hatte Mao mit Braun auch Zhou Enlai nach Moskau geschickt. Braun wurde daraufhin, wie er schreibt, wochenlangen „Befragungen" unterzogen. Ihm sei dabei in seiner Haut zeitweise nicht wohl gewesen.[14]

Zwei seiner damaligen Stellungsnahmen finden sich in der Dokumentation. Die erste, eine Stellungnahme zu den Fujian-Ereignissen am Jahresbeginn 1934 vom 21. September 1939, zeigt sein Bemühen, sachlich zu argumentieren (Teil 2, S. 1379–1385). Die zweite Stellungnahme gleicht einer sich selbst zerfleischenden Selbstkritik, in der er im Grunde alle Fehler und Schwächen, die ihm vorgeworfen wurden, fast vorbehaltlos anerkannte (Teil 2, S. 1386–1396). Das war nicht der Otto Braun, den ich kannte.

13 Siehe: Otto Braun (Anm. 2), S. 46.
14 Ebd., S. 363.

Offensichtlich war die Situation, in der er durch die Intrige Mao Zedongs kurz nach seiner Rückkehr in die UdSSR geraten war, äußert bedrohlich für ihn. In einem Gespräch mit mir Anfang der 1970er Jahre sprach er über diese Situation, aus der er durch eine zufällige Begegnung mit Walter Ulbricht gerettet worden sei.

Bleibt abschließend zu wünschen, daß die Herausgeber dieser Dokumentation die Reihe in gleicher Qualität abschließen und einen Weg finden, um in Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern der Volksrepublik China einem breiten Nutzer- und Leserkreis auch entsprechende Quellen aus chinesischen Archiven zu erschließen.

Neue Literatur

Stremmel, Ralf [unter Mitarbeit von Renate Köhne-Lindenlaub, Herwig Müther, Mark Stagge und Heinfried Voß]: **100 Jahre Historisches Archiv Krupp. Entwicklungen, Aufgaben, Bestände** (= Kleine Reihe Villa Hügel). Mit einem Geleitwort von Berthold Beitz. – München und Berlin: Deutscher Kunstverlag 2005. 276 S.

Als 1905 das Historische Archiv Krupp entstand, war es das erste deutsche Unternehmensarchiv. Kurz darauf folgte ein Familienarchiv. Der 100. Geburtstag war für Ralf Stremmel, seit 2003 Archivleiter, Anlaß, die Geschichte seines neuen Arbeitsplatzes zu verfassen. Stremmel läßt in einer flüssig geschriebenen historischen Darstellung die Gründung, das Wachstum, den Ausbau und die Neuansätze bis in die jüngste Vergangenheit Revue passieren.

Den Krupps wird ein „tief verwurzeltes Bewusstsein für Geschichte" zugeschrieben, dessen konkreter Nutzen im unternehmerischen Alltag nicht zu kurz gekommen sei: „Geschichte sollte den unternehmerischen Erfolg befördern" (S. 22). Heute ist das Archiv eine Fundgrube für historische Studien zur Firmengeschichte, zu den führenden Personen und ebenso zur Sozialpolitik des Unternehmens. Es enthält aber auch Unterlagen für kruppferne Themen wie Filmaufnahmen, die für den Film „Das Wunder von Bern" herangezogen worden waren, um das Zeitkolorit des Jahres 1954 darzustellen, in dem die deutsche Fußballnationalmannschaft die Weltmeisterschaft gewonnen hatte.

Stremmel führt durch die Geschichte des Archivs, indem er zunächst die auf Alfried Krupp zurückgehende Gründung darstellt. Dieser wünschte 1871, „daß nichts verloren gehen möge, was [...] noch vorhanden ist" (S. 20). Dem Unternehmer schwebte etwas vor, was heute als Wissensmanagement bezeichnet werden könnte. Bald zeigten sich erste Erfolge, als durch die Arbeit des Archivs das Gründungsjahr des Unternehmens (1811) exakt ermittelt werden konnte. Denn für die Festschriften sollten alle Aussagen quellenmäßig belegt sein.

Schon früh wurde damit angefangen, langjährige Werksangehörige zu interviewen, teils in freien Gesprächen, teils mit Fragebögen. Dieses dokumentarische Projekt sollte dazu dienen, Leerstellen in der Unternehmensgeschichte zu schließen und verlorengegangene schriftliche Überlieferungen zu ersetzen. Das war für das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts sehr modern. Zu den frühen dokumentarischen Aktivitäten gehörte auch das Fotografieren von Betriebsgebäuden, die abgerissen werden sollten.

Bald regte sich das bis heute anhaltende Interesse der Wissenschaft. So entstanden Studien über Arbeiterfamilien wie eine 1912 veröffentlichte Arbeit von Richard Ehrenberg und Hugo Racine über drei Generationen deutscher Arbeiter.

Der Autor erzählt Schritt vor Schritt über die Entwicklung des Archivs, das „Fortbestehen in schwierigen Zeiten" im Zweiten Weltkrieg, den Wiederaufbau bis zur Existenzkrise 1972. Die Nachkriegsgeschichte der deutschen Eisen- und Stahlindustrie zeigt sich als Geschichte von Zusammenschlüssen und Unternehmenskonzentrationen. Im Verlauf der Fusionen von Krupp, Hoesch und Thyssen stellte sich auch die Frage nach der Zukunft der Unternehmensarchive. Das Krupp-Archiv wurde 1998 in die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung eingegliedert und verwahrt die historischen Unterlagen des früheren Krupp-Konzerns und der Eigentümerfamilie. Es ist eine private Einrichtung geblieben, aber kein „lebendes Archiv" eines aktiven Unternehmens mehr. Es arbeitet als Servicestelle für die Krupp-Stiftung und die ThyssenKrupp AG und steht für externe Nutzer aus der Wissenschaft zur Verfügung.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß es dem neuen Archivleiter gelungen ist, eine fundierte, gut lesbare, illustrierte Geschichte des Historischen Archivs Krupp zu schreiben. Hervorzuheben sind die zahlreichen Abbildungen und ergänzend die im Anhang abgedruckte Bestandsübersicht und das – neben einer Auswahlbibliographie – Register von Personen, Unternehmen, Orten und Sachen. Ein rundum gelungenes Werk.

Kurt Schilde, Siegen

„Sei Tapfer und wachse dich aus". Gustav Landauer im Dialog mit Erich Mühsam. Briefe und Aufsätze. Hrsg. und bearb. von Christoph Knüppel (= Schriften der Erich-Mühsam-Gesellschaft, H. 24). – Lübeck: Erich-Mühsam-Gesellschaft 2004. 232 S.

Die vorliegende Ausgabe bringt viele Briefe aus der Korrespondenz zwischen Gustav Landauer und Erich Mühsam, die bislang unbekannt waren und in der großen 1984 von Gerd W. Jungblut besorgten Ausgabe von Mühsams Korrespondenz fehlen.[1] Für denjenigen, der sich mit dem Verhältnis Landauer–Mühsam befassen will, ist die zu besprechende Ausgabe gewiß unverzichtbar, auch wenn sie die Korrespondenz nur fragmentarisch dokumentiert und diese teilweise einen recht skurrilen Charakter aufweist. Sowohl von Landauer, aber mehr noch von Mühsam sind viele Briefe verlorengegangen. Ein Großteil der überlieferten Briefe und Karten enthält eher inhaltsarme Mitteilungen, von denen eine Postkarte oder vielleicht auch ein Brief (Knüppel unterläßt eine solche Differenzierung) Landauers an Mühsam vom 4. Januar 1911 (Nr. 136, S. 142) sich nicht übertreffen läßt. Während die Datierung vom Poststempel abgeleitet wurde, lautet der ganze Text: „? / Herzlichst, eiligst! Dein / G[ustav] L[andauer]" – das Fragezeichen steht in einer größeren Satztype. Eben dieser Brieftext hätte sich als Titel sehr gut geeignet.

Von Dialog kann kaum die Rede sein, vielmehr zeichnen sich viele andere „Briefe" durch einen ähnlichen opulenten Informationsgehalt aus. So lautet der erste „Brief" vom 6. April 1901 (Nr. 1, S. 18): „Lieber Mühsam, / Einstweilen herzlichsten Glückwunsch! / Zu Tisch kann ich leider nicht kommen; ich bin eingeladen. / Heute Abend sehen wir uns. / Herzlichst Dein / Landauer". Erläutert hier eine Anmerkung, daß die Einladung vermutlich Mühsams Geburtstagsfeier betraf, so bleiben andere Korrespondenzen rätselhaft: „Laß Dich doch bald mal sehen. Vielleicht morgen?" (23. Juni 1902; Nr. 13, S. 32). „Das war ein thörichter oder gar feindseliger Rat, den man Dir gegeben hat. Bitte thu *absolut nichts* derart. / Morgen reisen wir; am liebsten wär' mirs, wenn Du Dich Mittwoch *Vor*mittag sehen liessest" (4. Oktober 1903; Nr. 42, S. 48). Um welchen Rat oder welche Angelegenheit es sich handelte, bleibt ungeklärt.

In einer Zeit, in der die Post mehrmals täglich kam und diese oft dem Charakter heutigen E-Mail-Austausches sehr ähnelte, brauchte man sich über solcherart „Briefe" nicht zu wundern. Sie sind als Dokumente der damaligen Kommunikationsverhältnisse wie auch als Belege der engen Beziehung zwischen Landauer und Mühsam nicht gänzlich irrelevant. Gelegentlich gibt es auch Briefe, die das Niveau des Praktischen und der Termine, die vereinbart oder abgesagt werden, übersteigen, wie z. B. Briefe, in denen beider Verhältnis zur Psychoanalyse zur Sprache kommt. Insgesamt ist die Edition jedoch kein Lesebuch, in dem sich ein spannender Dialog zwischen Landauer und Mühsam entfaltet; sie eignet sich vielmehr als Nachschlagewerk, das zur Überprüfung von Daten und Begebenheiten durchaus bedeutsam ist, nicht zuletzt auch durch die vielen Anmerkungen des kenntnisreichen Herausgebers. Bedauerlicherweise fehlen aber sowohl Inhaltsverzeichnis wie Namensregister, so daß blättern die einzige Zugangsmöglichkeit bleibt.

Die Lückenhaftigkeit der Überlieferung der Korrespondenz scheint Knüppel auf die Idee gebracht zu haben, diese Fehlstellen mit Fragmenten aus Mühsams Tagebüchern, in denen auf Landauer bzw. auf die Korrespondenz Bezug genommen wird, zu füllen. Knüppel dokumentiert aber nicht vollständig oder nach einem klaren Prinzip, sondern vielmehr nach eigenem hagiographischen Gusto.

Das gilt ebenfalls für die von Mühsam verfaßten Artikel über Landauer, die als Anhang aufgenommen sind – eine eher willkürliche Auswahl mit abermals hagiographischer Grundtendenz. Darunter finden sich zwar Beiträge, die hier nach langer Zeit erstmals wieder greifbar werden, allerdings sind das nicht unbedingt Schlüsseltexte für den tatsächlichen Dialog zwischen Landauer und Mühsam, wie beispielsweise eine Gefälligkeitsrezension Mühsams über Landauers sprachphilosophische Schrift „Skepsis und Mystik" (1903). Mühsam hatte keine blasse Ahnung von Sprachphilosophie, wie er 1923 selbst in einer weiteren Heiligsprechung Landauers im „Freien Arbeiter" konzedierte (S. 217 f.). Es ist natürlich bezeichnend, daß Mühsam die Rezension schrieb, aber schrieb er sie aus Freundschaft, fürs Honorar, oder? – Die Korrespondenz gibt keine Auskunft. Indessen fehlen wichtige Zwischentexte der Korrespondenz, u. a. Artikel aus

der Diskussion über Psychoanalyse und Sexualität im „Sozialisten", auf die Landauer und Mühsam sich in ihren Briefen beziehen. Spricht der Untertitel von „Gustav Landauer im Dialog mit Erich Mühsam", so muß man leider feststellen, daß der Herausgeber dort, wo in dieser wenig dialogischen Zusammenstellung (wenn es nicht um Termine geht, ist man sich entweder entschieden einig oder eben uneinig) eine Auseinandersetzung dennoch dialogische Qualitäten aufzuweisen beginnt, es scheinbar nicht für sinnvoll hielt, eben diesen Dialog, wie im Fall des Konfliktes zwischen Landauer und Mühsam über Psychoanalyse und Sexualität, eingehend zu dokumentieren.

Als Lesebuch untauglich, kann diese Edition noch am ehesten in einem wissenschaftlichen – historischen oder philologischen – Kontext nützlich sein, obwohl die editorische Begleitung dürftig ist. Zwar nennt der Herausgeber die Archive und Bücher, aus denen er schöpfte. Doch welcher „Brief" jedoch wo zu finden ist, vermerkt Knüppel nicht. Überhaupt fehlt – und das hätte in die Einleitung gehört – zumindest ein Hinweis auf das Schicksal des Landauernachlasses, so daß der Rezensent fast geneigt ist, dem Herausgeber Ahnungslosigkeit zu attestieren.Knüppel verzichtet ebenfalls auf Angaben darüber, ob es sich bei den einzelnen Wortmeldungen um einen Brief, eine Postkarte oder etwas anderes handelt. Es heißt zwar in der editorischen Notiz: „Rechtschreibung und Zeichensetzung der Originalbriefe wurden im Allgemeinen beibehalten" (S. 16). Freilich wurden (fehlende) Interpunktion und „offensichtliche Schreibfehler [...] stillschweigend", also nicht nachvollziehbar, verbessert (ebd.). Während Knüppel zur Entschlüsselung von Namenskürzeln und Initialen die Ergänzungen in eckigen Klammern hinzufügt, fragt man sich, wieso dasselbe nicht auf sprachlicher Ebene möglich gewesen wäre. Und, so fragt man sich weiter: Gab es nirgends durchgestrichene Passagen oder Worte, die wieder lesbar gemacht werden konnten? – Es gibt kaum Briefwechsel ohne solche Stellen, Knüppel verzeichnet jedoch keine. Unverständlich ist ferner die Entscheidung: „*Eine* belanglose, undatierte und nicht datierbare Postkarte wurde nicht aufgenommen" (S. 17). Sie besaß gewiß mehr Text als Landauers Karte (?) vom 4. Januar 1911. Wer die weggelassene Karte dennoch sehen möchte, kann lange suchen. Wie im Fall der abgedruckten Briefe und Postkarten fehlen Angaben zum genauen Fundort.

Alles in allem wird von Knüppel weder ein politischer Dialog vernünftig dokumentiert noch eine Korrespondenzausgabe vorgelegt, die editorisch-wissenschaftlichen Kriterien genügt. Das fügt sich zwar in die Tradition der gut gemeinten, jedoch zweifelhaft edierten Mühsam-Ausgaben ein, von denen insbesondere in den siebziger und achtziger Jahren in westdeutschen Alternativverlagen Dutzende erschienen sind. Es stimmt aber traurig, daß eine Erich-Mühsam-Gesellschaft, welche sich der Pflege von Mühsams Andenken und der Verbreitung seines Werks zum Ziel gesetzt hat, offensichtlich glaubt, eben diese falsche Fährte im 21. Jahrhundert weiterverfolgen zu müssen.

1 *Siehe meine Rezension, in: IWK, Jg. 28 (1992), H. 4, S. 580–582.*

Hubert van den Berg, Leiden

Mensch sein, das heißt ... – Rosa Luxemburg und ihre Freunde in Geschichte und Gegenwart. Internationales Kolloquium anlässlich des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Annelies Laschitza. Hrsg. von Rainer Holze und Eckhard Müller. 2 Teile (= Pankower Vorträge, H. 69). – Berlin: Helle Panke zur Förderung von Politik, Bildung und Kultur e. V. 2004. Teil 1: 63 S. Teil 2: 63 S.

In Zeiten, in denen Lehrstühle und Forschungseinrichtungen, die die Geschichte der Arbeiterbewegung zum Gegenstand hatten, im Osten aber auch im Westen Deutschlands abgewickelt wurden bzw. werden, akademische Festakte – schon gar nicht zu reden von Festschriften – anläßlich von Jubiläen renommierter Wissenschaftler dem Verdikt des Zeitgeistes verfallen sind, gewinnt die Initiative gemeinnütziger Vereine, diese Tradition mit den ihnen eigenen Mitteln weiterzuführen, zunehmend an Bedeutung. Aufmerksamkeit und Anerkennung verdienen deshalb die nun schon zahlreichen Veranstaltungen, die die Rosa-Luxemburg-Stiftung in Berlin, Brandenburg und Sachsen, das Jenaer Forum (Thüringen), aber auch der Verein „Helle Panke" (Berlin), der Förderkreis Archive und

Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung (Berlin), die Johannes-Sassenbach-Gesellschaft (Berlin), oder der Förderkreis für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung (Berlin) aus diesem Anlaß veranstaltet haben. Der Ertrag einiger dieser Veranstaltungen ist in Form von Publikationen einem interessierten Publikum zugänglich gemacht worden, das an den Debatten selbst nicht teilnehmen konnte. Leider finden diese Editionen, die zumeist der Gattung „graue Literatur" zuzurechnen sind, zu selten eine wünschenswerte Beachtung in Form von Rezensionen oder Annotationen, was für die hier zu referierenden zwei Hefte der „Pankower Vorträge" des Vereins „Helle Panke" glücklicherweise nicht zutrifft.

Bereits unmittelbar nach dem Kolloquium zu Ehren der international bekannten und geschätzten Rosa-Luxemburg-Forscherin Annelies Laschitza am 21. Februar 2004 hatten Teilnehmer auf das hohe wissenschaftliche Niveau des Forums und der dort vorgetragenen Forschungsergebnisse von 13 Wissenschaftlern aus fünf Ländern verwiesen. Daß dieser Maßstab nicht zu hoch angesetzt war, läßt sich nun anhand der genannten Publikation nachvollziehen, die dankenswerterweise von Rainer Holze und Eckhard Müller (Teil 1, S. 5 f.), die schon an der Vorbereitung des Kolloquiums maßgeblich beteiligt waren, vorgelegt wurde.

Der einleitende Beitrag (Teil 1, S. 7–22) des langjährigen Mitarbeiters einer von Annelies Laschitza geleiteten Forschungsgruppe, ihres Schülers Hartmut Henicke, „Annelies Laschitza – ein aufregendes und ergebnisreiches Historikerleben", geht weit über eine übliche Laudatio hinaus. Indem Henicke den mit Kompromissen gepflasterten Weg der Luxemburg-Forschung in der DDR ohne Beschönigung nachzeichnet, zugleich aber auch überzeugend belegt, wie es im mühevollen und mutigen Ringen namentlich von Laschitza, Günter Radczun und anderen gelang, Rosa Luxemburg von der Stalinschen Stigmatisierung als „Halbmenschewistin" zu befreien und die distanzierte Haltung der SED-Führung ihr gegenüber Schritt für Schritt zurückzudrängen, hat er nicht nur der Jubilarin die ihr gebührende Reverenz erwiesen, sondern auch beachtenswerte Akzente für eine Geschichte der DDR-Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung gesetzt. Die dann folgenden „Einblicke in eine entstehende neue Liebknecht-Biographie" von Annelies Laschitza (Teil 1, S. 23–33) wecken nicht nur hohe Erwartungen, sondern auch den Wunsch, daß dieses neue Projekt der Jubilarin recht bald abgeschlossen und einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich sein möge.

Die meisten der übrigen elf Beiträge beschäftigen sich, dem Thema des Kolloquiums folgend, mit dem vielschichtigen Problem der Beziehungen Rosa Luxemburgs zu Weg- und Kampfgefährten. Einige Referate sind der Rezeptionsgeschichte gewidmet. Ausnahmslos alle Redner stellten neue Forschungsergebnisse vor oder vermittelten Anstöße für die weitere Rosa-Luxemburg-Forschung. Feliks Tych (Warschau) machte mit „Rosa Luxemburg – Leo Jogiches. Ein paar Bemerkungen zum Thema" (Teil 1, S. 34 bis 39) auf die immer noch völlig unzureichende Würdigung der Leistungen und Verdienste von Jogiches vor allem um die deutsche Arbeiterbewegung aufmerksam. An wenigen Beispielen demonstrierte er die beeindruckende Weitsicht dieses ungewöhnlichen Menschen, der, fast immer im Verborgenen wirkend, wichtige Entscheidungen und Prozesse dennoch nachhaltig beeinflußt hat. Ursula Herrmann (Schwielochsee) widmete ihren Beitrag (Teil 1, S. 40–48) „August Bebel und Rosa Luxemburg" „ihrem Miteinander und Widerstreit im Ringen um eine revolutionäre sozialistische Partei". Gilbert Badia (Paris), der leider kurze Zeit später verstorben ist, beschäftigte sich mit Clara Zetkins Jahren in Paris und ihren Beziehungen zu Rosa Luxemburg ab 1899 (Teil 1, S. 49–54), während Jakow Drabkin (Moskau) Rosa Luxemburg – neben Karl Liebknecht, Franz Mehring, Clara Zetkin als eine der vier Aufrechten würdigte (Teil 1, S. 54 f.).

Till Schelz-Brandenburg (Bremen) stellte seine Überlegungen unter das Motto „Rosa Luxemburg und Eduard Bernstein – Antipoden und Leidensgenossen" (Teil 2, S. 7–21). Er verglich anhand reichhaltigen Materials beider Haltung zum Antisemitismus, zu Fragen der Arbeiterbewegung, Partei, Revolution und Reform, verwies auf Trennendes und Gemeinsamkeiten und mahnte überzeugend, diese beiden „Antipoden", zwischen denen es jedoch nie zu „persönlichen Fehden" gekommen ist, nicht eingeengt einseitig zu sehen, sondern vielmehr „offen zu sein für Widersprüche und Eindrücke abseits der Schablone". Holger Pollit, Leiter des Büros der Berliner Rosa-Luxemburg-Stiftung in Warschau, behandelte aktuelle Prozesse in Polen („Ernüchterung

und Zuversicht. Beobachtungen in zerfahrener Zeit"; Teil 2, S. 22–29). Er verglich u. a. Passagen aus Rosa Luxemburgs Dissertation zum Aufstieg von Łódź zu einem bedeutenden Zentrum der Textilindustrie mit dem seit Jahren fortschreitenden Niedergang dieser „800 000 Einwohnerstadt zu einem der sozialen Brennpunkte Polens". Eine bemerkenswerte Studie präsentierte der Slawist Erhard Hexelschneider (Leipzig). In seinem Beitrag, „Rosa Luxemburg und Wladimir Korolenko" (Teil 2, S. 30–38), analysierte er die „Einleitung", die Rosa Luxemburg ihrer Übersetzung von Korelenkos „Geschichte meines Zeitgenossen" vorangestellt hatte. Überzeugend verwies er dabei auf erstaunliche Bezüge zwischen diesem literarischen Essay und dem zeitgleich im Gefängnis entstandenen Manuskript „Zur russischen Revolution". Erwin Lewin (Berlin) widmete seine Hommage an die Jubilarin dem Thema: „Eine kaum bekannte Biografie: Zum Wirken des albanischen Revolutionärs Koco Tashko (1899 bis 1984) (Teil 2, S. 39–44). Jutta Seidel (Leipzig) referierte Übereinstimmungen und Differenzen zwischen Rosa Luxemburg und Jean Jaurès und hob dabei hervor, daß das höchste Maß an Gleichklang zwischen beiden in ihrem gemeinsamen Kampf gegen Militarismus und Krieg erreicht worden ist. Sie schloß ihre „Anmerkungen" mit einer Erinnerung an die Leipziger Lehrerin und Sozialistin Liddy Pientka, die sie und die Jubilarin in jungen Jahren nicht zuletzt durch ihr von dem Vorbild Rosa Luxemburg geprägtes Engagement nachhaltig beeinflußt hat (Teil 2, S. 45–49). Narihiko Ito (Tokio) informierte über die Arbeit an einer 17 Bände umfassenden Ausgabe von Rosa Luxemburgs „Gesammelten Werken" in Japan. In diese Ausgabe beabsichtigt er auch, neu identifizierte Artikel und die bisher ungedruckten Arbeiten Rosa Luxemburgs in polnischer Sprache aufzunehmen (Teil 2, S. 50–55). Ottokar Luban demonstrierte anhand von fünf Beispielen (Teil 2, S. 56–63), wie durch Auswertung neu erschlossener Archivalien bzw. nochmalige akribische Befragung bereits bekannter Quellen ergänzende Informationen besonders zum letzten Lebensabschnitt von Rosa Luxemburg (1915–1919) gewonnen werden können, obwohl auch dann noch ForschungsAdesiderate zu beklagen sein werden.

Die Beiträge werden ergänzt durch ein Publikationsverzeichnis von Annelies Laschitza für die Jahre 1959 bis 2004, in dem 88 Titel aufgelistet sind (Teil 1, S. 57–63). Ärgerlich, wenn auch den Gesamteindruck keinesfalls schmälernd, sind einige kleine Fehler, die bei der Endredaktion übersehen wurden (z. B. das falsche Datum der Reichstagseröffnung 1932 durch die Alterspräsidentin Clara Zetkin [Teil 1, S. 52] und „Sozialistengesetze" statt „Sozialistenkongresse" [Teil 2, S. 47]).

Den Herausgebern und der „Hellen Panke" ist für diese wichtige Publikation zu danken.

Heinz Deutschland, Berlin

MÜLLER, Reinhard: **Herbert Wehner – Moskau 1937**. – Hamburg: Hamburger Edition 2004. 570 S.

Das vorliegende Buch ist eine Fortsetzung im Sinne einer Vertiefung der Publikation „Die Akte Wehner".[1] Es ist bereits vielfach – und kontrovers – besprochen worden. Den meisten Beurteilungen des von Reinhard Müller nachgezeichneten Lebenswegs von Herbert Wehner bis zum Ende des ersten Moskauer Exiljahrs 1937 als Kulminationspunkt (S. 22–256, nur in Anmerkungen geht die Darstellung darüber hinaus) ist abzulesen, wie nah oder fern die Rezensenten diesem Homo politicus gegenüberstehen und wie sie ihn und seine Wandlungen „vom libertären Anarchisten zum linientreuen Parteikader" – so die zweite der Kapitelüberschriften – und besonders, da von ihm selbst dargestellt, vom stalinistischen Kommunisten zum Protagonisten eines „demokratischen Sozialismus" im Lichte seiner Karriere in der SPD und der Bundesrepublik Deutschland einschätzen. Entsprechend fällt die Würdigung der Arbeit Müllers aus. Angelpunkt ist jeweils die recht interpretativ gestaltete Konfrontation der autobiographischen „Notizen" bzw. deren Publikation als „Zeugnis"[2] mit 18 im Anhang (S. 282 bis 483) abgedruckten Dokumenten aus dem Jahr 1937 und eine Synopse von Wehner-Texten und NKWD-Direktiven unter der nicht mißzuverstehenden, in dieser Rigorosität aber wohl kaum zu rechtfertigenden Überschrift „Textvorlagen für das NKWD: Konkordanzen und Vergleiche" (S. 484–518). Die Konfrontation ist der in der Wahl pejorativ gestalteter Formulierungen nicht gerade zimperlichen Charakterisierung Wehners inhärent. Ihr Ergebnis nimmt Müller

im ersten Kapitel mit dem kennzeichnenden Titel „Inszenierte Erinnerung" vorweg (S. 9–21): „Seine [Wehners] frühen ‚Notizen' sind ein geschickt verfertigtes *mixtum compositum* aus Fakten, Fiktionen und Verdrängungsmustern", und er fordert für die „Wehner-Forschung", daß „dieser autobiographische Text [...] mit Archivquellen konfrontiert" werde (S. 19) – wozu er mit dieser Publikation einen Beitrag leisten will und auch leistet.

An der methodischen Vorgehensweise setzt allerdings meine Kritik an. Daß „Wehner-Forschung" selbst noch für die Gefängnis-, Zuchthaus- und Internierungslagerzeit in Schweden zwischen Frühjahr 1942 und Sommer 1945 genuin Erforschung der ideologisch, individuell und organisatorisch vielfach verschlungenen Strukturen des Kommunismus im 20. Jahrhundert ist, erhellt sich aus den darstellendenden Kapiteln. Doch Müller stützt sich bei den Primärquellen fast ausschließlich auf Material kommunistischer Provenienz (Komintern bzw. EKKI, KPD, NKWD usw.), das er zudem nicht quellenkritisch hinterfragt und überdies nicht nur explizite, sondern auch implizite auf Wehner zuspitzt. In diesem Zusammenhang frage ich: Was bezweckt Müller mit den auf den Seiten 259 bis 281 wiedergegebenen etwa 70 Biographien von emigrierten deutschen Opfern des stalinistischen Terrors, wenn er schreibt: „Dies impliziert jedoch nicht, daß deren Verhaftungen ausschließlich auf die Meldungen und Berichte Herbert Wehners zurückzuführen sind" (S. 259, Anm. 1)?

Negative und positive Urteile über fast alle deutschen politischen Exilanten jedweder weltanschaulicher Couleur finden sich in vielen Berichten, Briefen, Erinnerungen von Zeitgenossen; hier werden die negativen zitiert. Der positive Eindruck, den z. B. Alfred Kantorowicz nach dem Referat Wehners über die Brüsseler Konferenz der KPD im Oktober 1935 vor der KPD-Fraktion im Schutzverband deutscher Schriftsteller in seinem Tagebuch notierte, dient lediglich der Aufzählung der Tätigkeiten und Aufgaben Wehners in Paris; sie erscheinen aufgrund von Wehners eigenen Berichten nach Moskau wohl etwas übertrieben. Daß Wehner 1935/1936 auch nach Zeugnissen KPD-kritischer Sozialdemokraten und Sozialisten einen guten, ehrlichen Eindruck machte und daß z. B. Heinrich Ehrmann von Neu Beginnen während der Beratungen in der Programmkommission des Volksfrontausschusses über einen Appell an das deutsche Volk, die nach dem ersten Moskauer Schauprozeß, den weitergehenden Verfolgungen in der Sowjetunion und Ulbrichts Aufruf zur „Versöhnung des deutschen Volkes" äußerst mühsam verliefen, bei Wehner „schlechtes Gewissen" zu bemerken glaubte, kann man man hier nicht lesen, da keine anderweitigen Quellen herangezogen wurden.

Infolge mangelnder oder nicht datierter oder nicht datierbarer oder nicht unterzeichneter Quellen kann Müller oftmals nur im negativen Sinne „vermuten" oder „annehmen", oder aber er konstruiert. So auch bei den Hinweisen auf und Zitaten aus Artikeln der KPD- und Kominternpresse, wobei er, um nur ein Beispiel zu nennen, in der Frage der kolonialen Ansprüche des „Dritten Reiches" 1936 und 1939 eine direkte Verbindung zwischen einem gezeichneten und einem anonymen Artikel herstellt. Überhaupt läßt Müller sich relativ breit über anonym erschienene Beiträge (Wehners?) in den Medien aus, und nur in einer Anmerkung sagt er, daß aus konspirativen Gründen – manchmal auch gegenüber Genossen – Anonymität oder Wahl eines Pseudonyms bzw. des Parteinamens eher die Regel als die Ausnahme war; nur die ganz hohen Funktionäre, wie Georgi Dimitroff, auch Wilhelm Pieck, zeichneten mit ihrem richtigen Namen. Übrigens weist der Autor das Pseudonym „H. M." – „Hans Möser" oder nur „Möser" – Wehner zu; ich habe es Walter Ulbricht zugeschrieben; mag sein, daß er recht und ich unrecht habe. Ich stütze meine Zuweisung außer auf den Duktus der betreffenden Artikel auf die 10. Ausbürgerungsliste (doch zugegeben: die NS-Behörden können sich geirrt haben); auf die Chronologie von Ereignissen, Reisen von Funktionären, Erscheinungsdaten von Artikeln, des weiteren auf meine Überlegungen rund um die Auseinandersetzungen um ein Volksfrontprogramm innerhalb der KPD-Führung, bei der Ulbricht eine führende negative Rolle spielte, doch schließlich dem EKKI klein beigeben mußte (in die Enge getrieben, konnte er stets eine Kehrtwendung machen und auf das hämmern, was er eben noch verworfen hatte), sowie auf die Präsentation (der Eckpunkte) der in Moskau verfertigten Entwürfe für die „Richtlinien für die Ausarbeitung einer politischen Plattform der deutschen Volksfront" durch Pieck vor der Auslandsleitung der KPD in Prag, wo Ulbricht den Ton setzte und Wehner

nur am ersten Tag anwesend war, vor den Vertretern der Arbeiterparteien im Volksfrontausschuß und auf der Sitzung des Volksfrontauschusses am 8. bzw. 9 Juni 1936 – auf beiden Veranstaltungen war Wehner abwesend – und auf der anschließenden (teilweise) erweiterten Politbürotagung in Paris.

Im ganzen ist es schade, daß Müller und ich uns während unserer in den letzten zwei/drei Jahren vor Fertigstellung unserer Bücher[3] parallel verlaufenden Arbeit nicht ausführlicher ausgetauscht haben. Es finden sich immer wieder Punkte, wenn auch in der Regel kleine, bei denen man sich sagt, zumindest ich mir sage: Das hätte ich vorher wissen sollen. Müller hätte beispielsweise über den Lutetia-Kreis und den Volksfrontausschuß in Paris Genaueres von mir erfahren können als aus einer Veröffentlichung eines Dritten von 1994, die naturgemäß noch auf einer weitaus schmaleren Quellenbasis beruht.

Meine Kritik nimmt nicht weg: Jenseits seines Fokus auf den organisierten und zur Staatsmacht erhobenen Kommunismus im 20. Jahrhundert und jenseits seiner besonderen, manisch wirkenden Fixierung auf Herbert Wehner hat Reinhard Müller mit seinen unermüdlichen dokumentarischen Publikationen über Verstrickungen im Circulus vitiosus der Opfer/Täter des stalinistischen Systems, und gerade auch mit der hier besprochenen Publikation, Einblicke in die universell und durch die Geschichte des Homo sapiens hindurch bis in unsere Gegenwart sich zeigenden Abgründe menschlicher Verhaltensweisen im Dienste oder unter der Knute einer als absolut gut und einzig richtig aufgefaßten und machtbewußt vertretenen Weltanschauung verschafft, sei sie religiös (Beispiel: die Ketzer- und Hexenvervolgungen der katholischen Kirche im Hoch- und Spätmittelater) oder säkular (wie eben der Bolschewismus vor allem Stalinscher Prägung) inspiriert. Dafür ist ihm zu danken.

1 *Reinhard Müller, Die Akte Wehner. Moskau 1937 bis 1941, Berlin 1993.*

2 *Notizen, Manuskript 1946; Zeugnis. Hrsg. von Gerhard Jahn, Köln 1982.*

3 *Für Müller siehe das vorliegende Buch, für die Rezensentin siehe: Ursula Langkau-Alex, Deutsche Volksfront 1932–1939. Zwischen Berlin, Paris, Prag und Moskau. 3 Bde., Berlin 2004, 2005.*

Ursula Langkau-Alex, Amsterdam

SCHÄLIKE, Waltraud: **„Ich wollte keine Deutsche sein." Berlin-Wedding – Hotel „Lux" – Dietz Verlag.** Hrsg. von Frank Preiß. Aus dem Russischen übersetzt von Karl Harms, Frank Preiß und Ruth Stoljarowa. – Berlin: Karl Dietz Verlag 2006. 344 S.

Die Berliner Seiten in den Erinnerungen von Waltraud Schälike können nur kurz sein, umfassen sie doch ihre ersten vier Lebensjahre. Sie stützen sich auf das Tagebuch ihrer Mutter, darunter Notizen über Verhaftung und Festungszeit ihres Mannes, des Gründers und Leiters des Verlages der Kommunistischen Jugendinternationale. Er ging mit Frau und Tochter 1931 nach Moskau, dort Mitbegründer und Mitarbeiter der Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter. Seine Tochter erinnert sich an das Prominentenhotel „Lux" und Begegnungen mit Lotte Kühn (Ulbricht), Erich Wendt und anderen Emigranten wie an Spiele mit deren Kindern, an die deutsche Schule und einige ihrer Mitschüler. Sie verschweigt nicht die Repressalien bis hin zum Mord an Bewohnern des „Lux" und Eltern von Schulkameraden. Aus späterer Sicht meint sie, der Glaube ihrer Eltern an den Kommunismus und die Sowjetunion sei unerschütterlich gewesen. Sie „verstanden nicht, dass alles, was in der UdSSR geschah, eine Einheit bildete und zusammengehörte, sowohl das, was Schrecken erzeugte, als auch das, was Begeisterung auslöste. Eines war durch das andere bestimmt, und das eine war nicht ohne das andere möglich" (S. 77). Von 1941 bis 1943, in den Lebensjahren von 14 bis 16, mußte sich Waltraud Schälike ohne Eltern im entlegenen und einsamen Internat unter unsäglichen Bedingungen behaupten, dazu ihre beiden kleinen Brüder umsorgen, die sie als Mama ansahen. Nur brieflich konnte sie der Mutter ihre Probleme anvertrauen und diese versuchen, ihr auf solche Weise zu helfen, was lange Briefauszüge sehr anrührend illustrieren. Auch die folgenden Jahre bis 1945 prägten weniger der Unterricht, sondern harte Arbeitseinsätze. Lediglich zehn Seiten handeln vom weiteren Schicksal der Familie Schälike: der Vater als Leiter des Dietz Verlages, die Mutter dort Redakteurin, ein Bruder NVA-Offizier, der andere Physiker, 1984 verurteilt und in die BRD abgeschoben, die Autorin selbst Historikerin und Hochschullehrerin in Frunse und Osch.

Klaus Drobisch, Berlin

Vor die Tür gesetzt. Im Nationalsozialismus verfolgte Berliner Stadtverordnete und Magistratsmitglieder 1933–1945. Hrsg. vom Verein Aktives Museum e. V. – Berlin: Verein Aktives Museum 2006. 416 S.

Das Projekt wurde bereits 1985 durch die Fraktion der Alternativen Liste im Berliner Abgeordnetenhaus auf den Weg gebracht. Eine Forschungsgruppe an der Freien Universität Berlin begann mit der Erforschung von 300 Biographien. Jetzt hat der Verein Aktives Museum unter Leitung von Christiane Fischer-Defoy von den etwa 1000 Stadtverordneten und Magistratsangehörigen, die zwischen 1919 und 1933 in den parlamentarischen Institutionen Berlins wirkten, 419 durch das NS-Regime Verfolgte vorgestellt. Kriterium der Auswahl war der „Verlust des Mandates und der Entzug der Wirkungsmöglichkeiten in einem demokratisch gewählten Parlament" (S. 10). Entsprechend den Wahlergebnissen nach der Revolution 1918/19 und der Bildung der Stadtgemeinde Groß-Berlin 1920 bis zu den Wahlen am 12. März 1933 stehen in der Auswahl den Vertretern bürgerlicher Parteien numerisch etwa achtmal so viele Abgeordnete der Linksparteien gegenüber, die zuerst nach Errichtung der NS-Herrschaft terroristisch verfolgt wurden; auch die Abgeordneten der Staatspartei und des Zentrums verloren ihre Funktion, die Abgeordneten der deutschnationalen „Kampf-Front Schwarz-Weiß-Rot" gingen in die NSDAP über, die Frauen mußten ihre Tätigkeit beenden, wie denn 1934 die Rumpfversammlung insgesamt. So ist der Band zuerst und vor allem ein profunder Beitrag zur Berliner Stadtgeschichte, speziell aber ein hervorragendes Forschungsergebnis zur Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung.

Der Titel des Bandes ist von der Gestaltung der gleichzeitig zunächst im Berliner Rathaus, dann im Abgeordnetenhaus präsentierten Ausstellung übernommen: 32 Abgeordnete sind auf dem umgekippten, „vor die Tür gesetzten" Stuhl vorgestellt, symbolisch für den Rauswurf aus Parlament bzw. Magistrat im Frühjahr 1933. Bei diesem widerrechtlichen Akt blieb es bekanntlich nicht: von den 419 Verfolgten sind 49 Stadtverordnete und Magistratsmitglieder ermordet worden: 42 starben durch die mörderische Maschinerie des NS-Regimes oder begingen infolge der Verfolgungsmaßnahmen in Deutschland Selbstmord, sieben von ihnen wurden in der Sowjetunion, in der sie Zuflucht gesucht hatten, Opfer der stalinistischen „Säuberungen". Alle ihre Namen sind heute auf einer Gedenktafel im Berliner Rathaus verzeichnet (Text S. 13–15).

Die 419 Kurzbiographien sind einheitlich gestaltet und alphabetisch geordnet: Foto (nach Möglichkeit), Lebensdaten mit Geburts- und Sterbeort, Parteizugehörigkeit und Funktion im jeweiligen Wahlkreis, ein persönlich bezeichnender Ausspruch und eine Skizze über Leben und Wirken, Hinweise auf ein Gedenken (durch Straßennamen, Gedenktafeln o. ä.) im heutigen Stadtbild (S. 137–386).

Die Einzelbiographien fallen je nach Quellenlage unterschiedlich aus, die verständlicherweise oft kompliziert ist. Am Schluß des Buches (S. 387–391) sind Namen und Daten von Politikern aufgeführt, „deren Verfolgung wahrscheinlich, aber nicht belegt ist". Das sollte eine Aufforderung sein, weiter zu forschen, so wie es hier beispielhaft geschehen ist. Der Zugewinn an Detailkenntnissen ist denn auch beträchtlich. Selbstverständlich finden wir so bekannte Berliner Politiker wie Oberbürgermeister Gustav Böß, Stadtrat Ernst Reuter, die Stadtverordneten Theoder Heuß oder Wilhelm Pieck, die in einschlägigen Nachschlagewerken aufgeführt werden, aber häufig ohne ihre Funktionen *in der Stadt*, von solchen Persönlichkeiten wie Anna Nemitz, Ella Kay, Dr. Karl Kollwitz, Bernhard Lichtenberg, Hermann Lüdemann, Max Kreuziger, Kurt Löwenstein, Johannes Sassenbach, Kurt Rosenfeld u. v. a. gar nicht zu reden: sie sind z. T. heute durch Straßennamen (besonders viele in Berlin-Neukölln, ehemals Zentrum der Arbeiterbewegung) benannt, jedoch weithin unbekannt und auch nicht in den gängigen Standardwerken nachgewiesen. Eine Großzahl der 419 wird jedoch erstmalig vorgestellt, und es wäre an der Zeit, diese die Berliner Politik oft viele Jahre prägenden Politiker, besonders auch die Funktionäre der Arbeiterparteien in die entsprechenden Werke aufzunehmen.

Durch einordnende, überblickende Aufsätze leisten die Autoren weitere beachtenswerte Beiträge zur Stadtgeschichte. Neben einem knappen, etwas zufällig geratenen Überblick zur Stadtverordnetenversammlung im neuen Rathaus von 1870 bis 1933 (S. 35–51) gibt Christiane Hoss eine Studie über „Geographische und soziale Herkunft, Berufsstruktur und Karrieren von Stadtverordneten und Magistratsmitgliedern im

‚Roten Berlin'" (S. 53–79). Besonders bemerkenswert ist der Nachweis vom höheren Frauenanteil der Stadtverordneten bei KPD und SPD, der hohe Prozentsatz (35 Prozent) junger Abgeordneter (Jg. 1891–1901) der KPD sowie die erhebliche Zahl von Zuwanderern aus den preußischen Provinzen und deutschen Ländern, speziell von Juden. Sicherlich wird die Problematik „Rotes Berlin" (S. 74) wie auch andere Probleme der Stadtgeschichte weiter genauer zu untersuchen sein, jetzt heißt es: „[...] das republikanische Berlin war nicht ‚rot', nicht sozialistisch. Es war eine in der ersten Zeit mit einer linken Mehrheit regierte Stadt". Aber was war Berlin im Verständnis der Zeit? Davon sprechen in sehr unterschiedlicher Weise die unterschiedlich rot geprägten Biographien der Stadtpolitiker. Sie sind repräsentativ und wer sich nicht mit dem groben Raster von Moskauhörigkeit und Sozialfaschismusschimpfe abfinden will, sondern sich über die vielfachen Schattierungen des politischen Lebens informieren möchte, der wird über diese Biographien Zugang finden.

Ihre Verfolgung in der Zeit des herrschenden Nationalsozialismus untersucht Andreas Herbst (S. 80–111), der das Gesamtprojekt maßgeblich gestaltete. Im Detail wird nachgewiesen, wie sich die Vorahnung des Bürgermeisters Fritz Elsas am 27. Februar 1933 erfüllte: Wir „fliegen [...] wohl alle raus". Besonders brutal wurden die KPD- und SPD-Funktionäre verfolgt. Am 18. September 1933 wurde als erster Stadtverordneter der Kommunist Hermann Scheffler ermordet. Gleichfalls unterdrückt – etwas weniger scharf – die wenigen „bürgerlichen" Abgeordneten. Die NS-„Säuberungen" betrafen in gleicher Weise die 20 Bezirksämter, die Bürgermeister und Stadtbezirksverordneten, auch hier sind viele Arbeiterfunktionäre wieder zu entdecken. Als positive Beispiele kann man auf den langjährigen Bezirksbürgermeister von Treptow (1921–1933) Julius Grunow und den Stadtrat Max Peters, beide USPD/SPD, verweisen, hier erstmals verzeichnet. Natürlich müßten die Abgeordneten *aller* Parteien berücksichtigt werden.

Ein gesonderter Abschnitt ist der „Antisemitischen Verfolgung von Stadtverordneten und Magistratsmitgliedern" (S. 96–98) gewidmet. Der NS-Terror richtete sich besonders gegen diejenigen Politiker, die „Juden und Kommunisten/Sozialisten" waren und betraf auch deren Familien. So z. B. die greise Luise Kautsky, Stadtverordnete 1920/21, aus der Emigration in Amsterdam nach Auschwitz verschleppt und ermordet; die Tochter des nach den USA emigrierten Hugo Heimann, Johanna; die Frau des Stadtverordneten Paul Hildebrandt, Elisabeth, NS-Opfer im KZ Ravensbrück; ein besonders tragischer Fall die Familie des Kommunisten Horst Fröhlich (S. 101 f.).

Mit einigen Beispielen ist der Widerstand ehemaliger Stadtverordneter und Magistratsmitglieder (S. 102 ff.) belegt, so Maria Heisig, Fritz Lange, Eduard Zachert; wenige hatten Verbindungen zu den Verschwörern des 20. Juli 1944 (Fritz Elsas), aber die NS-Verhaftungsaktion „Gewitter" griff nach fast 70 „System-Politikern", die der Sympathie mit dem Widerstand verdächtig waren (so z. B. Max Urich vom DMV), und einige verloren noch in den letzten Monaten des kriegerischen Gewaltregimes ihr Leben (S. 106 – Edmund Alexander, Karl Bublitz, Emil Buchholz, Kurt Gärtner).

Die Reihe der Aufsätze beschließt Christine Fischer-Defoy mit einem Beitrag zur Emigrationsgeschichte der Verfolgten (S. 112–132), einer bisher nicht bearbeiteten Thematik, sehr eindrucksvoll, leider ohne Quellennachweise. Von den Stadtverordneten und Magistratsmitgliedern sind 61 emigriert, darunter 13 Frauen, 30 waren KPD-Mitglieder, 17 SPD-, zwei SAP- und neun bürgerliche Politiker. Sie gehörten zu den ersten deutschen Flüchtlingen, Ausgebürgerten, Vertriebenen, eben Emigranten, die den NS-Verfolgungen entkamen, vor allem in die Tschechoslowakei, nach Frankreich, in die Niederlande und in die Sowjetunion. Von den Emigranten waren (nach nationalsozialistischer Auffassung) 23 jüdischer Abstammung, „nichtarisch". Die erste große Gruppe verließ das Land bereits 1933, eine weitere schaffte noch 1938/39 den Weg in die Freiheit, die leider schon bald nach den Überfällen Nazi-Deutschlands auf die Großzahl der europäischen Staaten für manche Emigranten ein schreckliches Ende nahm (Familien Asch und Rosenthal, Erich Gentsch in den Niederlanden, Leonhard Holz in Frankreich). Ein besonders erschütterndes Kapitel in der Exilgeschichte handelt von denjenigen, die in die UdSSR emigrierten. Hier gab es unter Tausenden kommunistischer Emigranten 15 Berliner Stadtverordnete, von denen sechs (S. 11 = sieben) dem stalinistischen Terror zum Opfer fielen, unter ihnen der Altrevolutionär Paul Scholze.

Von 61 Emigranten kehrten 19 nach der Befreiung nach Berlin zurück, 14 nach Ost-, fünf nach West-Berlin. Es ist sehr zu begrüßen, daß die Biographien über das Jahr 1945 hinaus geführt sind. Sie zeigen, daß die historischen Erfahrungen von noch überlebenden Politikern zwar unterschiedlich, aber durchweg beachtet wurden, überdeckt durch den Kalten Krieg, der bekanntlich in Berlin besonders hart ausgetragen wurde: allein der oftmalige Streit um die „Anerkennung" als Widerständler, die Streichung der Unterstützung beim Verharren auf unliebsamen Positionen, dazu das Totschweigen der im Asylland UdSSR umgebrachten Kommunisten, ihre verschämte, schmallippige „Rehabilitierung", z. T. erst nach Jahrzehnten; manche verdiente, leider noch immer ausstehende öffentliche Ehrung. Jedoch konnten mindestens 50 Frauen und Männer nach den ersten demokratischen Wahlen am 20. Oktober 1946 wieder kommunale Funktionen wahrnehmen (S. 109).

Die Gesamtleistung verdient uneingeschränktes Lob; die Beiträge der Autoren hätten durch Kennzeichnung der Einzelbiographien anerkannt werden können. Die Integration in die Berlin-Geschichtsschreibung ist notwendig, die Fortführung der biographischen Forschungen erforderlich. Der Dank gilt dem Verein Aktives Museum, den unterstützenden Institutionen und Persönlichkeiten, darunter dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses Walter Momper, der Buch und Ausstellung förderte und vorstellte, vor allem wohl den Angehörigen der Verfolgten.

Ingo Materna, Berlin

100 Jahre Sozialhygiene, Sozialmedizin und Public Health in Deutschland [Elektronische Ressource]. Hrsg. von Udo SCHAGEN und Sabine SCHLEIERMACHER (= Berichte und Dokumente zur Zeitgeschichte, Nr. 8). – Berlin: Forschungsschwerpunkt Zeitgeschichte, Institut für Geschichte der Medizin 2005. 1 CD-ROM

Im vergangenen Jahr feierten die deutschen Sozialmediziner den 100. Geburtstag der Gesellschaft für sociale Medizin, Hygiene und Medicinalstatistik. Aus diesem Anlaß haben Udo Schagen und Sabine Schleiermacher vom Berliner Institut für Geschichte der Medizin eine CD-ROM vorgelegt, in deren Zentrum elf Aufsätze zur Entwicklung der Sozialmedizin und Sozialhygiene in Deutschland stehen.

In einem einleitenden Beitrag zeichnet Gerhard Baader (Berlin) den Weg von den Anfängen der „Sozialen Medizin und Hygiene" über die Rassenhygiene bis zu den sozialmedizinischen bzw. sozialhygienischen Konzepten im Deutschland der Nachkriegszeit nach. Der Vergleich zwischen der Sozialmedizin in der Bundesrepublik und in der DDR, den Baader wählt, findet sich auch in dem Aufsatz von Sabine Schleiermacher (Berlin), die für die DDR die größere Bedeutung des Präventionsgedankens betont.

Udo Schagen (Berlin) nimmt diesen vergleichenden Ansatz ebenfalls auf: In der Bundesrepublik gelangte eine sozialmedizinische Pflichtausbildung 1970 in die staatliche Ausbildungsordnung der Ärzte – anders als in der SBZ und der DDR, wo sich in Abgrenzung von der nationalsozialistischen Rassenhygiene und in Anknüpfung an die Grotjahnsche Sozialhygiene schon seit 1946 einschlägige Veranstaltungen auf den Studienplänen finden. Schagens flammendes Plädoyer für eine stärkere Berücksichtigung der Sozialmedizin im Studium der Gegenwart basiert auf der soliden Auswertung von Quellen wie Lehrbüchern und Gegenstandskatalogen. Kritisiert wird vor allem die gegenwärtige Situation. In seinem Resümee erklärt Schagen, „dass der Dethematisierung des Problemkomplexes ‚Krankheit und soziale Lage' in den Prüfungsfragen der skandalös geringe Anteil von Fragen aus den sozialwissenschaftlich-medizinischen, des psychosomatischen und vor allen zum Ökologischen [sic!] Stoffgebiet zu zählenden Fächern sowie ihrer spärlichen Präsenz als Forschungs- und Lehrinstitute an den Hochschulen entspricht" (S. 16).

Ähnlich engagiert beendet Peter Novak (Ulm) seinen konzisen Text zur Entwicklung des medizinsoziologischen Denkens. Er bedauert ausdrücklich, daß sich die Medizinischen Fakultäten zu „centers of excellence" reduzieren, die „die Molekularbiologie und Gentechnologie in den Mittelpunkt stellen" (S. 6).

Jens-Uwe Niehoff (Altwustrow) liefert zur Entwicklung der Sozialmedizin im Deutschland nach 1945 den kritischsten und vielfältigsten Beitrag der CD-ROM. Niehoff stellt grundsätzliche Fragen nach Diskursfähigkeit und Selbstverständnis des Fachs, die er wiederholt am Beispiel

der unterschiedlichen Entwicklungen in den beiden deutschen Staaten und am Zusammenprall der Wissenschaftskulturen nach 1989 illustriert. Zugleich bietet er einen Überblick über das Potential der Sozialmedizin, indem er an komplexe medizinethische Probleme erinnert.

Hier wird das Feld der Politikberatung berührt, dem Friedrich Wilhelm Schwartz (Hannover) einen grundlegenden, vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart führenden Aufsatz widmet. Schwartz weist unter anderem auf die „Kehrseite" der jüngsten Systematisierungen im Gesundheitswesen hin, wie sie etwa mit dem 2000 geschaffenen „gemeinsamen Bundesausschuß" als oberstem Entscheidungsorgan von Krankenkassen, Leistungserbringern und Patienten verbunden sind. Er befürchtet eine „Vernachlässigung von Einzelfallbeobachtungen" und Störungen der Patienten-Therapeuten-Beziehung (S. 20).

Einen stärker der Geschichtswissenschaft verpflichteten Ansatz verfolgt Sigrid Stöckel (Hannover). Sie hat sich einem speziellen Quellensegment, den Zeitschriften des Fachs, zugewandt. Stöckel skizziert die historischen Hintergründe und die politische Ausrichtung der Blätter, beginnend mit der 1903/04 gegründeten „Monatsschrift für soziale Medizin" und schließend mit der 1966 eingestellten Zeitschrift „Der öffentliche Gesundheitsdienst". Die Autorin präsentiert zahlreiche Lesefrüchte und irritiert dabei gelegentlich durch Gemeinplätze (S. 24: „Die nationalsozialistische Herrschaft wurde durch den verlorenen Krieg beendet."). Große Überraschungen fördert die Zeitschriftenanalyse nicht zutage. Die Ergebnisse lassen sich bruchlos in die Forschungslandschaft einfügen. Interessant sind vor allem die Hinweise auf vergessene Quellen. So erschien 1906 ein erster „Artikel zum Thema Eugenik" in der „Zeitschrift für soziale Medizin" – verfaßt von Wilhelm Schallmayer, jenem Arzt, der zur Jahrhundertwende ein von Alfried Krupp initiiertes Preisausschreiben mit seiner Schrift „Vererbung und Auslese im Leben der Völker" gewonnen hatte. Für die zwanziger Jahre konstatiert Stöckel die Ablösung des Ideals der karitativen „Fürsorge für Einzelne" durch das Eintreten für „Maßnahmen, die auf den ‚gesamten Volkskörper'" zielen sollten (S. 12). Mit der Machtübertragung an die Nationalsozialisten kam das endgültige Aus für das führende sozialmedizinische Organ „Archiv für Soziale Hygiene und Demographie". In seiner letzten Ausgabe wurde die Sozialhygiene in der Tradition Alfred Grotjahns als „wissenschaftlich nicht haltbar bezeichnet" (S. 33). An die Stelle des „Archivs" trat „Der öffentliche Gesundheitsdienst", der zum Zentralorgan des von den Nationalsozialisten neu strukturierten Gesundheitswesens mit seinen „Gesundheitsämtern" werden sollte. Die Organisation der Zwangssterilisierungen und – in der Kriegszeit – die Bekämpfung von Infektionskrankheiten bildeten thematische Schwerpunkte. In der kurz vor der Gründung der Bundesrepublik 1949 erschienenen Zeitschrift „Der öffentliche Gesundheitsdienst" wechselte das Paradigma erneut, zurück von der Orientierung am „Volkskörper" zum Individuum, wenn auch eugenische Fragestellungen weiterhin eine Rolle spielten – nun vor allem im Zusammenhang mit „Eheberatung" zur „Prävention unerwünschter Geburten" (S. 34). Proteste gegen die verfochtenen sozialbiologischen Konzepte, die sich an der Leistungsfähigkeit von Menschen orientierten, wurden erst im letzten Jahrgang, 1966, in der Zeitschrift publiziert. Stöckels Beitrag läßt sich als Detailstudie zu dem einen Überblick verschaffenden Aufsatz von Johannes Vossen (Berlin) lesen, der auf 15 Seiten souverän die Entwicklung des öffentlichen Gesundheitswesens von 1899 bis 1945 darbietet. Auch Dietrich Milles (Bremen) widmet sich diesem Thema, bezieht jedoch in besonderer Weise die Arbeiterbewegung ein und erinnert an das Ausmaß körperlichen Leidens während der Industrialisierung.

Die schon von Stöckel angesprochene Kontinuität im Zusammenhang mit eugenischen Fragestellungen problematisiert auch Rolf Winau (Berlin), der einen Abriß des medizinischen Biologismus vom 19. Jahrhundert bis zur Präimplantationsdiagnostik unserer Tage vorlegt. Winau sieht einen Wandel: Der NS-Eugenik „von oben" sei eine „Eugenik von unten" gefolgt, die ihren deutlichsten Ausdruck in dem Elternwunsch nach einem Designbaby finde (S. 12). Auch Michael Hubenstorfs scharfsinniger Beitrag zur Entwicklung der Staatsmedizin, die er bis 1945 als Bestandteil des „deutschen Sonderwegs" interpretiert, mündet in einer Mahnung an die Gegenwart: Nur wenige Menschen würden sich die „Errungenschaften" der Medizin „einzeln oder aus eigenen Mitteln" zunutze machen können, wenn „eine radikal-liberale Propaganda der ‚Leistungsträger'" Erfolg zeitige und zur Abschaffung des Sozialstaats führe.

Für diese CD-Rom haben einzelne Wissenschaftler ihre Computer durchforstet. So wird das Medium genutzt, um vorwiegend der Lehre, aber auch der Forschung nützliches Material zu reichen. Die CD-Rom enthält neben den Aufsätzen 37 tabellarische Lebensläufe von Sozialmedizinern mit Foto und kurzen Erläuterungen, die „Biographien" zu nennen etwas verwegen erscheint. Ähnlich irreführend ist die Bezeichnung „Bibliographien" für die unter dieser Überschrift präsentierten Dateien. Unter anderem finden sich dort eine Auflistung von Kongreßthemen sowie eine Kurzgeschichte der Zeitschrift „Das Gesundheitswesen" (J. G. Gostomzyk). Die vierte Sparte „Dokumente" füllen 21 Dateien, die eingescannte Quellentexte ebenso umfassen wie ein von Michael Hubenstorf erstelltes Verzeichnis der „Hochschullehrer der Sozialen Hygiene (1918–1933)". Man erhält also für den Preis von 12 Euro mehr als nur eine Reihe lesenswerter Aufsätze, sozusagen Gratiszugaben.

Ralf Forsbach, Bonn

Ludwig, Andreas: **Der Fall Charlottenburg. Soziale Stiftungen im städtischen Kontext (1800 bis 1950)** (= Städteforschung. Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster, Reihe A, Bd. 66). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 2005. IX, 415 S.

Die Auffindung und Sicherung des umfänglichen Bestandes der Stiftungsakten der bis zur Eingemeindung in Berlin im Jahre 1920 selbständigen Stadt Charlottenburg war Auslöser für ein Dissertationsprojekt am Fachbereich Kommunikations- und Geschichtswissenschaften an der Technischen Universität Berlin (Prof. Wolfgang Hofmann), das 2000 mit der Promotion abgeschlossen werden konnte und Grundlage des vorliegenden Bandes ist.

Der Verfasser setzt dabei die Entwicklung der als Nebenresidenz des preußischen Königshauses im 18. Jahrhundert gegründeten Stadt zu einem vielseitigen Industrie- und Wohngebiet, in dem – räumlich getrennt – sowohl ausgedehnte Arbeiterquartiere bestanden wie auch gehobene Wohnviertel, in denen nicht wenige Bezieher von Spitzeneinkommen des wilhelminischen Reiches wohnten, mit den Veränderungen auf dem Gebiet des Stiftungswesens von den traditionellen Formen der Armenfürsorge zu neuen Formen der Stiftungen zur sozialen Daseinsfürsorge und der „öffentlichen Selbstverortung" der Stifter in Beziehung. Die in der Zeit der Geldentwertung nach dem Ersten Weltkrieg abgebrochene Entwicklung kulminierte dabei in dem, was der Autor „das Charlottenburger Modell, ein Vergesellschaftungsprozess" nennt. Entsprach gegen Mitte des 19. Jahrhunderts die Charlottenburger Entwicklung der Armenfürsorge und deren Kommunalisierung mit der Annahme des „Elberfelder Systems" den üblichen Wegen, so hat mit dem Antritt eines neuen liberalen Oberbürgermeisters ab 1877 nicht nur ein Modernisierungsschub in der Stadtverwaltung sondern auch eine dynamische Urbanisierung eingesetzt. Das Vorhandensein sowohl eines wohlhabenden, sozialen Belangen aufgeschlossenen Bürgertums und einer vielfältigen, aufstrebenden Industrie schufen hier ein besonderes Finanzklima, das eine Stiftungslandschaft von großer Vielfalt schuf, so daß der Autor von einer neuerlichen „Privatisierung" der Fürsorge sprechen kann. Auch werden bei den Stiftungen jetzt mitunter ganz neue Akzente gesetzt, wie die Förderung der Waldschulen und Landschulheime. Dies darzustellen und in die allgemeine Entwicklung in Preußen einzuordnen ist das große Verdienst der Arbeit. Auch die Motive der Spender, die – soweit sie sich um öffentliche Ehrungen bewerben – von der örtlichen Polizeibehörde begutachtet wurden, werden nach der Quellenlage dargestellt.

Der zeitliche Schwerpunkt der Arbeit liegt im Kaiserreich; die darauffolgenden Zeiten des Niederganges der Stiftungen werden eher summarisch abgehandelt. Sicherlich ist es der stark selektierten Überlieferung geschuldet, wenn die Verdrängung der in Charlottenburg besonders zahlreichen jüdischen Stifter und Stiftungsvorstände nach 1933 lediglich genannt, doch nicht vertieft behandelt wird. So dürften mit neuen Vorständen viele der Stiftungen von 1933 an Zielen der NS-Volkswohlfahrt gedient haben. Der Austausch des Personals wird nicht thematisiert. Dies war eine erste Enteignung, die ein besonderes Kapitel verdient hätte. Ähnlich summarisch geht Ludwig auf das Ende der neun spezifisch als „jüdische Stiftungen" gekennzeichneten Einrichtungen ein, gegen die er erst nach 1938 eine „gezielte rassepolitisch begründete Politik" sehen will. Durch die Zusammenlegung

von 36 Stiftungen 1942 zu einer Sammelstiftung mit vier Stiftungsgruppen für Jugendunterstützungen (zehn ehemalige Stiftungen), allgemeine Unterstützungen (18 Stiftungen), Kriegsblinde (zwei Stiftungen) und Hinterbliebene von Beamten usw. (sechs Stiftungen) war auch auf diesem Gebiet die „Arisierung" abgeschlossen. Die Wiederherstellung von Einzelstiftungen nach der Währungsreform konnte dort erfolgen, wo Stiftungen mit Grundvermögen und Heimbetrieb vorhanden waren. Für die anderen Stiftungen bestanden die Regelungen von 1942 fort.

Mit dem „Fall Charlottenburg", dessen Werden und Vergehen in der vorliegenden Arbeit gut herausgearbeitet wurde, werden zugleich die Möglichkeiten, aber auch die engen Grenzen der privat organisierten Wohltätigkeit selbst unter den günstigsten Bedingungen deutlich.

Felix Escher, Berlin

Vogt, Stefan: **Nationaler Sozialismus und soziale Demokratie. Die sozialdemokratische Junge Rechte 1918–1945** (= Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 70). – Bonn: J. H. W. Dietz Verlag 2006. 502 S.

Theorie- und ereignisgeschichtlich ist die Weimarer Republik ein Faszinosum, zumal was die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung angeht. Eine erneute Illustration dieses Befundes liefert Stefan Vogts Studie zur sozialdemokratischen Jungen Rechten zwischen 1918 und 1945. Diese Strömung ist bislang meist als Ausläufer des Bernsteinschen Revisionismus oder als Vorläufer der programmatischen Entwicklung der SPD nach dem Zweiten Weltkrieg rezipiert worden. Der Verfasser setzt dieser Deutung überzeugend entgegen, daß der zunächst auf einem Treffen der Jungsozialisten in Hofgeismar 1923 formierte und später mit Erscheinen der „Neuen Blätter für den Sozialismus" (NBS) konsolidierte Kreis historisch und ideologisch „in den Kontext der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus" (S. 462) gehört. Der Konservativen Revolution ähnlich reflektiere die Junge Rechte die von Adorno und Horkheimer konstatierte Dialektik der Aufklärung sowie eine – leider nicht näher erörterte – fundamentale „Krise der bürgerlichen Gesellschaft im Übergang vom Hoch- zum Spätkapitalismus" (S. 455). Inspiriert von den Arbeiten Stefan Breuers („Anatomie der Konservativen Revolution", Darmstadt 1995) und Zeev Sternhells („Die Entstehung der faschistischen Ideologie. Von Sorel zu Mussolini", Hamburg 1999) betrachtet Vogt die jungrechten Vorstellungen als „Teil eines ideologischen Kontinuums, das von liberalen und sozialistischen bis zu neokonservativen und faschistischen Vorstellungen reicht" (S. 18). Darüber hinaus geht er davon aus, daß „die analysierten Ideen [...] in ihren Beziehungen zu gesellschaftlicher Herrschaft gesetzt und am Grad der Überwindung dieser Herrschaft, der Emanzipation also, gemessen werden" (S. 19) müssen.

Der Autor macht zunächst „drei Wurzeln der Jungen Rechten" (S. 27) aus – *ideologisch* in „Integrationsnationalismus" (S. 32) und „Kriegssozialismus" (S. 39) sowie in ethischen und religiösen Begründungsmustern des Sozialismus, *organisatorisch* in der sozialdemokratischen Jugendbewegung. Von dieser ausgehend sei es der Jungen Rechten gelungen, eine – im Vergleich zur zunehmend aus der Partei gedrängten Linken – akzeptierte Stellung im Diskurs der Weimarer Sozialdemokratie einzunehmen. Die politische Krise der parlamentarischen Demokratie habe dabei eine strukturelle Konsolidierung favorisiert; Vogt vermerkt daher „eine eigentümliche inverse Korrelation mit der politischen Entwicklung der Weimarer Republik" (S. 154). Die Instabilität Weimars sei zugleich für die sich vor allem in den NBS herauskristallisierenden Ideologie zentral gewesen. Diese wird unter dem Begriff des „Krisendiskurses" zusammengefaßt, eines Diskurses, der „die Krise, deren Ausdruck und Bestandteil er selbst ist, zwar thematisiert, die ihr zu Grunde liegenden gesellschaftlichen Verhältnisse aber nicht kritisch transzendiert" (S. 156). Anhand der zentralen Ideologeme Nation, Klasse, Staat, Demokratie und Glaube konstatiert der Verfasser eine Abgrenzung der Jungen von der extremen – bei ihm durchgehend irrtümlich als „radikal" bezeichneten – Rechten. Diese Distanzierung sei allerdings ambivalent geblieben. Sie habe weniger völkische, autoritäre und irrationale Ideen betroffen, denen die „durchaus im Einvernehmen mit ihrem eigenen Selbstverständnis als nationaler Sozialismus" (S. 255) zu beschreibende Ideologie oftmals sehr nahe gewesen sei. Zu einer von reaktionären Konzeptionen unterschiedenen Variante von

Krisenideologie habe dieser nationale Sozialismus vielmehr dadurch werden können, daß er „aus den weltanschaulichen Überzeugungen, die sich in wichtigen Punkten mit derjenigen der Konservativen Revolution berührten, andere politische Konsequenzen zog" (S. 231). So hätten die Jungen Rechten nicht nur an der Weimarer Republik, sondern auch an der avantgardistischen Rolle von Arbeiterschaft und Sozialdemokratie festgehalten.

Im letzten der Zwischenkriegszeit gewidmetem Kapitel geht Vogt der Frage der Relevanz jungrechter Ideen zur Lösung der Weimarer Krise nach. Seiner Ansicht nach stellt sich diese angesichts des Immobilismus der Sozialdemokratie geradezu zwangsläufig: die SPD „musste versuchen, die Krise der bürgerlichen Gesellschaft zu überwinden, ohne deren materielle Grundlagen anzutasten" (S. 258) und sei gleichzeitig nicht zu autoritären oder nationalistischen Lösungen bereit gewesen. Die hier in punkto deutsche Außen-, und Wirtschaftspolitik, sowie politische Strategie und Faschismusanalyse festgehaltene „fundamentale Ambivalenz" (S. 354) ist allerdings mit Vorsicht zu genießen. Denn wenn angeblich „die Ideologie eine emanzipatorische politische Praxis" (ebd.) verhindert haben soll, ist zu fragen, ob die Junge Rechte zu solcherart politischer Praxis überhaupt fähig gewesen wäre. Vogt aber macht „innovative und die traditionellen Positionen der Sozialdemokratie zu Recht revidierende Ansätze" (S. 258), gar eine „kluge Kritik an der Wirtschaftstheorie der Sozialdemokratie" (S. 185) aus, wo sich die NBS überwiegend in der Apologie des freien Marktes üben. Er selbst schreibt, daß die Kritik der Jungen Rechten sich „grundsätzlich gegen eine ökonomische Theorie, die letztlich auf das Ersetzen des Marktes durch eine planwirtschaftliche Ordnung abzielte" (S. 280), gewendet habe. Der hier projektierte „Sozialismus" rührt nicht an Markt, Kapital und Mehrwertproduktion. Bei aller Sympathie für die Zurückweisung von staatlichem Dirigismus ist es daher weder mit den „fortschrittlichen Potentiale[n] im Denken der Jungen Rechten" (S. 185), noch mit der ihr zugeschriebene „Kritik der politischen Ökonomie des Spätkapitalismus" (S. 179) weit her.

Der letzte Teil des Buches nimmt sich der für sozialdemokratische Verhältnisse sehr starken Beteiligung der Jungen Rechten am Widerstand gegen den Nationalsozialismus an. Zunächst in kleineren, regionalen Zusammenschlüssen organisiert, hätten sich die in Deutschland und in Freiheit verbliebenen Jungen Rechten später maßgeblich an den grundsätzlichen Neuordnungsplänen des Kreisauer Kreises beteiligt. Ideologische Grundlage dieser Mitarbeit soll erneut die auch für das Denken der Kreisauer charakteristische „Ambivalenz zwischen freiheitlichen und autoritären, modernen und antimodernen, aufklärerischen und antiaufklärerischen Elementen" (S. 453) abgegeben haben. Allerdings wird diese für das Buch zentrale Ambivalenzdiagnose nicht allein durch ihre ständige Wiederholung plausibel. Dies gilt um so mehr, als an dem freiheitlich-aufklärerischen Charakter der jungrechten Positionen die oben angemeldeten Zweifel angebracht sind – zumindest, wenn wie bei Adorno und Horkheimer, die vom Irrationalismus zu rettende Vernunft mehr sein soll als ein liberaler Gesellschaftsentwurf. Dieser Mangel schmälert bedauerlicherweise den Gebrauchswert von Vogts Untersuchung genauso empfindlich wie das fehlende Personen- und Sachregister.

Kolja Lindner, Berlin

Rechts und links der Seine. Pariser Tageblatt und Pariser Tageszeitung 1933–1940. Hrsg. von Hélène Roussel und Lutz Winckler (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 89). – Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2002. IX, 373 S.

Zwar gibt es dank der Gesellschaft für Exilforschung, der von ihr veranstalteten Tagungen und des von ihr herausgegebenen Jahrbuchs sowie der verdienstvollen Zeitschrift „Exil" (hrsg. von Edita Koch und Frithjof Trapp) die Disziplin Exilforschung noch, aber die Zeiten ihres beeindruckenden Booms in den siebziger und achtziger Jahren sind vorbei. Ja, mit dem profunden „Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945" (hrsg. von Claus-Dieter Krohn, Patrik von zur Mühlen, Gerhard Paul und Lutz Winckler, Darmstadt 1998, 1350 S.) hat sich die Exilforschung gewissermaßen selbst historisiert und dem zeitgenössischen Interessenten die von der „Grundforschung" der letzten Jahrzehnte erreichten Ergebnisse auf überzeugende Weise festgehalten und präsentiert. Da wirkt

eine Publikation wie die hier zu besprechende wie ein nostalgischer Gruß aus den Hochzeiten der „Grundforschung", als man sich noch aufwendiger bibliographischer Arbeiten befleißigte sowie langjähriger Forschungsförderungen erfreuen konnte. Zugleich ist das hier vorgelegte Porträt der einzigen Tageszeitung des deutschsprachigen Exils in der gegenwärtig „auffallend entdynamisierten" Forschungssituation, ein Beleg dafür, wie produktiv ein Konzept des Kulturtransfers, ein Zugriff über das Akkulturationsparadigma sein kann. Ich stimme daher Claus-Dieter Krohns jüngsten Überlegungen zu, wenn er u. a. in der „Intensivierung der Akkulturationsforschung" und verstärkten komparativen, disziplinübergreifenden Perspektiven neue Wege und Orientierungen für die kriselnde Exilforschung sieht.[1]

Die Voraussetzungen für eine solcherart angelegte Forschung sind allerdings hoch, ist doch Sachkompetenz für mindestens jeweils zwei Kulturen und Sprachen vonnöten. Im vorliegenden Fall war dies in hohem Maße gegeben, fand sich eine deutsch-französische Forschergruppe unter der Leitung von Hélène Roussel (Universität Paris 8) und Lutz Winckler (Tübingen, Universität Poitiers) zusammen, die seit Mitte der achtziger Jahre mit der Unterstützung der bekannten Historiker Jacques Grandjonc und Gilbert Badia (beide leider inzwischen verstorben) das deutschsprachige Exil in Frankreich großflächig und gründlich aufzuarbeiten begann.

Die Zeitung Pariser Tageblatt / Pariser Tageszeitung (Dezember 1933 bis Februar 1940) stellt mit ihren mehr als 2000 Ausgaben eine der „zentralen Quellen für die deutsche Exilpublizistik, den Exilalltag und die Exilkultur im Frankreich der 30er Jahre" (S. V) dar. Hier wird dezidiert im Unterschied zu bisherigen Darstellungen zum Blatt z. B. von Lieselotte Maas (1985/90) und Walter F. Peterson (1987) der dritte, bisher zu wenig beachtete Aspekt, der „deutsch-französische Kulturtransfer", ins Zentrum der Analysen gestellt. Die Zeitung wird als „Experiment publizistischer Akkulturation" (S. 2) begriffen; Hélène Roussel arbeitet in ihrem einleitenden Überblick über die deutsche Exilpresse in Frankreich die „Doppelfunktion der Zeitung als Kommunikator einer exilinternen Öffentlichkeit und als Organ eines politischen und kulturellen Transfers zwischen dem Exil und Frankreich" (S. 3) heraus. Der bekannte Linksschwenk der Zeitung nach 1936, verbunden mit der vielbeleumdeten Affäre um Leon Poliakov, der als Herausgeber der Kollaboration mit Nazideutschland bezichtigt wurde, zu unrecht, wie neueste Quellen belegen, wird von Hélène Roussel mit Berufung auf nach 1990 im Bundesarchiv aufgetauchte (aus dem Zentralen Parteiarchiv der SED stammende, heute zum Bestand SAPMO gehörende) Akten auf die Rolle Willi Münzenbergs bei der Neugründung der „Pariser Tageszeitung" (S. 22) zurückgeführt. Danach hätten Münzenberg und damit die KPD 1936/37 über Mittelsmänner die Zeitung finanziert, Münzenberg habe jedoch dem Chefredakteur Georg Bernhard „freie Hand bei der Konzeption und Realisierung der publizistischen Linie" gelassen (S. 4).

Bei den „Entwürfen symbolischer Identität" wird von Dieter Schiller (ehemals Akademie der Wissenschaften der DDR) das Konzept vom „anderen Deutschland" in seiner Vielgestaltigkeit rekonstruiert: an den Positionen von Georg Bernhard, Alfred Kantorowicz, Carl Misch, Curt Caro u. a. Er resümiert, daß die tendenziell imaginäre Chiffre „anderes Deutschland" die Kluft zwischen Wunschbild und Realität überbrükken sollte (S. 55). Bei der Suche nach antifaschistischer und demokratischer Identität habe die „Aneignung des Mythos des 14. Juli" eine spezifische Rolle gespielt. Lutz Winckler kann zeigen, wie in der Zeitung der französische Festdiskurs als Freiheits- und Gleichheits- und Gerechtigkeitsrede in Zeiten der Volksfront deutsche, allerdings illusionäre Hoffnungen speiste.

Im zweiten Teil werden mit Salomon Grumbach, Hellmut von Gerlach, Paul Westheim, Hermann Wendel, Ferdinand Hardekopf und Franz Hessel einzelne Vermittler der politisch-kulturellen Kommunikation vorgestellt. Gilbert Badias profunde Skizze der publizistischen Leistung von Salomon Grumbach als „anonymem Interpreten französisch-deutscher Politik" (S. 95) würdigt den elsässischen Sozialisten, der sich in den vierziger Jahren der Resistance anschloß.

Hellmut von Gerlachs nur zweijährige Mitarbeit an der Zeitung (er starb plötzlich im August 1935) wird von Karl Holl als Kontinuität von dessen Bemühungen um Demokratie, einen realitätsnahen Pazifismus, um das „Streben nach Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen" (S. 115) analysiert. Sehr berührend ist dabei von seinen vogelkundlichen Feuilletons zu lesen, in denen er u. a. über die Unterschiede zwischen

den schwarzen Raben und grauen Nebelkrähen in den Pariser Parks räsoniert und dabei Ornithologisches mit „subtiler Ironisierung der NS-Rassenlehre" (S. 126) zu verbinden weiß.

Mit Franz Hardekopf stellt Hélène Roussel einen heute kaum noch bekannten „intimen Kenner deutscher und französischer Literatur" vor, der „vielfältige Modalitäten eines reflektierten Kulturtransfers in die Tat umsetzt" (S. 182) Als entschiedener Pazifist verließ er 1916 Deutschland, lebte seit 1924 bevorzugt in Paris und wurde hier zum „profilierten Übersetzer erstrangiger französischer Literatur" (S. 168), u. a von André Gide, durch dessen Bücher „Zurück aus Sowjetrußland" und „Retuschen zu meinem Rußlandbuch" er in die dazu aufbrechenden Kontroversen auf der Seite Gides verwickelt wurde, wodurch seine Mitarbeit an der Tageszeitung unterbrochen wurde.

Die Beiträge über Paul Westheim, Hermann Wendel und Franz Hessel stellen drei die Zeitung in besonderem Maße prägenden Kritiker und Literaten vor, ihre zahlreichen Texte bestimmten mit hohem philosophisch-künstlerischem Niveau und informatorischer Dichte wesentlich das Feuilletonprofil der Zeitung. Alle drei waren bereits vor 1933 anerkannt und frankreicherfahren.

Die Leistung Paul Westheims, eines der bedeutendsten Kunstkritikers des 20. Jahrhunderts, wird daher auch gleich in mehreren Beiträgen des Bandes gewürdigt (Ines Rotermund, Hélène Roussel und Peter Rautmann). Als leitender Kunstkritiker der Zeitung setzt er in seiner klaren Parteinahme für die europäische Moderne überzeugend den „Anspruch auf publizistische Akkulturation" (S. 132) durch. Während die von ihm vermittelte Pariser „Galerientopographie" (S. 266) die Vielfalt und die Aura des Pariser Kunstlebens der dreißiger Jahre lebendig werden läßt, weist sein Beitrag zur (Expressionismus-)Realismus-Debatte auf einen bisher wenig beachteten Strang dieser intensiven Kunst-Diskussion in Volksfrontzeiten hin. Die stadtgeschichtlichen Beiträge Westheims, in denen er die „Stadt als Museum" durchstreift, gründen auf einem positiven französischen Traditionsverständnis, in dem – im Unterschied zu Walter Benjamin - die „Hausmannisierung von Paris" (S. 327) weitgehend positiv bewertet wird.

Das Besondere von Hermann Wendels Parisfeuilletons, als „Wahlfranzose" 1936 in Paris verstorben, sieht Lutz Winckler darin, daß es dem Autor „nicht um die Dokumentation des Gegenwärtigen, sondern um die Erinnerung des Vergangenen, von Vergessen und Verschwinden Bedrohten" (S. 149) geht. In einer Art „musealen Diskurs" schuf er so eine „Archäologie von Paris", in der mit Heine und Börne auf eine „neue Identität einer deutschsprachigen Population in Frankreich" (S. 147) gezielt wird.

In Franz Hessel haben wir dann den Flaneur par excellence vor uns, bei dem die Passagen einen zentralen Ort darstellen. „Als doppelter Raum, Durchgangsort und Passage, ist Paris der utopische Ort, wo der flanierende Schriftsteller das Exil reflektieren und zu einem befreienden künstlerischen Erlebnis verklären kann" (Sacha Zilberfarb, S. 203).

Die vier großen Überblicksartikel über die „Institutionen der Vermittlung": Literaturkritik (Michaela Enderle-Ristori), Filmkritik (Helmut G. Asper), Theaterkritik (Claudie Villard), Musikkritik (Klaus Mävers) machen die Akkulturationsfunktion jeweils deutlich. In der Literaturkritik spiegeln „Autorenwahl und Qualität der literarischen Wertung das Dilemma zwischen möglicher Akkulturation und nötiger Affirmation der eigenen Kultur zur Stärkung der kollektiven Identität der Exilierten" (S. 218). In der Filmkritik kann am Beispiel Jean Renoirs gezeigt werden, wie er mit seinen Filmen als „Verbündeter und Wahlverwandter der deutschen Exilanten" (S. 224) wahrgenommen wurde. Die Theaterkritik war auf eine „Symbiose von französischer und deutscher Theaterkultur" (S. 236) aus, was an den Beiträgen Robert Breuers untersucht wird. Seine Berichte über das „Théâtre du Peuple" und Volksfrontproduktionen der dreißiger Jahre waren bestimmt von seinem Anliegen „Kunst als Spiel und Waffe" zu sehen. Für die Musikberichterstattung wird des herausragenden Paul Bekker, des „gescheitesten Musikkritikers in Deutschland zwischen den beiden Kriegen" (Adorno) gedacht. In der nur ganze acht Monate währenden Tätigkeit für die Zeitung (er ging nach New York, wo er bereits 1937 verstarb) entfaltete er in seiner Kolumne „Musik von Paul Bekker" weniger Musikkritik im engen Sinne, sondern (s)eine sehr spezifische, entschieden antifaschistische „kritische Untersuchung der Musik als Ganzes in ihrem Verhältnis zu Mensch/Gesellschaft/Menschheit, zu Staat und Macht" (S. 254).

In ihrer Analyse zum Lokalteil der Zeitung kommen Arne Kapitza und Markus Labude zu dem Ergebnis, daß sich die Zeitung als Akkulturationsmedium bewährt hat und damit das „Experiment Exilzeitung, mißt man es am selbst gesetzten Anspruch der praktischen Hilfe und der kulturellen Vermittlung, nicht gescheitert, sondern in vielerlei Hinsicht durchaus geglückt ist" (S. 284). Das zeigen sie auf an den Topoi Human interest, Erkundung einer neuen Lebenswelt, Kommunal- und Emigrantenpolitik, praktischer Teil und Leserservice, Anzeigenteil.

Lutz Winckler beleuchtet, gestützt auf Maurice Halbwachs wissenssoziologische Erklärung des Mythos als Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses, die für den Paris-Mythos substantielle vierfache Kartographie der Stadt: die politische, die monumentale, die kulturelle und die Alltagskarte von Paris. Als Beispiele „imaginärer Lektüre und des existentiellen Umgangs" mit dem Paris-Mythos dienen ihm Texte über den 14. Juli, über die Pariser Weltausstellung sowie der Roman „Zauberkreis Paris" von Louise Straus-Ernst, die 1944 in Auschwitz ermordet wurde.

Sein mit einer überbordenden Fülle von Belegen gestütztes Fazit lautet: „Die Rekonstruktion von Paris zum Mythos der Kulturmetropole sollte für den Verlust der Metropole Berlin entschädigen, mehr noch: Sie sollte den Fortbestand der kulturellen Identität der deutschen Emigranten sichern" (S. 309).

Im Ausblick „Abschied von Paris" werden mit der Berichterstattung über Pälästina (Thomas Stephan) und der Untersuchung personeller Verbindungslinien zwischen Pariser Tageblatt / Pariser Tageszeitung und der in New York erscheinenden Zeitschrift „Aufbau" (Daniel Azuelos) historische Alternativen weiterverfolgt.

Insgesamt also ein beeindruckender Band, der das Bild des deutschen Exils in Frankreich um entscheidende Signaturen bereichert und mit seinen zahlreichen Hinweisen eine Fundgrube für weiterzuverfolgende Spuren sachlicher und personeller Art ist.

1 *Claus-Dieter Krohn, Quo vadis Exilforschung, in: Neuer Nachrichtenbrief der Gesellschaft für Exilforschung, Nr. 27 (Juni 2006), S. 5 f.*

Simone Barck, Potsdam

DÖSCHER, Hans-Jürgen: **Seilschaften. Die verdrängte Vergangenheit des Auswärtigen Amtes.** – Berlin: Propyläen Verlag 2005. 383 S.

Im Vorwort erklärt Hans-Jürgen Döscher: Angesichts einer publizistischen Ehrung eines verstorbenen Botschafters mit SS-Vergangenheit durch ehemalige Kollegen, die 2005 Empörung auslöste, wolle er zwei seiner Bücher in reduzierter Fassung nochmals vorlegen, einen Band über das Auswärtige Amt unter Ribbentrop (1987) und den über dieses Amt unter Adenauer (1995). Der letztere dominiert.

Döscher sieht Cliquen und Cliquengeist von vormaligen NS-Diplomaten, die mit Unterstützung aus dem Bundeskanzleramt (Globke) die Besetzung höherer Posten im entstehenden Außenministerium regulierten. Sie achteten dabei auf Gleichheit in Herkunft, Dienst und Dienststellung, Mitgliedschaft in NSDAP und NS-Organisationen, weniger auf Verstrickung in Untaten. Unbelastete Kandidaten und Bewerber anderer Profession kamen dagegen nicht an. Mediale Kritik an alt-neuen Karrieren und aus katholisch-konservativer Sicht wegen der Bevorzugung von Protestanten führte 1950 und 1951/52 zu parlamentarischen Untersuchungen. Die eine fand keine Beanstandungen, die andere nur drei von 21 in Veröffentlichungen Genannten als belastet. Einschlägige Artikel, Protokolle, Empfehlungen und Stellungnahmen sind seitenlang zitiert oder ganz wiedergegeben. Zu hinterfragen bleibt Döschers These, daß lediglich eine exklusive Clique gestandener Diplomaten personalpolitisch handelte und alliierte Vorbehalte unterlief, Außenminister Adenauer und sein Staatssekretär Hallstein darüber hinwegsahen. Gab es doch analoge Vorgänge in bundesrepublikanischer Justiz, Polizei, Verwaltung und Armee und Artikel 131 des Grundgesetzes sanktionierte derartige Rückgriffe.

Klaus Drobisch, Berlin

STITZIEL, Judd: **Fashioning Socialism. Clothing, Politics and Consumer Culture in East Germany.** – Oxford und New York: Berg 2005. XII, 260 S.

Der wissenschaftliche und publizistische Blick von außen auf die ostdeutsche Konsumgeschichte

kommt bislang eher selten vor. Jedoch gab es in den neunziger Jahre eine Reihe von wissenschaftlichen Forschungsvorhaben amerikanischer Stipendiaten, die sich u. a. Fragen der Konsumkultur in der DDR zugewandt haben. Die Arbeiten von Cathy Pence, Jonathan Zatlin u. a. sind ein Beleg dafür. Mit Judd Stitziel hat nun ein weiterer dieser jungen überseeischen Forscher, die vornehmlich in den neunziger Jahren in deutschen Archiven weilten, seine Arbeit vorgelegt.

Gegenstand von Stitziels Forschungen war die Bekleidung des sozialistischen Menschen in der DDR. Da Kleidung von allen gebraucht und benutzt wird und sowohl ein Grundkonsumgut als auch ein möglicher Luxusartikel sein kann, stellte es für Stitziels Untersuchung den idealen Gegenstand dar. Wie er in der Einleitung schreibt, wollte er am Beispiel von Bekleidung, Mode und Modebewußtsein in der DDR, Änderungen und Einflüsse anschaulich darstellen. Dabei interessierte ihn für seine Arbeit insbesondere, welche Rolle im Rahmen einer nach dem Willen der SED-Führung zu schaffenden neuen Konsumkultur und eines neuen sozialistischen Verbraucherverhaltens auch neue Modevorstellungen und ein neues Modebewußtsein spielen sollten. Stitziel stellt dazu fest, daß sich in der DDR durchaus eine „distinct consumer culture" entwickelte, die jedoch nicht den offiziell entwickelten und propagierten Idealen und Vorstellungen entsprach, sondern eine Mischung aus Bewährtem und Kontinuitäten, ideologischen Vorgaben, politischen Entwicklungen, Einflüssen von außen, eigenen Erwartungen der Verbraucher und Mentalitätsveränderungen darstellte. Da der Bereich der Mode sich (selbst heute noch) vor allem auf Frauen konzentriert, spielen für Stitziel dabei auch Fragestellungen der Genderforschung hinsichtlich der Rolle und Stellung der Frau in der (sozialistischen) Gesellschaft und dem Spannungsfeld von individuellem Kleidungsstil und den Möglichkeiten, über Kleidung eine neue Frauenrolle in der Gesellschaft definieren zu können, eine Rolle.

Stitziel konzentriert sich in seiner Untersuchung auf die fünfziger und sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts. In diesem Zeitraum fanden – nicht nur Stitziel zufolge – die wesentlichen Versuche zur Schaffung einer neuen Konsumkultur in der DDR statt. Er kommt dabei nicht umhin festzustellen, daß die Zwänge der Planwirtschaft in der DDR, die unzureichenden Produktionskapazitäten und die mangelhafte Qualität der Produkte sowie die Preisgestaltung dazu führten, daß die proklamierten Ziele der SED-Führung auf dem Gebiet der Konsumkultur konterkariert wurden. Bereits in den sechziger Jahren rückte die SED-Führung sukzessive von den eigenen Plänen ab, eine sozialistische Alternative zur westlichen Konsumkultur etablieren zu wollen. Zum Ende des Jahrzehnts fanden sich in der Konsumkultur der DDR nur noch Spuren der vormals verkündeten Ideale eines neuen sozialistischen Verbrauchers, der nach seinen Bedürfnissen (needs) konsumieren sollte, wieder.

In seiner gut lesbaren Darstellung legt Stitziel für den Bereich der Bekleidung Produktionsbedingungen, Modevorstellungen und das individuelle Verbraucherverhalten von vornehmlich Frauen in der DDR in den beiden Jahrzehnten dar. Aufgelockert wird die Darstellung durch einige Abbildungen, von denen man sich durchaus mehr im Buch gewünscht hätte.

Annette Kaminsky, Berlin

SCHÖNE, Jens: **Frühling auf dem Lande? Die Kollektivierung der DDR-Landwirtschaft** (= Forschungen zur DDR-Gesellschaft). – Berlin: Ch. Links Verlag 2005. 332 S.

Trotz zahlreicher Einzelstudien vor 1990 in West und Ost und trotz des Erkenntnisgewinns seit der Öffnung der Archive gelten sowohl die Agrarwirtschaft als auch die ländliche Gesellschaft der DDR immer noch als ein vergleichsweise wenig erschlossenes Forschungsfeld. Das betrifft auch die Probleme der Kollektivierung in den 1950er Jahren. Lange Zeit standen sich hier dichotomische Sichtweisen gegenüber: Kollektivierung einerseits als primär ökonomisch bedingter Prozeß, andererseits als ideologisch begründetes machtpolitisches Diktat, Kollektivierung einerseits als Zwangsmaßnahme, andererseits als Ausdruck von Spontaneität und Freiwilligkeit, zumindest in den Anfängen. Erst seit Mitte der 1990er Jahre beginnen diese konträren Sichtweisen langsam aufzubrechen.

Jens Schöne leistet hierzu einen wichtigen Beitrag, indem er neben den herrschafts- auch die sozialgeschichtlichen Dimensionen berücksichtigt, er sowohl die an zentraler Stelle getroffenen

Entscheidungen als auch die Reaktionen in den ländlichen Milieus herausarbeitet. Dabei geht es zugleich um die Einordnung der agrarstrukturellen Transformation in größere Sachzusammenhänge, insbesondere um die enge Verknüpfung der Kollektivierung mit den akuten Krisen der SED-Herrschaft Anfang und Ende der 1950er Jahre. Konzeptionell beschreitet Jens Schöne zwei Wege, um neue Erkenntnisse zu gewinnen: Zum einen den Weg der analytischen Verknüpfung von Kollektivierung und Krise sowohl im Hinblick auf ihre Entstehung als auch auf ihre Determinanten und Folgen, zum zweiten den Weg des diachronen Vergleichs der beiden Kollektivierungsschübe. Diese doppelte Perspektive ermöglicht, die politischen, sozialen und ökonomischen Komponenten der Kollektivierung eingehender als bisher zu betrachten.

Der Gang der Untersuchung ist sehr gut in den vier Kapiteln nachzuvollziehen: Kapitel 1 widmet sich den Rahmenbedingungen und der Ausgangslage: der Bodenreform 1945/46, der Agrarpolitik der KPD/SED 1945 bis 1952 sowie der ländlichen Gesellschaft und ihren Traditionen in der SBZ/DDR vor 1952. Kapitel 2 behandelt den ersten Kollektivierungsschub in chronologischer Folge, den institutionell-organisatorischen Entstehungsprozeß der LPG sowie dessen Determinanten im Zeitraum zwischen April 1952 und Juni 1953, die Präzedenzfälle Worin und Friedrichsaue, Legitimation und Zwang, Krise und Abbruch der LPG-Gründungen. Im Mittelpunkt von Kapitel 3 steht – bei gebührender Berücksichtigung der Jahre 1952 bis 1957 – der zweite Kollektivierungsschub, der mit der 33. Tagung des ZK der SED Oktober 1958 einsetzte und seinen vorläufigen Abschluß im „sozialistischen Frühling" 1960 fand: Der Präzedenzfall Kreis Eilenburg und die Vollendung der Kollektivierung durch Zwang.

Kapitel 4 greift die gewonnenen Erkenntnisse systematisch auf und vertieft sie mit Hilfe des diachronen Vergleichs der beiden Kollektivierungsschübe. Jens Schöne arbeitet heraus, daß „den agrarpolitischen Bemühungen des Regimes tatsächlich der Versuch eines Krisenmanagements zugrunde" lag. Beide Transformationsschübe waren „als herrschafts*stabilisierende* Konstruktionsversuche konzipiert. Die SED-Führung suchte auf die wachsenden Herausforderungen zu reagieren – daß sie dazu wiederholt die falschen Mittel wählte, stellt das Krisenmanagement als solches nicht in Frage. Aktive und reaktive Elemente, antizipatorischer Machtanspruch und nachholende Problemlösung verschwammen zu einer vielschichtigen Gemengelage, aus der letztlich die Zwangskollektivierung des Jahres 1960 resultierte" (S. 297).

Der Vergleich der beiden Schübe zeigt zudem, daß „von deutlich verschiedenen Gewichtungen auszugehen ist. Während 1952 eine geopolitische Grundsatzentscheidung der sowjetischen Besatzungsmacht den Ausschlag für den Beginn des ersten Kollektivierungsschubes gab, war der zweite vor allem das Ergebnis eines Synergieeffektes, der aus der Gleichzeitigkeit von Produktions- und Kollektivierungskrise erwuchs" (S. 298). Jens Schöne versucht auch, die Frage nach den längerfristigen Orientierungen der SED-Agrarpolitik zu beantworten. Bodenreform, Verdrängungskampf und Kollektivierung könnten „durchaus als stufenweise Schritte einer langfristig orientierten Agrarpolitik interpretiert werden, die auf eine Etablierung ‚sozialistischer' Strukturen abzielte" (S. 304). Nicht zuletzt zeigte sich das in der gleichbleibenden Vorgehensweise von zentral geschaffenen Präzedenzfällen, der versuchten Inszenierung von Massenbewegungen und der daran anschließenden Modellübertragung. Gleichwohl weist die Untersuchung überzeugend nach, daß die Geschichte der DDR-Landwirtschaft keineswegs auf die Geschichte der SED-Agrarpolitik beschränkt werden kann, „dass zwischen den Steuerungsabsichten und den Steuerungsergebnissen eklatante Widersprüche bestanden [...], dass sich eine stringente Durchsetzung machtpolitischer Grundsatzziele nicht realisieren ließ, sondern fortlaufend von den unvermeidlichen Interaktionen zwischen Herrschaft und Gesellschaft durchbrochen wurde" (S. 304). Dies änderte zwar nichts am Ergebnis: 1960 war das Land kollektiviert. Aber die Produzenten waren es noch lange nicht, und die DDR erlebte 1961 die schwerste Erzeugungskrise seit ihrem Bestehen.

Gerd Dietrich, Berlin

DDR-Außenpolitik im Rückspiegel. [Bd. 1:] Diplomaten im Gespräch. Hrsg. von Siegfried Bock, Ingrid Muth und Herman Schwiesau (= Politikwissenschaft, Bd. 106). – Münster, Berlin, Hamburg, London und Wien: Lit Verlag 2004. 347 S.

DDR-Außenpolitik im Rückspiegel. Bd. 2: Alternative deutsche Außenpolitik? Hrsg. von Siegfried Bock, Ingrid Muth und Herman Schwiesau. – Münster, Berlin, Hamburg, London und Wien: Lit Verlag 2006. 257 S.

Über die Leistungen, Versäumnisse und Fehlleistungen der Diplomaten Ostberlins gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Untersuchungen. Die Bewertung dieser „eigenständigen" Außenpolitik von Moskaus Gnaden findet kontroverse Einschätzungen. Das kann auch nicht anders sein. Die Außenpolitik Bismarcks wird ja auch bis heute keinesfalls einheitlich diskutiert. Nur verfügt die Geschichtswissenschaft im letzteren Falle über ein großes Plus, nämlich: ein Großteil der die Außenpolitik der DDR gestaltenden Diplomaten lebt noch und ist zumindest zum Teil bereit, als Zeitzeuge zu agieren. Mehr noch, nicht wenige von ihnen versuchen selbst eine „Aufarbeitung" ihres damaligen Wirkungsfeldes. Ob dies immer gelingt, ist selbstverständlich ebenfalls vom Standpunkt des Betrachters abhängig. Oftmals verführt das Insiderwissen zu Kleinkrämerei, zu verstärkt subjektiven Bewertungen, verklärten Sichtweisen oder Überhöhung der eigenen Handlungen bzw. Negierung oder Herabsetzung der „Gegenseite". Es erschrickt den Rezensenten schon, wenn als Anliegen der Meinungsäußerung einer Reihe von ehemals zumeist hochkarätigen Diplomaten angeführt wird, man wolle sich „auf die Spurensuche nach der Wahrheit über die Außenpolitik der DDR" begeben (Bd. I, S. 7).

Dem Historiker bzw. Politikwissenschaftler obliegt es, die Aussagen derjenigen zu bewerten, die sich als ehemalige Akteure der Außenpolitik der DDR zu Wort melden. Es sind in der Regel keine historisch arbeitende Wissenschaftler und das, was sie sagen und schreiben, sollte nicht als ausgewogene wissenschaftliche Analyse von der Fachzunft verstanden werden, sondern als Wortmeldungen ehemaliger in der außenpolitischen Praxis tätiger Diplomaten, die einen nicht unwesentlichen Quellenwert besitzen und einen zum Teil erstaunlichen Erkenntnisfortschritt von „Nomenklaturkadern" demonstrieren. Und in diesem Sinne ist jede Publikation, jede Meinungsäußerung von Ex-DDR-Diplomaten, wenn sie um Objektivität bemüht ist, zu begrüßen.

In den hier anzuzeigenden Bänden kommen Experten zu Wort, die dem in der „DDR-Geschichtsaufarbeitung" vorherrschenden Schwarzweißraster „eigene Erfahrungen und Kenntnisse" (ebd.) entgegensetzen möchten. Zugleich wollen sie sich ausdrücklich nicht um ihre Mitverantwortung für die positiven wie die negativen Momente der DDR-Außenpolitik drücken (ebd.).

Der erste Band ist in drei Teile gegliedert. Während im ersten Teil sieben Beiträge Berücksichtigung finden, die den Anspruch auf verallgemeinernde Darstellungen erheben, werden im zweiten Teil fünf Beiträge präsentiert, die die Beziehungen der DDR zu anderen Staaten zum Inhalt haben: UdSSR, BRD, USA, VR China und Jugoslawien. Der letzte Komplex enthält vier Beiträge, die der Gestaltung der Außenbeziehungen der DDR zu ganzen Regionen der Dritten Welt zum Inhalt haben: Afrika, arabischer Raum, Süd- und Südostasien, Lateinamerika.

Die einzelnen Kapitel bestehen in der Regel aus kurzen Ausführungen, die nur sehr spärlich mit Hinweisen auf schriftliche Quellen oder aktuelle Forschungsliteratur versehen sind. Dazu gibt es dann namentlich gekennzeichnete schriftlich dokumentierte Meinungsäußerungen, die durchaus die behandelte Thematik ergänzen, erweitern, den vorgetragenen Sichtweisen zuweilen auch widersprechen oder weiterführende Anregungen enthalten. So sehr damit ein breites Meinungsspektrum eingefangen werden konnte, so muß doch die Frage erlaubt sein, ob die Dokumentation einer Diskussion effektiv und wissenschaftlich sinnvoll ist.

Wie ein roter Faden zieht sich durch alle Beiträge die Frage nach der Chance der DDR, eine von der Sowjetunion unabhängige Außenpolitik zu gestalten, sowie nach der Rolle der Ideologie in der Außenpolitik. Recht deutlich wird dabei, wie abhängig die DDR auch in dieser Frage von der Sowjetunion war.

Der zwei Jahre später erschienene zweite Band über die DDR-Außenpolitik besteht wiederum aus mehr oder minder substantiellen Gesprächsprotokollen. Diesmal wurde vor allem danach gefragt, inwiefern das Selbstverständnis der DDR als politische und soziale Alternative zur BRD

zum Tragen kam. Konnte die DDR-Außenpolitik im Verlaufe ihrer Geschichte dem Anspruch der staatstragenden Prinzipien Antiimperialismus, Antifaschismus, Friedensbewegung und Solidarität gerecht werden? Die relevanten Fragen werden anhand der außenpolitischen Beziehungen gegenüber den osteuropäischen Ländern, am Beispiel der Afrikapolitik, der Mitarbeit im UNO-System und dem Ringen um Abrüstung diskutiert. Einige Details, differenzierte Sichtweisen, verschiedene Blicke auf Alternativen werden in diesem Band beschrieben.

Beide Bücher enthalten eine umfangreiche Bibliographie zur Thematik, die für eine wissenschaftliche Weiterbearbeitung der Thematik von Nutzen ist.

Ulrich van der Heyden, Berlin

Die Dritte Front. Literatur in Brandenburg 1930–1950. [Begleitband zur Ausstellung „Die Dritte Front. Literatur in Brandeburg 1930 bis 1950"]. Hrsg. von Peter WALTHER. – Berlin: Lukas Verlag 2004. 143 S.

Der Titel der vorliegenden Arbeit, bei der es sich um den Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung „Die Dritte Front. Literatur in Brandenburg 1930–1950" handelt, ist dem Roman Herbert Scurlas „Die Dritte Front" entnommen. In erster Linie geht es darin um die Karrieren bekannter und auch weniger bekannter Brandenburger Literaten und Literatinnen, daneben aber auch um Orte von literarischer Bedeutung, wie das „Haus der deutschen Frontdichter" in Buderose bei Guben (Jörg Plath, S. 33–44) oder Schloß Wiepersdorf als Schriftstellerheim in den ersten Nachkriegsjahren (Jürgen Stich, S. 94–114) sowie um Potsdamer Buchverlage (Wolfgang Tripmacker, S. 81–93). Der Untersuchungszeitraum wurde gewählt, weil sich in ihm, so Peter Walther, die „politisch wechselhaften Zeitläufte des 20. Jahrhunderts zusammendrängen: das Ende der Weimarer Republik, zwölf Jahre der NS-Diktatur, die von einer relativen Liberalisierung geprägte Nachkriegszeit sowie die Jahre der frühzeitigen Erstarrung des geistigen Lebens in der SBZ seit 1948" (S. 7).

Besonders interessant sind die ersten drei Beiträge, die sich mit literarischen Karrieren in beiden deutschen Diktaturen befassen. Hier legt Frank Kallensee seine in Teilen noch vorläufigen Ergebnisse zur „Doppelkarriere" des Schriftstellers Dr. Herbert Scurla (1905–1981) vor, der sich sowohl dem nationalsozialistischen System als auch der SED-Diktatur sehr erfolgreich zur Verfügung stellte. Obwohl 1957 zur Sprache kam, daß er die Unwahrheit über seine Verstrickung in den Nationalsozialismus gesagt hatte, kam er in der DDR ungeschoren davon, wo er 1981 hochdekoriert (u. a. waren ihm die Johannes-R.-Becher-Medaille in Silber und Gold, die Verdienstmedaille der DDR sowie der Vaterländische Verdienstorden in Gold verliehen worden) starb. Die Erforschung der Ursachen seiner auch in der DDR ungebrochenen Karriere muß künftigen Recherchen vorbehalten bleiben.

Die literarische Tätigkeit der deutlich älteren Marie Diers (1867–1949) wiederum blieb allein auf die NS-Zeit beschränkt. Wäre sie jünger gewesen, hätte sie sich dem neuen System in der SBZ möglicherweise erfolgreich durch Erzählungen oder Romane über die Bodenreform andienen können. Die Sachsenhausener „Erfolgsschriftstellerin", die in den zwanziger Jahren ihre „Prominenzphase" (Niklas Luhmann) erreicht hatte, war dem NS-System, so Jürgen Israel, vor allem deshalb so nützlich, weil sie „weithin ohne das nazistische Vokabular" auskam, also jene Leser erreichen konnte, die dem Nationalsozialismus abwartend bis ablehnend gegenüberstanden (S. 45, S. 47). Über das benachbarte Konzentrationslager Sachsenhausen hat die 1930 der NSDAP Beigetretene, 1946 aber bereits demonstrativ von der Sowjetunion Überzeugte („Unsere Zukunft liegt bei Rußland", S. 54), kein Wort verloren.

Auch die 1932 der NSDAP beigetretene „Begründerin des Brandenburg-Berlinischen Wörterbuchs" Dr. Anneliese Bretschneider (1898 bis 1984) durchlief eine „Doppelkarriere". Sie zeichnete aus, daß sie in der von Männern dominierten Wissenschaft eine führende Position erringen konnte. Gerd Simon skizziert das Bild einer machtbewußten, intriganten und „Dossiers" über Künstler und Wissenschaftler für Gestapo und Sicherheitsdienst verfassenden Karrieristin. Obwohl die Kriminalpolizei nach 1945 zu dem Schluß kam, Bretschneider habe „hundertprozentig im Sinne des Faschismus" gearbeitet, machte man sie erneut zur Leiterin des Berlin-Brandenburgischen Wörterbuchs (S. 61). Im Verlauf ihrer zweiten Karriere in der DDR

war sie als Mitarbeiterin der Berliner Akademie der Wissenschaften und Professorin, später als Lektorin an der Pädagogischen Hochschule in Potsdam tätig. Auf ihrem Spezialgebiet durfte sie problemlos weiter publizieren.

In dem kenntnisreichen, detaillierten Beitrag von Ingrid Pietrzynski geht es nicht um „Doppelkarrieren" irgendwelcher Art, sondern um den Werdegang des Potsdamer Rundfunkpioniers Hermann Kasack (1896–1966) seit Mitte der zwanziger Jahre, der die Jahre der NS-Diktatur in der „inneren Emigration" überstehen mußte. In der DDR, die er 1949 verlassen sollte, hatte Kasack sich nicht vereinnahmen lassen. Nach seinem Weggang wurden seine Werke dort nicht mehr verlegt. Erst Ende der achtziger Jahre sollte sein Hauptwerk „Die Stadt hinter dem Strom" in der DDR erscheinen.

Zuletzt ist besonders auf den Beitrag von Kai-Uwe Scholz über die schillernde Karriere des Erfolgsautors Bernhard Kellermann (1879 bis 1951) zu verweisen. Mit seinem utopischen Roman „Der Tunnel" (1913) hatte er den Zeitgeist getroffen: In mehr als zwanzig Sprachen übersetzt, soll er dem Autor mehr als eine Million Goldmark eingebracht haben. Kellermanns 1920 vorgelegter Revolutionsroman „Der 9. November" fand in linken Kreisen und der Sowjetunion „[b]egeisterte Aufnahme", obwohl es sich dabei keineswegs um eine „lupenrein sozialistische und linientreue Darstellung der historischen Vorgänge" handelte. Dennoch galt Kellermann seither „als Partei", was ihm in der Nachkriegszeit von großem Nutzen sein sollte (S. 116). Die Jahre der NS-Diktatur verbrachte der Autor in einer Nischenposition. Obwohl er offiziell weitgehend ignoriert wurde, durfte er weiter veröffentlichen. Schon am 23. Mai 1945 bot Kellermann der Sowjetischen Militäradministration – nicht uneitel („Ich bin einer der meistgelesenen, im Inland wie im Ausland bekannten deutschen Schriftsteller") – seine Dienste an (S. 120). Unter seiner tätiger Mithilfe arbeitete man in Ostdeutschland sodann an seiner Verfolgungslegende, die bis in die achtziger Jahre unhinterfragt bleiben sollte. An seiner politischen Instrumentalisierung wirkte Kellermann eifrig mit, indem er etwa 1948 eine Propagandabroschüre mit dem Titel „Wir kommen aus Sowjetrußland" vorlegte, oder anläßlich des 70. Geburtstags von Stalin eine der damals üblichen Elogen auf den sowjetischen Diktator verfaßte.

Dieser kleine, wohltuend verständlich geschriebene Band ist ein Lesevergnügen. Der erste Teil, der diverse literarische „Doppelkarrieren" analysiert, trägt manche erhellende Erkenntnis zum (diachronen) deutsch-deutschen Diktaturvergleich bei, obwohl keiner der Autoren diesen Ansatz für sich in Anspruch nimmt. Daneben gelingt es diesem Sammelband tatsächlich aufzuzeigen, daß das geistige Leben Brandenburgs vielfältiger als bislang vielfach angenommen war (S. 15).

Beate Ihme-Tuchel, Berlin

Ciesla, Burghard: **Als der Osten durch den Westen fuhr. Die Geschichte der Deutschen Reichsbahn in Westberlin** (= Zeithistorische Studien, Bd. 34). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 2006, 356 S.

Das gab es wirklich: den sozialistischen Großbetrieb, der sowohl im sozialistischen wie auch im kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystem über mehr als ein halbes Jahrhundert agierte. Allein seine Existenz über diese lange Zeit ermöglicht dem Historiker eine Fülle von Einblicken an der Schnittstelle der Gesellschaftsordnungen, beginnend von der Rechtsgrundlage der Existenz bis hin zur Arbeits- und Lebenssituation der einzelnen Beschäftigten. Noch vor dem Einrücken der Westalliierten in die Viersektorenstadt Berlin hatte die SMAD den Eisenbahn-Schienenverkehr in der gesamten Stadt der Deutschen Reichsbahn übertragen, die folgerichtig auch für den Bedarf an Zugleistungen der sowjetischen Siegermacht und dann auch der westlichen Alliierten zu sorgen hatte.

Grundlage der Darstellung ist Aktenmaterial, vor allem des Ministeriums für Verkehrswesen der DDR, der Reichsbahndirektion Berlin, des ZK der SED und des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR sowie weiterer DDR-Behörden, die hier zum ersten Mal für die Forschung ausgewertet werden.

Nach einem Kapitel zu den Besonderheiten des Darstellungsobjektes „Rechtsfragen, Strukturen, Institutionen" verwendet Ciesla für den anschließenden chronologischen Teil die Einteilung „Kalter Krieg auf Schienen (1945 bis 1961)", „Die vertragslose Zeit (1961–1971)", „So viel wie

nötig, so wenig wie möglich (1971–1979)" und „Der Anfang vom Ende (1980–1992)".

Vor allem über den Zeitraum von 1950 bis 1980 erhält der Leser eine Fülle bisher unbekannter Informationen, etwa über die schrittweise Verlagerung wichtiger Reichsbahndienststellen in den Ostteil der Stadt. Die Aufgabe der Kopfbahnhöfe mit ihren Betriebswerken gehört ebenso dazu wie die Verlagerung der Reichsbahndirektion aus dem amerikanischen in den sowjetischen Sektor. Die kaderpolitischen Maßnahmen zur Absicherung des Macht- und Staatsapparates nach dem 17. Juni 1953 führten zur Verlagerung der Wohnsitze nicht weniger Führungskräfte, zum anderen auch zu Entlassungen von sozial und politisch „Unzuverlässigen" im Westen. Andererseits nahm nun mancher in Westberlin lebende SED-Angehörige oder Sympathisant die Arbeit im sozialistischen Großbetrieb auf. Im Jahr der Umbenennung der SED-W in SEW, 1967, waren von den noch ca. 5000 Reichsbahnern 1000 bis 1200 SED-Mitglieder.

Die Einführung neuer Organisationsformen („Vierbrigadesystem", „Dispatcherdienst") geschah einheitlich in der gesamten Reichsbahn ohne besondere Probleme. Doch die Personalstärke der Westberliner Dienststellen der Reichsbahn sank kontinuierlich. Das Gefühl der Ausgrenzung aus der westlichen Gesellschaft wurde von den Reichsbahnern nach dem Mauerbau 1961 erlebt, als sich die Aggression der eingemauerten Westberliner im S-Bahn-Boykott und auch zahlreichen Übergriffen auf die Betriebsanlagen und auch auf Personen entlud. In den siebziger Jahren beruhigte sich die Situation ein wenig. Die Reichsbahn in Westberlin profitierte von den Ostverträgen. Die Fahrgastzahlen nahmen wieder zu, ohne freilich die Zahlen vor 1961 auch nur annähernd zu erreichen. Manche Neuberliner, die eine Alternative zur BRD wünschten, suchten den Arbeitsplatz bei der Deutschen Reichsbahn. Die SED- und Gewerkschaftsfunktionäre, die bis dahin den politischen Gegner eher rechts gesehen hatten, mußten ab 1974 feststellen, daß ihnen im eigenen Betrieb nun auch Maoisten, Trotzkisten, später auch Eurokommunisten – nicht ausdrücklich genannt werden die ebenfalls vorhanden gewesenen anarchistischen Gruppen, darunter die „Schwarze Zelle Reichsbahn" – gegenüberstanden. Jetzt mußten sich die Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre auf einen ideologischen Zweifrontenkrieg einstellen.

Die Sozialleistungen des Betriebes (z. B. Medizinischer Dienst, Ferienplätze, Freizeiteinrichtungen, Möglichkeiten der Qualifikation) wurden zwar von den Westberliner Reichsbahnern genutzt, hatten jedoch nie die Bedeutung wie in der DDR. Hier konnte man vergleichen, was dem gewöhnlichen Arbeitnehmer im Westen zustand. Viel wichtiger blieb durch den ganzen Zeitraum die Lohnfrage, wie Ciesla überzeugend herausstellt. Dies bereitete den in der DDR sozialisierten Vorgesetzten zunehmend ideologische Probleme. Die Preisentwicklung im Westen machte Lohnerhöhungen notwendig, die die Betriebsleitung nur zögernd durchführte. Auf der anderen Seite fuhr die Reichsbahn mit der S-Bahn große Verluste ein und vergeblich bemühte man sich um eine Subventionierung durch den Senat.

Wenn auch die Bezahlung niemals das „Westniveau" erreichte, so gab es einen schwer wiegenden vermeintlichen Vorteil, den des „sicheren" Arbeitsplatzes. War man doch davon überzeugt, daß die DDR vor allem aus Statusgründen den – defizitären – Betrieb weiter aufrechterhalten würde. Wann und von wem ausgehend ein Umdenken in der DDR-Staats- und Parteiführung eingesetzt hat und in welchem Zusammenhang die Entscheidung fiel, fragt Ciesla nicht. Er konstatiert, daß im Dezember 1979 im Verkehrsministerium der DDR Entlassungslisten für 78 Eisenbahner vorlagen, deren namentliche Aufstellung das Politbüro beim ZK am 11. Dezember 1979 erhielt. Die Kündigungen wurden zum 15. Januar 1980 ausgesprochen. Mit Recht charakterisiert Ciesla diesen Vorgang als „Tabubruch". Zugleich war dies für viele weitere Reichsbahner ein Signal zum Ausstieg: 700 von ihnen kündigten bis September 1980. Der Betrieb sollte nicht mehr zur Ruhe kommen: im September 1980 kam es zu einer in den Augen der Reichsbahner zu niedrigen Lohnerhöhung, verbunden mit der Ankündigung von einschneidenden Einschränkungen im S-Bahn-Verkehr. Damit zeigte man an, daß der Weg zur Kostenreduzierung, die auch den Abbau von Überstunden betraf, konsequent fortgesetzt wurde. Ciesla kann hier eine massive Fehleinschätzung der Stimmung der Betroffenen in den DDR-Führungsetagen deutlich machen. Auf den Streik, der am 17. September ausbrach, war man nicht vorbereitet. Mit der Ausweitung des Streiks auf den Interzonenverkehr und damit alliierte Rechte sowie Forderung der Übernahme des Bahnbetriebes durch den Senat hatte man

überzogen. Der Streik mußte abgebrochen werden. Wie 1949 wertete die Reichsbahnführung die Auseinandersetzung nicht als Arbeitskampf, maßregelte und entließ die nachweislich daran Beteiligten. Bei beiden Massenentlassungen wurde die Zuständigkeit westlicher Arbeitsgerichte nicht anerkannt. So endete der zweite S-Bahn-Streik wie der erste im Jahr 1949 (DDR-Jargon: „UGO-Putsch"), zu dessen Vorgeschichte Ciesla nichts vermelden kann. Der Rezensent hätte gern etwas über die innerbetrieblichen Auseinandersetzungen zwischen der im Betrieb fest verankerten Einheitsgewerkschaft FDGB und der sich in der Blockadezeit in den Westsektoren Berlins formierenden „Unabhängigen Gewerkschaftsopposition" (UGO) erfahren. Dies scheint nicht aktenkundig geworden zu sein, ebensowenig wie die Anzahl der Gewerkschaftsoppositionellen unter den Entlassenen von 1949. Die Möglichkeit, die Streikbewegungen von 1949 und 1980 vergleichend zu analysieren, wird von Ciesla nicht angestrebt. Der jeweilige Anfang als ein Tarifkonflikt, die Ausweitung hin zu politischen Zielen und das Scheitern nach Eingriffen in die von den Siegermächten beanspruchten Transitrechte hätten Ansatzpunkte dafür gegeben.

Die Folgezeit ist durch die Aufnahme von Verhandlungen mit westlichen Stellen zur Abgabe der S-Bahn gekennzeichnet, die schließlich im Januar 1984 von der BVG (West) übernommen wurde. Die Zahl der bei der Reichsbahn verbliebenen Westberliner Beschäftigten sank unter 2000. Viele der verbliebenen wichtigen Aufgaben wurden nun dazu aus der gesamten DDR in die Hauptstadt geholten Reichsbahnern übertragen. Den Westberlinern traute man nicht mehr so recht. So war der sozialistische Großbetrieb in Westberlin Jahre vor der Vereinigung nahezu bedeutungslos geworden.

Bei allen Verdiensten der Arbeit muß hier betont werden, daß aufgrund der Quellenlage nur Schwerpunkte in einer langen kontinuierlichen Entwicklung herausgegriffen werden. Dies gilt auch für den sehr verdienstvollen Tabellenanhang, der 23 durchweg interessante Tabellen von den Beschäftigten der Reichsbahndirektion Berlin und deren SED-Mitgliedschaft im Jahr 1953 bis hin zu einer Aufstellung über die Provisionen für KoKo für die Jahre 1975 bis 1989 reicht. Die Struktur im Tabellenanhang ist nicht erkennbar. Keine Tabelle gibt eine Übersicht über den gesamten Zeitraum. Auch zu so wichtigen Fragen wie den Wohnorten der bei der Reichsbahndirektion Berlin Beschäftigten gibt es keine über lange Zeiträume reichende statistische Angaben. Das Buch beinhaltet eine Darstellung zu Schwerpunkten, keine durchgängige Geschichte. Dafür wäre die Benutzung von Archivalien westlicher Provenienz ebenso nötig gewesen wie eine – sicher ebenfalls zeitaufwendige – kritische Durchsicht der vom Ministerium für Verkehrswesen herausgegebenen Zeitschrift „Fahrt Frei", ab 1981 mit einer nur in Westberlin verbreitete Ausgabe, hilfreich. Doch erscheint „Fahrt Frei" im Literaturverzeichnis nur in dem auszugsweisen Nachdruck für die Jahre 1949–1956, einem privaten Verlagsobjekt. Gewerkschaftsakten wurden nicht herangezogen, ebensowenig Erinnerungen, von denen die in zweiter Auflage 2002 erschienenen von Klaus Sämrow „Bahnpolizisten. Eine Erzählung zur Geschichte der Deutschen Reichsbahn im ehemaligen Westberlin" (393 S.) hervorzuheben ist. Dort findet sich zudem manche Episode aus dem zähen Streit um die Anerkennung hoheitlicher Rechte, dem Statusproblem, das Ciesla bis auf die Erörterung im ersten Kapitel eher knapp behandelt.

Felix Escher, Berlin

„Schwabinger Krawalle". Protest, Polizei und Öffentlichkeit zu Beginn der 60er Jahre. Hrsg. von Gerhard FÜRMETZ (= Schriften der Villa ten Hompel, Bd. 6). – Essen: Klartext Verlag 2006. 254 S.

In der zweiten Hälfte der 1950er Jahre kam es zu einer ersten Welle transnationaler Jugendproteste, die sowohl West- wie Osteuropa aber auch Nordamerika und Japan heimsuchte In Deutschland wurden diese Randale zumeist als Halbstarkenkrawalle tituliert, an denen Jugendlichen fast ausschließlich proletarischer Herkunft beteiligt waren. Die sechziger Jahre hingegen wurden vor allem von studentischen Unruhen gezeichnet, deren Protagonisten zum großen Teil der Mittelschicht entstammten. Ob es jemals zu „Vermittlungsversuchen" oder zum Entstehen von Bindegliedern zwischen diesen beiden Formen von Jugendprotest kam, ist nur selten Gegenstand historischer oder soziologischer Recherchen geworden. Zu überzeugenden Antworten auf diese Fragestellung kam es bisher leider nicht.

Im bundesrepublikanischen Kontext erscheinen die sogenannten Schwabinger Krawalle, die die Münchner Vorstadt in fünf heißen Nächten Ende Juni 1962 ins Rampenlicht der Öffentlichkeit brachten, als möglicher Verbindungspunkt der zwei oben angesprochenen schichtspezifischen Jugendkulturen. Zeitlich fast ideal genau in der Mitte zwischen dem Abklingen der Halbstarkenkrawalle und dem Aufflackern der studentischen Revolte gelegen, agierten meist jüngere Menschen, die sowohl dem akademischen wie auch dem berufstätigen Milieu entstammten, als Hauptkontrahenten der Straßenschlachten, bzw. wurden Personen aus beiden Kontingenten Opfer polizeilicher „Dienstleistungen". Können die Schwabinger Krawalle daher als Vorläufer der „1968er"-Bewegung angesehen werden, wie von einigen Autoren früherer Veröffentlichungen zu diesem Thema mehrmals postuliert wurde?

Die Autoren dieses Sammelbandes verneinen diese Sichtweise, und ihre Kritik der These der Schwabinger Krawalle als Vorläufer von „1968" überzeugt. Sie weisen deutlich darauf hin, daß u. a. die Protestform der Schwabinger Krawalle viel eher dem Typus der Halbstarkenkrawalle zuzuordnen ist als dem studentischen Protest der späten sechziger Jahre. Letzterer war prinzipiell Ausdruck geplanter, politisch und ideologisch motivierter Aktionen. „Bei den Straßenblockaden 1962 handelte es sich dagegen um das spontane Aufbegehren einer Jugendszene" (S. 156), so Stefan Hemler in seiner kritischen Aufarbeitung der Thesen von den Schwabinger Nächten als „Anstoß für die Studentenbewegung". Derselbe Autor bezeichnet die Krawalle daher eher als „Nachfahre" der Halbstarkenauseinandersetzungen denn als „Vorläufer" (S. 171) der APO.

Die Mehrzahl der Kapitel dieses Buches befaßt sich allerdings weniger mit der Gesamteinschätzung der Auseinandersetzungen zwischen dem 21. und dem 26. Juni 1962, sondern vielmehr mit Spezialfragen, wie der Rolle der polizeilichen Ordnungshüter während der Krawalle, den Determinanten der Presseberichterstattung, dem juristischem Nachspiel der Aktionen, oder der Art und Weise, in der die Schwabinger Nächte in der Öffentlichkeit im Nachhinein aufgearbeitet und verinnerlicht wurden. Wer sich für die Details dieser Themen interessiert, findet in den diversen Beiträgen viel Interessantes und Wissenswertes. So standen z. B. die Erfahrungen jener Nächte Pate bei der Neukonzipierung einer innovativen, flexibleren Taktik der Polizei, zuerst in München aber dann auch anderswo in der Bundesrepublik. Man lernt auch Aufschlußreiches über die Haltung der diversen Fraktionen der alten und der neuen Linken jener Tage. Der damals in München von Sympathisanten der illegalen KPD dominierte SDS hüllte sich in offizielles Schweigen. Münchens sozialdemokratischer Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel leitete an ihn gerichtete Schreiben von Augenzeugen oder Opfern polizeilicher Willkürmaßnahmen, die Vogel auf Ungerechtigkeiten aufmerksam machen wollten, postwendend an die Staatsanwaltschaft weiter, wohlwissend, daß letztere diese Schreiben als belastendes Material gegen die Verfasser nutzen konnte und in der Tat von dieser Möglichkeit auch Gebrauch machte. Die vielbeschworene Münchner Subversive Aktion wiederum zeitigte keinerlei Interesse an den Auseinandersetzungen in und um die Leopoldstraße.

Besonderns interessant erscheint dem Rezensenten die These von Stefan Hemler, in der er postuliert, daß der öffentliche Diskurs der Nachphase der Krawalle, insbesondere der Diskurs von mit den Jugendlichen sympathisierenden Kreisen, der sich auf die „Ablehnung von unverhältnismäßig erscheinenden Beschränkungen" jugendlichen Verhaltens sowie auf „Empörung über polizeiliche Übergriffe" (S. 168 f.) konzentrierte, die Bildung einer neuartigen Protestszene, die eventuell aus den Schwabinger Nächten hätte hervortreten können, verunmöglichte. Denn später oft als Teil der studentischen Revolte angesehene Handlungsweisen wurden generell meist nicht thematisiert. „Emotionale Aktionsformen, wie die lustvolle Herausforderung der Polizei, wurden als unpassendes Verhalten Einzelner marginalisiert, während die rein rational vermittelbaren Elemente [...] ganz in den Vordergrund rückten" (ebd.).

Dieses spielerische Element jugendlichen Protests war in der Tat einer der herausragenden Aspekte der Schwabinger Krawalle. Das provokative Tanzen auf offener Straße oder das Katz-und-Maus-Spiel mit der Polizei, eine Taktik, die allerdings nur allzuoft im Sieg des polizeilichen Goliaths mündete, all dies und mehr waren Elemente, die – ob bewußt oder unbewußt – darauf hin zielten, „sich der eigenen Alltagsrolle zu entledigen" (S. 47) und sich transgressiv zu verhalten. Wie anders kann sonst das Verhalten einer

im Anschluß an ihre „fast bühnenreife Darbietung" (S. 47) verhafteten jungen Hausgehilfin erklärt werden, die laut Gerichtsurteil „betont langsam von der einen Seite der Leopoldstraße zur anderen und wieder zurück" ging, „wobei sie in auffallender Weise die Knie anhob. Zugleich trug sie ein mitgeführtes Wäschebündel wie ein Kleinkind auf den Armen" (S. 47).

Sicherlich sind Manifestationen dieses und artverwandten burlesken Protests in vieler Hinsicht „zeitlos," d. h. nicht an bestimmte Orte, Generationen oder soziale Klassen gebunden. Der Wunsch, der jeweiligen Gesellschaftsordnung zumindest hin und wieder mal den Rücken (oder den verlängerten Rücken) zuzustrecken, flackert immer wieder in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen und historischen Zusammenhängen auf und kann sogar tendenziell (siehe die Funktion des Karnevals) sozial integrativ (also nicht zwingend als sozialer Sprengstoff) wirken. Doch vermitteln manche der von den unterschiedlichen Autoren unterbreiteten Materialien darüber hinausgehend den Eindruck, daß die Schwabinger spontane Trotzreaktion jugendlicher Flaneure im Juni 1962 auch sozial- und kulturgeschichtlich spezifischer verortet werden kann.

Anderswo hat dieser Rezensent versucht herauszuarbeiten, auf welche Weise ein ursprünglich vor allem dem künstlerischen Milieu entstammender Nonkonformismus gerade in den fünfziger und sechziger Jahren den Boden bereitete, auf dem dieser einstmals primär künstlerische Protest zunehmend politische Dimensionen annahm, um schließlich gleichzeitig als Wegbereiter, Vorstufe und erste Abfolge einer langen Kette von offenen Protestbewegungen zu fungieren. Die Situationistische Internationale und die Amsterdamer Provos dürfen hier als Rollenmodelle für diese Transformation des künstlerischen zum politischem Protest angesehen werden. Schwabing war in den frühen sechziger Jahren der quintessentielle Ort, wo die verknöcherten bundesrepublikanischen Verhältnisse auf verschiedenartige Weise zumindest hinterfragt werden durften. In seinen Memoiren beschreibt der damals in München lebende Dieter Kunzelmann Schwabing als den lebendigsten Ort in der gesamten Bundesrepublik. Stefan Hemler, dessen Beiträge im rezensierten Band immer wieder durch ihre analytische Feinfühligkeit hervorstechen, beschreibt diesen Zustand wie folgt: „Inmitten einer lebendigen Kneipenszene mischten sich jugendliche Unterhaltungskultur und Kleinkunst mit linksintellektuellem Anspruch. Bereits in den fünfziger Jahren hatten sich auch einige Jazzclubs angesiedelt, in denen häufig jungakademische Amateurbands zu hören waren" (S. 26).

In diesem Zusammenhang muß allerdings eine weitere Besonderheit der damaligen Schwabinger Kneipen- und Kulturszene angesprochen werden. Die sechziger Jahre gewannen ihre besondere Brisanz nicht nur aus der engen Verflechtung von (sub)kulturellem Protest und politischem Aufbegehren, sondern ebenfalls von einem weiteren Novum jener Zeit, dem erstmaligen Entstehen einer schichtunspezifischen, klassenübergreifenden (Jugend-)Kultur, die die bisher zersplittert auftretenden jugendbewegten Protestpotentiale zu bündeln und dadurch in ihrer potentiellen Sprengkraft zu multiplizieren verstand. Der Cavern Club in Liverpool, der Star-Club in Hamburg, oder der Piper Club in Rom verhalfen einer neuen, ab Mitte der sechziger Jahre von Beatrhythmen geprägten Jugendkultur zum Durchbruch. Der damalige Münchner Stadtjugendamtsleiter Kurt Seelmann, selbst Opfer knüppelschwingender Polizisten während der Schwabinger Krawalle, beschrieb die Schwabinger Szene wie folgt: „Was mich immer sehr freut, ist, daß alles durcheinander sitzt und dabei kein Unterschied gemacht wird, ob einer als Arbeiter oder Angestellter in einem Betrieb arbeitet, Student ist oder ob einer hofft, später einmal ein großer Künstler zu werden" (S. 27). Stefan Hemler zieht die Konsequenz aus der Existenz dieser bunten Palette von jugendlichem Tatendrang unterschiedlichster Provenienz: „Erst das gemeinsame Aufbegehren der Schwabinger Jugendszene gegen die polizeilichen Einsätze und das sich hieraus ergebende spontane Zusammenspiel von Studenten und ihren nichtstudentischen Altersgenossen brachte die Ereignisse vom Juni 1962 ins Rollen" (S. 54). Könnten die sogenannten Schwabinger Krawalle daher am besten weder als Vorspiel von 1968 noch als Nachspiel der Halbstarken-Randale interpretiert werden, sondern vielmehr als die prominenteste bundesdeutsche Variante des eben kurz erwähnten, transnational existierenden Zwischenstadiums, in dem künstlerische Freiheiten und Innovationen den Nährboden darstellten, auf dem Klassenschranken durchbrochen werden konnten und der Countdown zu den „1968er" Jahren, die

ja keinesfalls ausschließlich von studentischem Mittelschichtprotest geprägt wurden, aufgenommen werden konnte?

Gerd-Rainer Horn, Coventry

Recht und Justiz im gesellschaftlichen Aufbruch (1960–1975). Bundesrepublik Deutschland, Italien und Frankreich im Vergleich. Hrsg. von Jörg Requate (= Interdisziplinäre Studien zu Recht und Staat, Bd. 28). – Baden-Baden: Nomos-Verlagsgesellschaft 2003. 327 S.

In der stetig anwachsenden Literatur zu den sozialen Veränderungen der Jahre nach „1968" wird das Thema von Recht und Justiz oft als Stiefkind behandelt. So wird selbst in der quasi enzyklopädischen Abhandlung zu den kulturellen Auswirkungen dieser Jahre des kürzlich verstorbenen Arthur Marwick – „The Sixties" – diese Thematik nur indirekt behandelt.

Allein schon aufgrund dieser Tatsache der allgemeinen Ausklammerung von diesbezüglichen Elementen der gesellschaftlichen Realität ist der vorliegende Band von hoher Relevanz. Wie bei Sammelbänden unvermeidlich, sind die einzelnen Beiträge von unterschiedlicher Qualität. Doch lohnt sich eine eingehende Studie der auf eine Konferenz im Jahre 2000 zurückgehenden Artikel allemal.

Abgesehen vom einführenden Beitrag des Herausgebers behandeln sämtliche Beiträge gewisse Aspekte in nur jeweils einem Land. Die komparative Dimension ist so auch nur indirekt dem Leser zugänglich, doch bereitet diese Vorgehensweise dem aufmerksamen Leser keine größere Schwierigkeiten. Einmal mehr wird deutlich, daß die soziokulturellen Veränderungen der „1968er" Jahre auch in diesem Spezialbereich als transnational zu bezeichnen sind. Wichtige Verschiebungen in der Kriminologie, auf dem Gebiet des Arbeitsrechts, sowie im Selbstverständnis der Justiz fanden in allen drei tangierten Ländern mehr oder weniger gleichzeitig statt. Und wenn Italien, Frankreich und die Bundesrepublik in den siebziger und achtziger Jahren sich von relativ repressiven Gesellschaften in wichtigen Aspekten des Zusammenlebens zu aufgeschlossenen und „lockereren" Ländern entwickelten, so war dies unter anderem auch den sich verändernden Normen der Rechtsprechung und einem Wandel der Justiz geschuldet.

Allerdings wird ebenso klar, daß es zwischen den drei Ländern wichtige Unterschiede gab. Wenn auch der Trend in die gleiche Richtung ging, machten sich die Veränderungen in unterschiedlicher Stärke bemerkbar. Es mag die bundesdeutsche Leserschaft sicherlich nicht überraschen, daß auf prinzipiell allen Ebenen die BRD die am schwächsten ausgeprägten positiven Veränderungen zu verzeichnen hatte. Ein Blick auf die Gestaltung organisatorischer Verbindungen auf seiten der zunehmenden Anzahl von Vertretern „progressiver" Sichtweisen innerhalb der Richterschaft mag dies verdeutlichen. In der BRD waren die meisten der (trotz allem relativ wenigen) Wortführer von radikalen Reformschritten innerhalb der Justiz zumeist nur Einzelkämpfer, die zwar im Schlepptau der studentischen Protestbewegungen eine gewisse gesellschaftliche Resonanz hervorriefen, aber kaum über großen Rückhalt bei ihren Kollegen verfügten. Das im Herbst 1968 gegründete „Aktionskomitee Justizreform" zählte maximal nicht mehr als fünfundzwanzig, „im Kern höchstens zehn" (S. 179) aktive Mitglieder. In Frankreich jedoch zählte das im Juni 1968 gegründete „progressive" „Syndicat de la magistrature" bald 1200 Mitglieder. In Italien wiederum kam es bereits 1964 zur Bildung einer progressiven Fraktion, der „Magistratura Democratica". In der Bundesrepublik konnte man nicht einmal davon träumen, Urteilssprüche zu verkünden, wie den des Untersuchungsrichters Patrice de Charette, Mitglied des Syndicat de la Magistrature, der 1974 „einen Unternehmer kurzerhand inhaftierte, dessen Angesteller wegen mangelnder Sicherheitsvorkehrungen zu Tode gekommen war", auch wenn dieses konsequente „Vorgehen in den Kreisen von Wirtschaft und Politik einen Sturm der Empörung" auslöste (S. 195).

Auf diese Weise wird einmal mehr deutlich, daß der Grad der Radikalisierung sozialer und politischer Konflikte in den verschiedenen Ländern jener Zeit entsprechende Auswirkungen auf damit eng verbundene Veränderungen innerhalb dieser Gesellschaften hatte – hier eben auf der Ebene der Justiz. Italien war in den „1968er" Jahren das Land in Westeuropa, in dem die Konfliktlage über eine ganze Reihe von Jahren hinweg am weitesten zugespitzt war. Die frühe Herausbildung einer progressiven Fraktion der

Richterschaft war der logische Ausdruck dieser Tatsache. Aus diesem Grunde ist es leider besonders zu bedauern, daß die Beiträge über Italien im Vergleich zu den allermeisten über die BRD oder auch Frankreich nicht immer von der adäquaten hohen Qualität und analytischen Schärfe sind. Insbesondere der Beitrag von Umberto Gentiloni, der als einführender Beitrag gedacht ist, um die gesamtgesellschaftliche Spannungslage der „1968er" Jahre aufzuzeichnen, vor deren Hintergrund sich die Veränderungen in Recht und Justiz abspielten, erscheint zumindest dem Rezensenten deplaziert. Gentiloni konzentriert sich hauptsächlich auf die „Errungenschaften" der diversen Koalitionsregierungen, in der die in der Nachkriegszeit politisch dominierende Christdemokratie sich mit der Sozialdemokratie gemeinsam der Regierungsverantwortung stellte. Was in der Literatur zumeist als Mitte-Links-Koalition bezeichnet wird, war im Prinzip nichts anderes als eine italienische Variante der bundesdeutschen Großen Koalition, wobei noch erschwerend hinzukommt, daß in Italien die wichtigste „linke" politische Partei, die Kommunistische Partei Italiens, bis in die siebziger Jahre hinein von jeglicher direkter oder indirekten Mitarbeit in den oft rasch wechselnden Kabinetten ausgeschlossen war, die sogenannte Mitte-Links-Koalition also eigentlich bedeutend weiter „rechts" stand als die deutsche Große Koalition in den Jahren 1966 bis 1969. Eine „Große Koalition" als Zünglein an der Waage in den „1968er" Jahren?

Besonders instruktiv und anregend empfand dagegen der Rezensent vor allen Dingen den Beitrag von Jean-François Chassaing zu den Veränderungen im französischen Strafrechtswesen. Chassaing ist der einzige Autor, der das transnationale Phänomen von Häftlingsrevolten zu dieser Zeit (und daraus hervorgehende Reformbemühungen) zumindest erwähnt, und weiterhin ist er der einzige, der sich mit den Auswirkungen der sogenannten Antipsychiatrie beschäftigt. Insbesondere legt aber Chassaing das Augenmerk des Lesers auf eine in gewisser Weise widersprüchliche Entwicklung „progressiver" Gesetzgebung. Im Zuge der post-„68er" Veränderungen wurden nämlich nicht nur viele überalterte moralische Sichtweisen endlich ad acta gelegt, wie der Straftatbestand des „Ehebruchs" oder die Institution des „Irrenhauses". Doch wurde diese Infragestellung von repressiven Maßnahmen, die teilweise durch die zunehmende Zentralität des Individuums gegenüber einer mutmaßlichen und generell meist tradierten, sittlich-moralisch ausgerichteten Kollektivität ausgelöst wurde, im Laufe der siebziger Jahre und danach von einer neuen Welle eines vom Autor so benannten „Neo-Moralismus" abgelöst. Der Schutz des Individuums vor der Gemeinschaft resultierte daher parallel zum Abbau einer langen Reihe von „veralteten" Straftatbeständen im gleichzeitigen und parallellaufenden Aufbau einer ebenso ausgeprägten neuen Ansammlung „repressiver" Gesetzgebung, wie u. a. im Bereich des Konsumentenschutzes, der Drogenbekämpfung (wobei auf diesem Sektor äußerst widersprüchliche Tendenzen die Rechtsprechung prägten) oder der Verfolgung von jetzt zusehends als kriminell eingestuften Handlungen, wie Vergewaltigungen, deren Verfolgung zwar teilweise bereits seit langem in der Gesetzgebung verankert war, die in der Praxis aber bisher selten geahndet worden waren.

Gerd-Rainer Horn, Coventry

Les Solidarités internationales. Histoire et perspectives. Sous la direction de José Gotovitch et Anne Morelli (= Collection La Noria). – Bruxelles: Editions Labor 2003. 282 S.

Ausgangspunkt dieses Sammelbandes, der auf ein internationales Kolloquium in Brüssel zurückgeht, ist die Hypothese der Herausgeber, daß die internationale Solidarität gegenwärtig in einer Krise stecke, vor allem in der jüngeren Generation. Und dies trotz oder gerade wegen der zahlreichen Nichtregierungsorganisationen (NGO). Von diesen NGOs würden etliche vom Staat subventioniert oder, wie die „Ärzte ohne Grenzen" in der islamischen Welt zum Beispiel, als ein ideologisch eingesetzter humanitärer Arm der Vereinten Nationen oder gar der USA wahrgenommen; die NGOs konkurrierten auf dem „Markt" der Hilfe, sie fokussierten durchweg auf die Symptome, nicht auf die Ursachen, seien mithin unpolitisch, ihre aufs Individuum gerichtete Arbeit entspreche eher und mehr und mehr dem Charakter der Caritas, im Gegensatz zur Solidarität, hinter der „der deutliche Wille stehe, gemeinsam ein Allgemein-Interesse aufzubauen" (S. 9). Den von (Groß-)Firmen oder

Privatunternehmern gestifteten und unterhaltenen Organisationen begegne der Verdacht des Eigennutzes. Ohne sich der Illusion hinzugeben, Vergangenes könne einfach wieder lebendig gemacht oder als „Lehre" für heutiges und zukünftiges Handeln herangezogen werden, erscheine ein Rückblick auf die Geschichte internationaler Solidarität hilfreich, um „gewisse Mechanismen und wiederkehrende Probleme" bewußt zu machen (S. 10).

Im ersten Teil, „Avant 1940", gehen die Autoren von einer Ausnahme abgesehen nicht hinter das Jahr 1920 zurück und sind damit zugleich in der Polarisierung der Arbeiterbewegung zwischen Kommunismus und Sozialdemokratie der Zwischenkriegszeit gefangen. Das Schisma und seine Implikationen werden jedoch kaum thematisiert, vielmehr steht im Prinzip jede Organisation für sich, oder es werden zwei Organisationen ein und derselben politischen Provenienz miteinander verglichen.

Claudio Natoli eröffnet mit einem Plädoyer „Pour une histoire comparée des organisations communistes de solidarité. Le Secours ouvrier international et le Secours rouge international". Bevor er allerdings Arbeit, Auftrag und Ideologie der Internationalen Arbeiter-Hilfe (IAH) und der Internationalen Roten Hilfe (IRH) vergleichend skizziert – wobei er, gestützt auch auf Archivmaterial aus Moskau, vier Perioden unterscheidet (die Zeit bis zur „Wende 1929/30", als auch die IAH und die IRH in das Joch der Stalinisierung und der Sozialfaschismuspolitik gepreßt wurden bzw. sich pressen ließen; die Wende selbst; die Zeit „von 1933 bis 1936" und schließlich den „Niedergang") –, wendet er sich Willi Münzenberg, dem Initiator und Organisator augenscheinlich überparteilich konzipierter humanitärer und kultureller Bewegungen und Institutionen, die aber letztendlich im Dienste des Kommunismus standen, und seinen Bildern in der Historiographie zu. Dabei ist ihm allerdings der Sammelband über das Münzenberg-Kolloquium in Aix-en-Provence 1992 entgangen, dessen Beiträge zum größten Teil bereits auf neuen, erstmals zugänglichen Quellen beruhten und neue, ideologiefrei[er]e Sichtweisen auf Persönlichkeit, Leben, Aktionen und Werke dieses Mannes boten.[1] Anschließend zeigt Lucien Mercier die sozial und kulturell weitgefächerten Unterorganisationen des „Secours ouvrier international en France" auf.

Die Reihenfolge der fünf weiteren Artikel leuchtet der Rezensentin nicht ein, denn sie reißt Chronologie und organisatorische Zusammenhänge auseiander: Ich vermute, daß die Herausgeber aus einem Analogieschluß heraus die Betrachtung von Christine Collette über „Le Fonds international de Solidarité et l'Internationale ouvrière socialiste (1934–1940)", die auf England zugespitzt ist, anschlossen. Doch mit dem darauf folgenden Beitrag über die Internationalen Berufssekretariate von Reiner Tosstorff, „Une structure syndicale internationale en action. Les Sécrétariats professionnels internationaux entre Moscou et Amsterdam (1920–1930)", wird erst eine Brücke zur Sozialdemokratie geschlagen. Und Bruno Groppos „Le Fonds Matteotti et l'action de solidarité de l'Internationale ouvrière socialiste" erläutert gerade die Vorgeschichte des Internationalen Solidaritätsfonds der Sozialistischen Arbeiter-Internationale. Die Hinwendung zu zwei jüdischen Organisationen wird unterbrochen von „L'Association juridique internationale (1929–1940)", die Federick Genevée behandelt; diese ist aber wiederum der IRH entsprungen. Aus dem Rahmen der Zwischenkriegszeit im 20. Jahrhundert fällt das letzte Thema von Jean-Philippe Schreiber heraus. Nach der Darlegung des politischen Ursprungs und der organisatorischen und ideologischen Besonderheiten beantwortet der Autor seine Frage im Titel „L'Alliance israélite universelle, une forme pionnière du solidarité internationale?" mit der (vorläufigen) Schlußfolgerung, daß die 1860 in Paris gegründete Allianz mit ihrem missionarischen Drang, zur Emanzipation und Modernisierung der Juden auch in Osteuropa beizutragen, dem westeuropäischen, mehr noch: dem jüdischen liberalen „Establishment" in Frankreich verhaftet war, daß ihre „lokale Partikularismen" und „nichtjüdische Nationalismen" überschreitende Art der Solidarität weder vom Zionismus noch von der jüdischen Arbeiterbewegung erreicht wurde (S. 126). Zwei Beiträge davor informiert Catherine Collomp detail- und personenreich über „La solidarité ethnique et politique dans l'exil. *Le Jewish Labor Committee* et les réfugiés antinazi et antifascistes (1934–1941)".

Der zweite Teil, „Après 1940", führt diverse politisch-ideologische, überparteiliche, gewerkschaftliche, religiöse Organisationen z. T. kritisch, mit Blick auch auf taktische Motive für Solidaritätsaktionen oder nationale Ambivalenzen,

gar Dilemmata, vor Augen. Die Skala reicht von „L'Association internationales des Juristes démocrates. Quelques éléments pour un bilan" (Léon Ingber) über „L'entreaide socialiste et le tiers-mondisme: entre organisation et mouvement" (Piet Creve) und „Le PEN Club international ou la solidarité entre écrivains (1945–1986)" (Nicole Racine) bis zu „Internet, nouvelles solidarités et stratégiques de sensibilisations" (Nicolas Malevé). Dazwischen erhellt noch Tania Regin die Zerrissenheit der „Confédération générale du Travail et la Fédération syndicale mondiale dans la guerre d'Algérie (1954–1962)", Karim Cham beleuchtet „L'évolution de la Ligue Belge pour la défense des Droits de l'homme (1954–1978)", und Anne Morelli problematisiert „L'implication des Quakers dans quelques causes humanitaires ou la foi en la lutte pour la justice sociale".

Im dritten, „Perspectives et débats actuels" überschrieben Teil kommen ausschließlich Vertreter von Nichtregierungsorganisationen zu Wort. So beantwortet der Arzt und Präsident der Ligue anti-impérialiste de Belgique Pol De Vos die von einem „radikalen Standpunkt" aus gestellte Frage: „Multionationales et mouvement tiers-mondiste: partenaires ou adversaires?" zugunsten der Gegnerschaft, Léon Peijenburg von Human Rights Watch geht den (Wechsel-)Beziehungen zwischen Zivilgesellschaft und Politik nach Seattle nach („Les rapports entre société civile et politique: tentations et défis depuis Seattle"), und Ralph Coeckelberghs, Schatzmeister der Solidarité socialiste, entfaltet den Entwurf einer Überwindung des Nord-Süd-Konflikts („Présentations des pratiques de solidarités internationales de l'ONG: Solidarités socialistes"), und der als medizinischer Forscher bei der Organisation Ärzte ohne Grenzen in Brüssel arbeitende Éric Dachy plädiert am Ende seiner Beobachtungen über „Humanitaire et idéologie compassionnelle" dafür, daß die NGOs sich im Interesse ihres Überlebens auf ihre eigentlichen konkreten humanitären Aufgaben besinnen, frei von Ideologie, Utopie und Messianismus handeln, dabei aber für „Analyse, Gedanken, Kritik und Beurteilung" offenhalten sollten (S. 243).

Insgesamt also ein zu tiefer gehenden und vergleichenden Forschungen anregendes Angebot.

1 *Willi Münzenberg 1889–1940. Un homme contre. Actes [du] colloque international Aix-en-Provence, 26–29 Mars 1992. Aubervilliers 1993; deutschsprachige, Übersetzungsfehler aus dem Deutschen weitgehend korrigierende Überarbeitung: Willi Münzenberg (1889–1940). Ein deutscher Kommunist im Spannungsfeld zwischen Stalinismus und Antifaschismus. Hrsg. von Tania Schlie und Simone Roche, Frankfurt a. M. 1995.*

Ursula Langkau-Alex, Amsterdam

GULAG. Ekonomika prinuditel'nogo truda. [Die Ökonomik der Zwangsarbeit]. Hrsg. von L. I. Borodkin, P. Gregory und O. V. Chlevnjuk. – Moskva: Rosspen 2005. 320 S.

Das von L. I. Borodkin, P. Gregory und O. V. Chlevnjuk herausgegebene Buch gehört zu den neuesten Untersuchungen über das in den letzten zwei Jahren immer wieder aufgegriffene Thema der Effektivität bzw. Unwirtschaftlichkeit der Wirtschaftstätigkeit der Hauptverwaltung Lager des NKWD der UdSSR (GULAG). In zwei Teilen untersuchen acht Autoren aus Rußland, den USA, England und Deutschland die Wirtschaftstätigkeit des Gesamtsystems (Kapitel 1 bis 5) und regionaler Wirtschaftszweige (Kapitel 6 bis 10). Die Studien ergänzen die von A. I. Kokurin und Ju. N. Mokurov herausgegebene Dokumentation über die vom GULAG betriebenen Großbaustellen „Stalinskie strojki GULAGa 1930–1953. Dokumenty" (Moskau 2005) und den der Wirtschaftstätigkeit gewidmeten Dokumentenband der inzwischen vorliegenden sieben Bände umfassenden „Geschichte des Stalinschen GULAG" (Moskau 2004, hier insbesondere der ebenfalls von Chlevnjuk herausgegebene Band 3 „Ekonomika GULAGa"). Eine von Chlevnjuk besorgte und von Robert Conquest eingeleitete Auswahl von die Wirtschaftstätigkeit widerspiegelnden Dokumenten in englischer Übersetzung ist in der Schriftenreihe „Annals of Communism" 2004 veröffentlicht worden.[1]

Die Häufung der hier genannten Titel spiegelt die Forschungs- und Archivsituation zum Thema wider. Um auf die vielen Fragen Antwort geben zu können, bedarf es – entgegen früheren, an die Öffnung der Archive geknüpften Erwartungen – mehr Zeit. Auf die Editionen zum Großen Terror und den Massenrepressalien folgten Handbücher, die die Struktur des NKVD und des

Lagersystems erschlossen. Je weiter man bei der dokumentarischen Erschließung der Hauptverwaltung Lager GULAG und der einzelnen Besserungsarbeitslager, der Gulags, vorankam, desto deutlicher fiel das Fehlen von regionalen Studien auf und ins Gewicht. Das vorliegende Buch entstand als ein die genannte mehrbändige Edition begleitendes Forschungsprojekt.

A. Sokolov skizziert den Stellenwert der Zwangsarbeit in der Sowjetwirtschaft 1930 bis 1950 (Kapitel 1); Chlevnjuk umreißt die Struktur und die Entwicklungstendenzen der Lagerwirtschaft (Kapitel 2); S. Ertz zeichnet die Evolution der Leitungsstruktur und der Leitungsprinzipien des Lagersystems nach (Kapitel 3). Borodkin untersucht das Verhältnis von Zwangsarbeit und Stimulierung (Kapitel 4), J. Heinzen die Korruption im Lagersystem (Kapitel 5).

Der zweite Teil enthält Untersuchungen zur regionalen und Zweigwirtschaft. C. Joyce beschreibt das Lagersystem in Karelien (Kapitel 6); Ertz und Borodkin umreißen die Förderung von Nickel im Noril'lag (Kapitel 7); D. Norlander zeichnet die Entstehung von Dal'stroj in den dreißiger Jahren nach (Kapitel 8); A. B. Suslov stellt die Ergebnisse seiner Recherchen über die Wirtschaftsprojekte in der Uralregion zur Diskussion (Kapitel 9) und S. A. Krasil'nikov wendet sich der Untersuchung der Wirtschaftstätigkeit der Sonderumsiedler in Westsibirien zu (Kapitel 10).

Sokolov stellt einleitend fest, daß es aufgrund der Quellenlage nicht möglich ist, sich für eine der verbreiteten Hypothesen über die Gründe für die Entstehung des Gulag-Systems zu entscheiden. Es sei nicht klar, ob die Besserungsarbeitslager an Großbaustellen errichtet wurden, weil es so viele Häftlinge gab, oder so viele Bürger verhaftet wurden, weil Arbeitskräfte für die Großbaustellen dringend benötigt wurden (S. 22). Die Erklärung von Sokolov ist, daß sich die Führung längst nicht über sämtliche Folgen ihrer Politik im klaren war. Unklar ist – trotz eindeutiger Rechtslage – die Praxis der Entlohnung der Häftlinge und die mit der Klassifizierung als politische bzw. kriminelle Häftlinge verbundene umstrittene generalisierende Einschätzung der Gulag-Häftlinge als Opfer des totalitären Systems. Es gab Kriminelle, ebenso unumstritten ist, daß die Zahl der Politischen wesentlich höher war, als die offizielle Statistik ausweist (S. 24). Die nicht nur im Hinblick auf die erhoffte Steigerung der Produktivität gescheiterte Kollektivierung ist eine Erklärung für die Orientierung auf Zwangsarbeit (S. 30). Ein weiteres Problemfeld war die Disziplinierung und Motivierung der Industriearbeiter. Das Scheitern dieser Politik sowohl auf dem Lande als auch in den Städten erläutert Sokolov am Beispiel der unterschiedlichsten Protest- und Widerstandsaktionen im zivilen wie im Lagersektor. Unter diesen Bedingungen verwandelte sich die Hauptverwaltung Lager GULAG zu der eigentlichen Institution, die mit ihren Besserungsarbeitslagern, den Gulags, in der Lage war, Wirtschaftsprojekte in Angriff zu nehmen (S. 44). Mit der einseitigen Betonung von Zwang und Gewalt müsse Schluß sein, fordert Sokolov. Daneben habe es auf die Stabilisierung der Gesellschaft und Stimulierung der Produktivität gerichtete Maßnahmen wie Lohnsteigerungen oder ein Netz von Sozialleistungen gegeben. Dieser Frage geht Borodin in seinem Beitrag „Arbeit im Gulag. Zwischen Zwang und Stimulierung" nach (S. 129–156). Der Krieg, unter dem die UdSSR mehr litt, als alle anderen Staaten, setzte dieser Entwicklung ein Ende. Die Friedenswirtschaft ging mit der Rückbesinnung auf die Zwangsarbeit einher. Korruption und Betrug – hierfür gab es den „Lagerbegriff" *Tufta* – erlebten eine Wiedergeburt. J. Heinzen beschreibt dies als Dilemma der Lageradministration und der Häftlinge (S. 157–174).

Chlevnjuk umreißt im darauffolgenden Beitrag den Zustand der Lagerwirtschaft am Beispiel ausgewählter Großbaustellen. Nach dem Krieg hatte das Innenministerium, dem die Besserungsarbeitslager unterstanden, die führende Position in mehreren Wirtschaftsbereichen inne. Chlevnjuk skizziert die Art und Weise der in dieser Zeit wieder eingeführten Stimulierung der Häftlingsarbeit. Bei regelmäßiger Erfüllung und Übererfüllung der Pläne wurde diese Leistung *(začet)* auf die Hafttage umgelegt, was eine vorfristige Entlassung nach sich ziehen konnte (S. 76). Hinzu kommt der sich ändernde Charakter der Arbeit, der eine ausschließliche Orientierung auf Zwang und unbezahlte Arbeit ausschloß. Bildlich gesprochen wurden aus Sklaven leibeigene Bauern (S. 78). Nicht zuletzt muß von den tatsächlichen Häftlingszahlen, die niedriger waren als lange angenommen, ausgegangen werden. 1950 belief sich die Zahl der im Industriebau eingesetzten Häftlinge auf ca. zwei Millionen bei einer Gesamtzahl von 18,6 Millionen hier

Beschäftigter (S. 80). Weiterer Untersuchung bedarf, zu welchen Arbeiten Gulag-Häftlinge überhaupt und hauptsächlich herangezogen wurden. Unmittelbar nach Kriegsende und Mitte der fünfziger Jahre gab es mehr Häftlinge als Arbeitsplätze (S. 81).

Unklar ist, inwieweit die Arbeit der arbeitenden Häftlinge – vor dem Hintergrund der sinnlosen Vergeudung von Talenten und der hohen Sterberate – auch wirklich effektiv war (S. 84). Arbeit im Gulag war mit der Einführung und Durchsetzung von technischem Fortschritt unvereinbar. Das „Schicksal" der von Gulaghäftlingen errichteten Großbauten, Kanäle und Eisenbahnstrecken spricht Bände. Hier wurden Ressourcen eher verschleudert und im wahrsten Sinne des Wortes in den Sand gesetzt.

Ertz skizziert in seinem Beitrag die wirtschaftsrelevanten Veränderungen in der Administration der Lager und gibt einen Überblick über die heute im Staatsarchiv der Russischen Föderation (GARF) zugänglichen Dokumente, die eine Einschätzung der Wirtschaftstätigkeit und ihrer Effektivität ermöglichen. Leider bleibt – im Unterschied zu den interessanten und aufschlußreichen Bemerkungen des Verfassers zum Vergleich von Besserungsarbeitslagern und Besserungsarbeitskolonien – die Analyse der Leitungsstruktur innerhalb der Besserungsarbeitslager im Hinblick auf die Durchsetzung des Haftregimes und die Erfüllung der Wirtschaftsaufgaben eher unterbelichtet. Die unter Ežov begonnene und unter Berija weitergeführte Aufwertung der Politabteilungen gegenüber der 3. Abteilung des NKVD und deren auf dem Hintergrund der direkten Unterstellung dieser Leiter unter die Moskauer Hauptverwaltung ausgetragenen Konflikte über die Lager als Haft- oder Wirtschaftsstandort werden im Beitrag nicht angesprochen bzw. bewußt ausgeklammert (S. 103). Nur über die Untersuchung der Lösungswege dieser immer wiederkehrenden Konflikte werden die Handlungsspielräume der Lagerkommandanten und ihrer Stellvertreter sowie die Interaktion zwischen der Moskauer Hauptverwaltung GULAG und den Lagerverwaltungen nachvollziehbar. Hier kommt man auf der im GARF einsehbaren „Königsebene", d. h. den Dokumenten der Hauptverwaltung GULAG, offensichtlich nicht weiter. Kein Wunder, denn die Archive der elf zwischen 20 und 25 und der zwei bis zu 30 Jahren bestehenden Besserungsarbeitslager befinden sich nicht in Moskau. Notwendig ist, wie in den Einleitungen zu den Bänden der Dokumentenedition „Zur Geschichte des Stalinschen GULAG" gefordert wird, die Überprüfung der zur Diskussion gestellten Arbeitshypothesen am Beispiel ausgewählter „Langzeitlagerkomplexe". Die in den zweiten Teil des Bandes aufgenommenen Beiträge sind ein erster Schritt in diese Richtung.

1 *Oleg Khlevniuk, The History of the Gulag. From Collectivization to the Great Terror. Foreword by Robert Conquest, Yale, New Haven und London: University Press 2004. 418 S.*

Wladislaw Hedeler, Berlin

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Studierende –
verweigern Sie den Bachelor-Abschluß![1]

Eine Brise des von uns leicht abgewandelten Wortes des Humanisten Ulrich von Hutten, das dieser vor rund 400 Jahren jauchzte, steckt in jedem Semesteranfang. Als gingen wir alle, Studierende und Lehrende, ein wenig auf erwartungsvoll hochgepumpten Plateauschuhen. Eine kleine Ekstase der Lern- und Lehrlust, so verrottet sie schon im Kern sein mag. Kaum sind die ersten Semesterwochen vergangen, beobachtet man schlaffe Gänge. Mehltau hat alle Gedanken- und Verhaltensglieder überzogen. Das Lob einer verwässerten Routine hat sich ausgebreitet allem individuellen Eifer und der eher verborgenen, nah' unter der Haut spürbaren Ängstlichkeit der meisten Studierenden zum Trotz. Wir beobachten die Studierenden mehr und mehr an den Trimm-dich-Stangen der Modulstrukturen, häppchen- und punktesystematisch gehetzt und weniger durch die eigene Neugier und ein sich langsam bildendes Urteilsvermögen bestimmt.

Schein-Studium
Daß zwischen Erwartung und dem, was dann wirksam wird, eine jähe Kluft besteht, daß die meisten in ihr einbrechen und lernen, mit dem abgestandenen Wasser ernüchterter Hoffnung zu kochen, daß also Enttäuschung den Alltag bestimmt, ist weder universitär noch anderwärts neu. Die Art und Weise jedoch, wie auf allen Ebenen des zerhackten Bildungssystems, dem immer erneut politgeschwätzig „Priorität" zuerkannt wird, nötige Ziele, nötige Verhaltensweisen, nötige Lern- und Lehrengagements zur sterilen Aufgeregtheit individualisierten Mittelmaßes verkümmern, hat neuerdings allgemeine politische und ökonomische Zusatzgründe. Sie werden gegenwärtig strukturell verankert und habituell eingepaukt. Am Exempel: Bachelor-Studiengänge. Sie sind ein bildungspolitisches Verbrechen an den jungen Menschen. Sie werden nicht nur entbildet. Sie sind Doppelverlierer auf dem Arbeitsmarkt. Sie werden allenfalls als wohlfeile mobile und flexible Minifunktionäre eingesetzt. Dagegen müßten sich alle Universitätsgruppen wehren. Studierende und Hochschullehrer werden den Bachelor vorerst nicht abschaffen können. Sie könnten jedoch viel dagegen tun. Indem sie den Bachelor als Kurzschluß eines Schein-Studiums ignorieren und nur den Abschluß eines Studiums, das den Namen verdient anstreben: Magister, Master, Diplom u. ä. m. Studierende sollten selbstbewußt die systematische Verweigerung des Bachelor-Abschlusses auf die Tagesordnung setzen und sich nicht zu einäugig auf die Studiengebühren konzentrieren.

Systematisches Entlernen
Wer die Universitäten heute betritt und sich ihren Strukturen unterwirft, trifft auf ein Ensemble – wir konzentrieren uns auf Lehr-Lernprozesse und Durchschnittsaussagen – von Faktoren, die einen systematischen Vorgang des Entlernens bedingen (man betrachte hierzu nur den „Europäischen Qualifikationsrahmen" vom September 2006):
- habituelle Naturalisierung der Ungleichheit von Bildungsklassen zwischen solchen, die ein Bachelor-Studium anstreben, und solchen, die dann als „Master" in „Excellenz"-Nähe rücken;
- Bildungspolitik mildert soziale Unterschiede nicht, sie zementiert den Pathos der Ungleichheit;
- Modularisierung beider Studiengänge in dem Sinne, daß verpackte Lerneinheiten, das heißt Module, serviert und in die verschiedenen weit geöffneten Rachen der Studierenden „lehrend" gestopft werden können;
- ein Studium als andauernder Lauf durch die Spießruten der scheingenau, einseitig, aber folgenreich verpaßten Noten bis hin zu zusätzlichen Sanktionen der „Semesterversetzung" u. ä.
- die Ekstase der schmalspurigen Fachidiotisierung wird fächer- und universitätszentral durch neue Managementprozeduren (an der FU Berlin sogenanntes Campusmanagement) durchgepaukt; daß hierbei die alte Täuschung erneut offenbar wird, gesteigerte Konkurrenz und Kontrolle mündeten in „Effizienz", da sie doch nur bürokratisch Studierende und Lehrende verdinglichende Effekte zeitigen, bereitet

angesichts des radikalblöden Zeit-Vertreibs geringen Spaß;
- diese die Konkurrenz zuerst zwischen den Studierenden – damit sie später auf der erbärmlichen Jobsuche auch entsprechend flexibel und mobil seien –, dann zwischen den Lehrenden (mit entsprechend individualisierten Abrechnungsmodi), dann zwischen den Fächern diverser „innovativer", sprich ökonomisch verwertbarer Kompetenz und schließlich zwischen den Universitäten stimulierenden repressiv-präventiven Anreiz- und Abstoßungssysteme werden durch die nach wie vor verfassungswidrig geltenden Numeri clausi (siehe BverfGE von 1972) und die prinzipiell beschlossenen Studiengebühren perfektioniert.

Bachelor als Unterforderung

Die von einer Vorstufe der Banalität des Bösen geprägten Prozesse des Entlernens kulminieren in der Struktur der Bachelor-Studiengänge, die so tun, als ob Menschen einer durchgeschobenen Pizza gleich durch ein sechssemestriges Studium wissenschaftlich begründete Urteilsfähigkeit erwerben könnten. Ausnahmsweise stimmen viele Juristen, Ingenieure und Sozialwissenschaftler überein, daß ein macdonaldisiertes Kurzstudium, das „abfertigt" und nicht exemplarische und vertiefende Lehr-Lernprozesse ermöglicht, bildungs- und fachspezifisch nicht gerechtfertigt werden kann. Studierende werden mit dem Bachelor systematisch unterfordert. Ihr Entwicklungsmöglichkeiten bleiben unausgeschöpft. Sie werden mit einer kurzzündelnden intellektuellen Brenndauer entlassen, die sie den Wechselfällen des Arbeitsmarktes willkürlich und ohnmächtig aussetzt. Der Bachelor ist in doppeltem Sinne ein billiges Strohfeuer einer Bildungs- und Hochschulpolitik, die sich ihren eigentlichen Aufgaben nicht stellt.

Nein, die „Studien" können in einer solchen Situation nicht blühen. Ohne Frage ist die Situation in einzelnen Fächern, an verschiedenen Universitäten und je nach Studentin oder Lehrendem immer noch verschieden auslegbar. Dennoch gilt insgesamt: Wer den weiter geltenden Kern der nie verwirklichten Idee der Universität Humboldts demokratisch verallgemeinert aus individuellen wie aus Gründen gesellschaftlicher Entwicklung, nicht zuletzt auch Gewaltvermeidung „retten" will, der muß gegen ihre Perversion im Namen der Steigerung von „Excellenz" Sturm laufen. Es ist schlimm genug und ein Zeichen der dequalifizierenden, mitnichten Qualität steigernden Magersuchts-Konkurrenz, daß sich nicht nur die Studierenden, daß vielmehr die positionell privilegierten Hochschullehrer fast ohne Opposition die restlose Zerstörung eines allein demokratisch menschenrechtlich funktionstüchtigen tertiären Bildungssektors und des besseren Sinns ihrer Arbeit hinnehmen. All die sogenannt verantwortlichen Politiker und die von ihnen informierte Öffentlichkeit, von den unkritischen Medien zu schweigen, bundespräsidial symbolisch angeführt, schavanisch fortgesetzt, im undemokratischen Exekutivföderalismus vollends zaunkönigsmächtig verblendet, tanzen gedanken- und tatenarm nur ums golden, sprich elitemonetär bestückte Kalb der ihrerseits machtvollen Interessen allein funktionalen, nahezu exklusiv technologischen Innovation.

Idee der Universität

Deshalb ist es höchste Zeit, eine „Idee der Universität" zu propagieren und in praktikable Schritte zu übersetzen, die den menschenrechtlich demokratischen Problemen und Anforderungen des 21. Jahrhunderts angemessen wäre. All das, was gegenwärtig im neudeutschen Jargon, von der europäischen Hybris mit dem Namen Lissabon-Strategie (1999) inspiriert, aufgeschminkt bis zum geht nicht mehr an sogenannten Excellenz-Initiativen titel- und zuckergeschäumt wird, steht dem strikt entgegen, was an sozialen Innovationen not täte. Es hat allenfalls den Doppelzweck alle universitären Einrichtungen und ihre Vertreter kopflos in die monetärbespickte geradezu Pawlowsche Konkurrenzfalle zu locken und zugleich, das ist des argen Pudels Kern, die Ungleichheit in den europäischen Gesellschaften bildungspolitisch zu naturalisieren.

Universitäten müßten ein Doppeltes gesamtgesellschaftlich leisten: zum einen, junge erwachsene Bürgerinnen so auszubilden, daß sie über den Tellerrand ihres Fachs und seiner zusätzlich spezialisierenden Schubfächer hinausblicken und aufgrund verallgemeinerbarer Kriterien und eingeübter Vorstellungskraft für die Wirklichkeit lokaler und globaler humaner Kontexte urteilsfähig zu werden vermögen. Und zum anderen, Forschungen im Sinne des forschenden Lernens so zu betreiben, daß die universitären Spezialisten solchen Innovationen nachjagen und sie allgemein verwertbar vorlegen – um das

Schlüsselwort unserer Zeit mit leichtem Widerhaken zu gebrauchen -, die in ihren sozialen in eins mit ihren umweltbezogenen Effekten schon im Sinne eines universitär öffentlich geleisteten Voraussetzungs-, Ziel-, Funktions- und Folgetests geprüft worden sind. Und deswegen auch prinzipiell bis in ihre sprachliche Darstellung hinein von allen überprüft werden können. Erst dann, wenn diesen Zielen einigermaßen in immer erneutem Versuch näher gekommen würde, sind Universitäten für eine im 21. Jahrhundert mögliche und nötige Demokratie unabdingbar. Sonst könnte man sie in modisch gewordene „public-private-partnership" für „hightech" und andere Investitions- und globalen Konkurrenzzwecke abschieben. Der erste Schritt ist die Verweigerung von nicht akzeptablen Studiengängen.

1 *Der Artikel ist unter dem mißverständlichen Titel „Bachelor macht dumm" in der „Tageszeitung" vom 8. November 2006 erschienen.*
Die Autoren sind Hochschullehrer für Politikwissenschaft an der FU Berlin. Rückfragen, Kommentare: +49 30 83854961 oder +49 30 8337162. E-Mail: pgrottia@zedat.fu-berlin.de und narrwd@ zedat.fu-berlin.de.

Peter Grottian und Wolf-Dieter Narr

Max Nettlau
Geschichte der Anarchie

Hg., mit Einleitungen und Registern versehen von Heiner M. Becker.

Bd. I: *Der Vorfrühling der Anarchie.*
Ihre historische Entwicklung bis zum Jahre 1864. 284 Seiten.
ISBN 3-930819-02-3 (Br.) € 17.00 - ISBN 3-930819-03-1 - (Ln.) € 30.90

Bd. II: *Der Anarchismus von Proudhon zu Kropotkin.*
Seine historische Entwicklung in den Jahren 1859-1880. 352 Seiten.
ISBN 3-930819-04-X (Br.) € 21.60 - ISBN 3-930819-05-8 (Ln.) € 36.00

Band III: *Anarchisten und Sozialrevolutionäre.*
Die historische Entwicklung des Anarchismus in den Jahren 1880-1886. 472 Seiten.
ISBN 3-930819-06-6 (Br.) € 24.70 - ISBN 3-930819-07-4 (Ln.) € 38.60

Das Werk wird ab 2007 fortgesetzt. Bei Subskription des Gesamtwerkes liegt der Preis fest 10% unter dem **Einführungs**preis der Einzelbände. (Br. ISBN 3-930819-00-7 / Ln. 3-930819-01-5)

❋

A Short History of Anarchism.
Engl. Übersetzung einer 1934 zuerst in Spanisch erschienenen Zusammenfassung der *Geschichte der Anarchie*, herausgegeben, mit Bibliographien und Kurzbiographien versehen von Heiner M. Becker. 432 S.
Best.-Nr. 95044 (Br.) € 16.00

❋

Eugenik der Anarchie. Mit einem Vorwort von Rudolf de Jong. 208 S.
ISBN 3-930819-28-7 (Fester Einband) € 20.00

❋

Rudolf Rocker
Nationalismus und Kultur
Erweiterte Neuauflage von Rockers Hauptwerk.
668 S., fester Einband, Leseband. ISBN 3-930819-23-6 € 40.00
Vorzugsausgabe mit einem signierten Portrait des Autors von Fermin Rocker. € 105.00

Rudolf Rocker
Anarcho-Syndikalismus
Deutsche Erstausgabe nach dem Manuskript, mit Vorwort von Noam Chomsky und Einleitung von Nicolas Walter.
ca. 220 S., Paperback. ISBN 3-930819-21-X € 15.00

Fermin Rocker
East End : Eine Kindheit in London
Vom Autor durchgesehene Übersetzung von Heiner Becker.
192 S., Ln. ISBN 3-930819-18-X € 17.00
Vorzugsausgabe mit zwei signierten Portraits Rudolf Rockers von Fermin Rocker. € 105.00

Johann Most
Marxereien, Eseleien und der sanfte Heinrich. Artikel aus der »Freiheit«
Ausgewählt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Heiner Becker.
190 S. + 1 Bl. Errata, Fester Einband. ISBN 3-930819-24-4 € 13.00

Bibliothek Thélème **Verlagsgesellschaft mbH**
Postfach 1624 – 48005 Münster
Tel./Fax 0251–374995 – e–mail: bibthel@aol.com

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, 14195 Berlin